Oscar Dominik

Urwelt-Tage und Menschheit

Urwelt
Sage und Menschheit

Eine naturhistorisch-metaphysische

Studie

von

Edgar Dacqué

Siebente Auflage

München und Berlin 1931

Druck und Verlag von R. Oldenbourg

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Copyright 1924 by R. Oldenbourg, München und Berlin

Denen,
die erkennen, daß
wahres Verſtehen
Glaube iſt

Vorrede

Schon bei früheren Studien auf dem Gebiet der Vorweltkunde hatte ich die Erkenntnis gewonnen und gelegentlich kurz angedeutet, daß jedes erdgeschichtliche Zeitalter nicht nur, was man schon lange weiß, seine bestimmten Tier- und Pflanzengeschlechter hervorbrachte, sondern sich auch in diesen Typen verschiedenster Herkunft mit gewissen übereinstimmenden Gestaltungen, übereinstimmenden biologischen Charakteren und Organbildungen, also mit einem bestimmten organischen Baustil kundgibt. Es drückt sich darin eine Art Zeitgeist aus, ein Gesetz, mit Hilfe dessen man das Ursprungsalter aller mit solchen Eigentümlichkeiten begabter Lebewesen, die noch in jüngere Zeiten oder in die Jetztwelt hineinragen, feststellen kann, auch wenn für sie noch keine fossilen Reste aus jener Entstehungszeit gefunden wurden, zu einem augenscheinlichen Beweis für ihre früheste Existenz. So kann man erwarten, auch über das Entstehungszeitalter des Menschengeschlechtes Aufschluß zu erhalten, wenn man dessen Gestalt und Organe mit früheren biologischen Zeitcharakteren vergleicht. Der vorläufigen und nur ganz allgemeinen Auswertung

dieſer paläontologiſch gewonnenen Erkenntnis für das erdgeſchichtlich hohe Alter des Menſchenſtammes und ſeiner Entwicklung dient dieſes Buch. Aber noch mehr.

Ich begegnete, ohne es beſonders zu ſuchen, im Lauf der Jahre vielen ſagenhaften Vorſtellungen und Angaben über Urmenſchen und ihre Umwelt, die, von dieſer Seite her geſehen, auf einmal einen merkwürdigen Schimmer von Leben gewannen. Das führte mich alsbald dazu, Mythen, Sagen, Kosmogonien und teilweiſe auch Märchen mit Sagenkernen unter einem erd- und menſchheitsgeſchichtlichen Geſichtspunkt anzuſehen und ſie zu vergleichen mit naturhiſtoriſchen Tatſachen, Theorien und Möglichkeiten. Das Ergebnis ſolcher Vergleiche liegt hier vor. Ich ſtelle ſie mit Auswahl und ohne Vollſtändigkeit hin, wie ſie mir erſchienen, nicht unbedingt als wiſſenſchaftliche Sätze. Das Ganze iſt ein Verſuch, auf einem, ſoweit ich ſehe, noch nicht planmäßig begangenen Weg Fremdartiges und Altbekanntes, Naturhiſtoriſches und Sagenhaftes zu vereinigen; daher auch das Wort „Studie" im Untertitel. Des Wagniſſes, das in der nach außen gerichteten Darſtellung einer ſo vielſeitigen Gedankenwelt liegt, bin ich mir voll bewußt und kenne nur zu gut die Bedenken, die der Fachmann hegt; ich hoffe aber, das naturhiſtoriſche Geſetz und die Zuſammenhänge, auf denen die Darlegung über das hohe Alter des Menſchen-

ſtammes ruht, ſpäter noch einmal ſicherer faſſen und begründen zu können.

Das Buch iſt, neben den ſachlichen Darlegungen, etwas durchaus Perſönliches, und ſeine Gedankengänge ſchließen ſich zu einem Weltbild zuſammen. Es iſt daher, wie alles Erlebte, ein Bekenntnis und ſoll es ſein. Jeder Abſchnitt, ſelbſt der trockenſte, iſt mit ſeinen Ausblicken ein ſolches. Die Quellen liegen klar zutage, und wo ſie fremder Herkunft ſind, ſind ſie getreulich angegeben. Zuletzt aber wurzelt alles in einem zu lebendiger Anſchauung gelangten Einfühlen und erhebt nicht den Anſpruch, die nüchtern wiſſenſchaftliche Forſchung verdrängen zu wollen von der Stelle, wo ſie ihrer Natur nach hingehört. Trotzdem ſoll eine andere Wahrheit erreicht werden mit anderen Mitteln und auf einem anderen Weg, den ich erkenntniskritiſch und naturhiſtoriſch zu begründen verſuche; dabei wird reichlich die Arbeit Anderer verwertet und aus ihren Gedanken geſchöpft werden.

Aber mit der Naturhiſtorie der Sagen, die wir enthüllen möchten, um ſie für die Erd- und Menſchheitsgeſchichte fruchtbar zu machen, iſt es allein nicht getan. Wiſſenſchaft als ſolche, und ſei es auch die einfachſte Beſchreibung eines Gegenſtandes, kann, als Wollen zu reiner Erkenntnis, doch nur metaphyſiſchen Sinn haben — oder ſie hat überhaupt keinen. Und gerade ein Problem wie das

unsere ist in seinem ganzen Umfang, in seiner ganzen Tiefe ohne bewußte Metaphysik überhaupt nicht zu fassen. Zugleich möchte ich daher, wie es sich notwendig aus dem Zusammenhang ergibt, auch zeigen, daß sich eine Brücke vom Äußerlich-Naturhistorischen zum Innerlich-Metaphysischen unschwer schlagen läßt, wenn man sich einer Betrachtungsweise anvertraut, die ihre großen Vorbilder auch unter den Naturforschern hat, die aber im allgemeinen in unseren Tagen nicht üblich ist und Vielen unmöglich, wenn nicht verwerflich erscheint. Folgen ihr aber, wie ich aus manchen Anzeichen zu hoffen wage, alsbald auf besserem Wege Andere, denen die Kenntnis und Erforschung der Sagen wissenschaftlicher Beruf ist, dann wird das, was ich hier mühsam und voller Irrgänge zuwege brachte, während ich es in zwei Jahrzehnten immer deutlicher neben meiner fachwissenschaftlichen Arbeit hergehen sah, bald ein volleres Licht auf ein Leben werfen, das jetzt noch unter dem Schutt der Jahrtausende und vieler Vorurteile und Schulmeinungen begraben liegt.

München-Solln,
Anfang 1924.

Inhalt

Seite

Einführung:

Theorie und Wissenschaft 3
Wirklichkeitswert der Sagen und Mythen 20

Naturhistorie:

Typenkreise und biologischer Zeitcharakter 41
Das erdgeschichtliche Alter des Menschenstammes 58
Körpermerkmale des sagenhaften Urmenschen 77
Urmensch und Sagentiere 101
Die Atlantissage 124
Die geologische Erklärung der noachitischen Sintflut 139
Der Wesenskern des Sintflutereignisses 146
Die kosmische Erklärung der noachitischen Sintflut 158
Datierung und Raumbegrenzung der noachitischen Sintflut 172
Jüngere Fluten und Landuntergänge 182
Sagen von Mond und Sonne 190
Sternsagen 203
Gondwanaland 216

Metaphysik:

Das Metaphysische in Natur und Mythus 225
Natursichtigkeit als ältester Seelenzustand 236
Kulturseele und Urwelt 248
Naturdämonie und Paradies 258
Die Natur als Abbild des Menschen 278
Die Quelle der Weltentstehungs- und Weltuntergangssagen 302
Seelenwanderung, Tod und Erlösung 318

Anmerkungen 335

Einführung

Zwei Wege gibt's, Natur den Schleier wegzuheben;
Der eine führt in's Nichts, der and're hin zum Leben:
Verhärtetem Gemüt und trockenem Verſtand
Erſcheint ein drehend' Rad an einem endlos' Band.
Doch nahſt in Ehrfurcht du und friſchen Herzens ihr,
Strahlt ſie lebend'gen Sinn in ew'ger Keuſchheit dir.

Theorie und Wissenschaft

Neue Wege des Wissens werden erschaut, nicht begrifflich erwiesen. Sie selbst erweisen sich gangbar, wenn man auf ihnen die Dinge sinnvoll in neuer Aufreihung sieht. Dann spricht man von neuen Tatsachen, die man gefunden habe; und von da aus tun sich wieder neue Wege auf. So bleiben wir ewig Wandernde. Die selbst neue Wege suchen, das sind „die Träumenden mit dem großen Glauben". Wir sind Alle Glaubende, aber jeder von einer anderen Geburtsstunde seines geistigen Lebens her, unter einem anderen Stern im Zenith, mit einem anderen Akkord und mit anderer Stärke. So mag es kommen, daß wir uns in neuen Gedanken nie ganz gemeinsam finden und in alten gemeinsam gewordenen nicht beisammen stehen bleiben können. Aber das Ziel ahnen wir Alle, wie eine in uns liegende Verheißung.

Der Glaube, wenn vom Einzelnen ausgehend, ist in dieser Form einzig und einsam. Ist er stark, so überträgt er seine Schwingungen auf die, die von sich aus nicht glauben, erweckt ihnen ihre Akkorde, ihre Weisen. „Die Gefahr, die von der Wissenschaft gefürchtet wird — sagt ein feinsinniger Interpret Bachofens, der auch ein Einsamer war — daß jeder Unberufene seine Phantasie für sachliche Intuition ausgebe und ein willkürliches Chaos an die Stelle methodischer Forschung trete, ist viel geringer als man glaubt. Die Allgemeinheit übt hier stete Korrektur, denn nur das wirklich Bedeutende kann von Dauerwirkung sein. Das bloß Subjektive sinkt in sich zusammen." Wenn es anders wäre, könnte die Wissenschaft überhaupt nicht bestehen; denn sie hat kein anderes Mittel zu ihrer Erhaltung als eben dieses angedeutete. Sie lebt vom Glauben — oder sie vegetiert nur und häuft an, oder stirbt. Man könnte heute noch nicht mit Atomen und Quanten rechnen oder von der Entwicklungsgeschichte des Lebens reden, wenn man nicht daran glaubte und zuvor eine Theori. gehabt hätte, ehe man neue, tiefer reichende Tatsachen dazu fande

Die Alten, oder wenigstens die platonischen Geister, nannten Theorie das, was wir heute als geniale Innenschau und Versenkung

in einen mit ernster Hingabe behandelten Stoff und die daraus entspringende unmittelbare Gewißheit bezeichnen können — das Gottschauen, das Sehen der inneren Zusammenhänge und der Einheit der Erscheinungswelt, des Daseins, in einem Teil davon. Was wir aber heute eine Theorie im wissenschaftlichen Sprachgebrauch nennen, ist eine mit äußeren Tatsachen gestützte und empirisch-intellektualistisch ausgebaute Erkenntnis. Aber auch eine solche ist noch nie ohne einen größeren oder geringeren Grad platonischer Theoria möglich gewesen. Das genial erfaßte Ideenbild ist immer das anschauliche, lebenspendende Ursprüngliche; die Begründung und der wissenschaftliche Mantel, das Kleid, worin die Idee nachher auch den Übrigen erscheint, ist das von außen Herangebrachte, das vom Material, von den Zeitumständen, von der wissenschaftlichen Ausdrucksweise, von der Vorbildung und Schulung Abhängige.

Die platonische Idee ist keine Abstraktion aus ein paar von außen gesehenen Dingen und Vorgängen, sondern eine erschaute Wirklichkeit im wörtlichsten Sinne des Wortes; nicht ein entleertes Formelbild in unserem Intellekt, so etwa wie es in der Naturwissenschaft der aus einer Anzahl von Individuen abgenommene Art- und Gattungsbegriff ist; sondern die Idee platonischer Fassung ist die in den Dingen und Lebewesen liegende innere Wirklichkeit, vermöge deren sie sind und werden. Aber nicht an sich sind und werden, sondern für unseren beschauenden Geist sind und werden. In der transzendenten Sphäre der Ideen steht der Zusammenhang und das eine Wesen der Natur für alle ihre scheinbaren Einzelteile dem anschauenden Geist unmittelbar gewiß da, und darum sieht er die äußere Natur als ein Gleichnis, als Abbilder der Idee. Wer das lebendige Wesen einer naturhistorischen Gattung, somit ihre Idee im Platonschen Sinn erfaßt, dem sind die Arten und Individuen nur Symbole. Die naturwissenschaftlich empirische Welt ist eine symbolische Welt von Bildern der unmittelbar lebendig wirksamen Ideen.

Die erschaute Idee muß daher, um wissenschaftlich-intellektuell verständlich zu werden, in gegenständlichen Bildern und Gedankengängen dargetan werden. So entsteht eine Theorie im gewöhnlichen Sinn, eine Lehre. Eine im Kampf der Gedanken brauchbare, Tiefen erhellende Lehre oder Theorie dieser Art unterscheidet sich von einem unwissenschaftlichen Meinen und Raten dadurch, daß der Forscher-

kopf, dem sie entsprang, an den nüchtern empirischen Tatsachen sie prüft und bereit ist, sie folgerichtig abzuändern, sobald es ihm danach notwendig erscheint. Nur auf solchem Boden heranwachsende Theorien und sich wandelnde Lehren bedeuten einen inneren Gewinn für die allgemeine Wissenschaft. Sie sind nicht nur Erkenntnisse schlechthin, sondern wirken als heuristische Thesen, befruchten durch den alsbald einsetzenden Gedankenstreit die Forschung, führen zu einer neuen Gruppierung von Tatsachen und Erscheinungen, also zu neuen Tatsachen selbst, und sind segensreich für den Geist und die Materialgewinnung der Wissenschaft, auch dadurch, daß sie gerade denen am meisten den Sinn schärfen und erweitern, die sie bekämpfen, wenn sie nicht dieselbe unmittelbare Gewißheit des Schauens der grundlegenden Idee gegenüber haben. Gedankengebäude dieser Art waren in der Wissenschaft der Nachrenaissancezeit etwa die Galileische Lehre, die Newtonsche Erfassung des Schwerkraftprinzipes, die Goethesche Farbenlehre, die Kantsche Erkenntniskritik, der Mayersche Satz von der Erhaltung der Energie, die Darwinsche Abstammungstheorie und vielleicht die Welteislehre.

Nicht immer werden neue Gedanken mit einem Schlag und nur in einem Kopf geboren; gleichzeitig oder vorher treten sie bei Einzelnen oder Vielen in der oder jener Form, da oder dort auf, bis der Mann kommt, der ihnen durch eine einzige Innenschau zum Leben hilft und den Sturm entfacht. Sobald die Idee als Theorie oder Glaubenssatz geboren ist, ist sie damit auch in eine bestimmte enge Form gegossen, ist sie aus dem freien Reich des Geistes in die Beschränkung physischer oder seelischer Wirklichkeit getreten und nun mit allen Fehlern und Irrtümern belastet, denen jedes Menschenwerk ausgesetzt ist. Es geht der echte Ring verloren. Daher beweist es nichts gegen den inneren Wert und die Berechtigung einer genialen Erfindung, wenn ihre Begründung mit konkreten, der Umwelt entnommenen Tatsachenbildern von den Spezialisten allerseits bekämpft wird.

In der organischen Natur kommen zeitalterweise neue Typen und alte vergehen. Diese neuen Typen, einmal vorhanden, treten in viele Abwandlungen ein und erfüllen in längerer oder kürzerer Evolution den Kreis ihres Daseins, um dann zu verschwinden und neuen, andersartigen Platz zu machen oder um ein unbedeutendes, selten noch einmal in rasch wieder abfallender Bahn sich erhebendes

Kümmerdaſein weiterzuführen. Man kann aber nicht ſagen, daß die neuen aus den alten unmittelbar hervorgehen; wohl aber macht es den Eindruck, als ob die einen ausſterben müßten, damit die anderen gedeihen könnten. Analoges geſchieht beim Auftauchen der Kulturen und Völker und Raſſen und auch beim Auftauchen neuer lebendiger Gedanken. Sie gehen nicht unmittelbar aus einander hervor; nur ein geheimer Zuſammenhang beſteht im Kommen und Gehen, gerade wie in der Evolution lebender Weſen. Auch neu hervorbrechende Gedanken erfüllen ihre Zeit und ſetzen ſich dann nicht mehr unmittelbar fort, wenn ſie ihre Aufgabe erfüllt haben. Darum iſt in der Wiſſenſchaft noch nie ein Gedanke endlos fortgebaut worden, ſondern jeder erfüllt ſeinen Kreis und ſtirbt wieder. Aber in dieſem Sterben ſcheint, wie bei einer geſunden Seele, zugleich die Kraft zum Werden eines Neuen zu liegen.

Gedankengebäude, Theorien, Glaubensſätze, inſofern ſie der Ausdruck geſchauter Ideen ſind, bleiben während der ganzen Dauer ihres Daſeins weſenhaft das, was ſie mit ihrer Geburt waren, wenn ſie auch ſpäterhin von Anderen aufgegriffen und in ihrer Form abgeändert werden; oft bedienen ſich aber auch neue Ideen des Gewandes der älteren. Ebenſo iſt es mit Mythen, Sagen und religiöſen Wahrheiten. Das alles iſt ja, ſofern es nicht reine Intellektualprodukte und daher ephemere Gebilde ſind, eines Weſens und der Ausdruck unverbrüchlicher Gewißheiten. Sie entquellen alle, auch wenn ſie in einem Einzelkopf erſchaut wurden, einer Zeitſtimmung, einem Zeitgeiſt, der oft nur von Wenigen getragen und ihnen erkennbar wird; ſie entquellen ihm wie die Formen der organiſchen Welt dem Schoß der Natur, die gewiß nicht ewig dieſelbe bleibt, ſondern auch ihren Zeitgeiſt hat. Wenn nach einem Wort Nietzſches jede Lehre vergeblich iſt, die nicht das von den Beſten gefühlte Drängen einer Zeit ausſpricht, ſo iſt umgekehrt jede derartig hervortretende Lehre auch ſtets einer Anzahl Geiſter unmittelbar gewiß, ſobald ſie nur einmal ausgeſprochen iſt. Dann gilt auch das Verneinen von Einzelheiten oder ihre Verurteilung durch die Sicheren, Allzuſicheren nichts. Sie hat Türen geöffnet und einen Blick ins Weite zu tun erlaubt, dem die Heranwachſenden folgen werden, ſelbſt dann, wenn ſie Einzelheiten und Faſſung der Lehre überholen. Hat ſie aber einmal ihren Kreis erſchöpft und die neue Bedeutung der altbekannten Dinge enthüllt, dann fällt

sie vom Baum des Lebens ab, wird vielleicht auch von den dann Alten, die mit ihr groß wurden, zähe festgehalten, bis sie mit ihnen ins Grab sinkt. So geht es uns und unseren Lehren allen.

Jede der großen wissenschaftlichen Perspektiven — ich sage mit Absicht nicht Wahrheiten — haben ein Wesentliches und Bleibendes gebracht, auch wenn sie widerlegt wurden oder lange unbeachtet blieben und wirklich oder scheinbar wieder verschwanden. Demokrits Atomlehre ist mit dem Kulturkreis, in dem sie entstand, vergessen gewesen, als sie in der abendländischen Physik in neuer Form und unter einem anderen Weltbild wiederkam. Sie hat noch einmal in diesem ganz anderen Zusammenhang Werte geschaffen und wird wieder — wir sind ersichtlich auf dem Weg dazu — in Metaphysik zurückkehren, aus der sie kam; anderes wird an ihre Stelle treten. Mayers Gesetz von der Erhaltung der Energie wurde von der Fachwissenschaft abgelehnt; dann beherrschte es die Mechanik. Die von ihm geschaffenen Erkenntniswerte bleiben, aber ein anderes tritt an seine Stelle. Helmholtz' Vorstellung von der allmählichen Kontraktion der Erde hat, obwohl ohne planetarische Richtigkeit, die Geologie so weit zu führen vermocht, daß sie klar die geophysischen Vorbedingungen kennen lernte, die für eine gereiftere Lehre den geistigen Boden schufen. Cuviers Lehre von den Erdkatastrophen mußte der v. Hoff-Lyellschen Lehre von der Summierung kleinster geophysischer Wirkungen weichen, als der Zeitgeist für die mechanistische Weltanschauung reif geworden war und eine andere Betrachtungsweise erforderte; ebenso wie die Darwinsche Abstammungslehre, das echte Kind der utilitarischen Lebensanschauung, die auch über unser Volk im letzten Jahrhundert verheerend dahingegangen ist. Alle diese Lehren haben ihre große Mission erfüllt, obwohl sie soviel abgelehnt wurden. Sie lehrten uns, mit neuen, für das Kleine geschärften Augen sehen. Jetzt werden sie verdrängt von neuen Gedanken und Gesichten, die gewiß auch in tausend Einzelheiten falsch und dennoch in der geschauten Idee wahrhaftig sein können und es sind, so viel und so wenig wie alle früheren und alle noch kommenden. Denn „Wahrheit" bringen sie alle nur insoweit, als sie aus einer Fülle von Teilerkenntnissen heraus genial konzipiert sind und wie ein alles durchdringender Funke von ihren Schöpfern einmal erlebt und von Anderen nacherlebt wurden.

Zwei Geistestätigkeiten sind miteinander am Werk: die geniale Beschauung und das tägliche Handwerk. Beide müssen im Persönlichen miteinander verknüpft sein, wenn der, der sich Forscher nennt, nicht ein erfolgloser Phantast oder ein tödlicher Schulmeister sein soll. Der Eine hat mehr diese, der Andere mehr jene Seite seines Geistes entwickelt. Unsere Großen sind die, bei denen beides harmonisch ineinanderklang. Sie haben ihrer Wissenschaft neue Bahnen gewiesen, haben ihrer Mitwelt und Nachwelt Schauen in neue Sphären gehoben, wo dieselben alten Tatsachen auf einmal neue Tatsachen und — für ihr Zeitalter — auch neue Wahrheiten wurden; womit sie es Anderen ermöglichten, geistig weiterzuleben.

Bezeichnend für alles geistig Tiefe und Fruchtbare ist somit einerseits das von innen heraus Gewonnensein und andererseits das, daß die Begründung, die Ausgestaltung zur konkreten wissenschaftlichen Theorie Irrtümer, Fehler, Widersprüche in sich trägt. Der Spezialkenner, der ebenso unerfreulich beschränkt wie genial sein kann, wird daher auf alle Fälle einem neuen Gedanken gegenüber zunächst immer recht behalten, sei es, daß er ihn ablehnt, sei es, daß er seinen Wert ganz oder teilweise anerkennt und darauf eingeht. Das liegt in der Natur des Denkens und Schauens, und anders können wir Alle wissenschaftlich nicht handeln, ob wir es einsehen oder nicht.

Bezeichnend für eine die Wissenschaft vertiefende Ideenschau ist auch das, daß ihre äußere Gestaltung zur Lehre, ihre Beweisgründung ad hoc gemacht werden muß. Es wird eine geeignete Darstellung, eine geeignete Gruppierung konkreten Wissensstoffes gesucht, was dem, der die Idee ergriffen hat, im Grunde Nebensache ist. Er muß aber ein solches Theoriengebäude errichten, um sich seiner Um- und Mitwelt verständlich zu machen. Daraus erhellt, daß es bei einer Theorie, einer neuen Lehre nicht so sehr auf die Einzelheiten der Darstellung und Begründung ankommt, als vielmehr darauf, daß die erschaute Idee als solche vermittelt und für den suchenden Gebrauch zur Verfügung der Wissenschaft gestellt wird. Wer da glaubt, daß im absoluten Sinn eine Lehre richtig oder falsch sein könnte, hat erst die Oberfläche der Welt und des Daseins berührt. Im objektiven Sinn schlechthin wahr sind überhaupt nur die mit innerem Sehen wahrgenommenen Urbilder der Dinge, die „Ideen" im Sinn Platons. Sobald sie ins Konkrete übersetzt werden, ist ihre Wahrheit und ihr bedingungsloses Sein

dahin; sie werden eingekleidet in eine Lehre, in ein System, und über dieses läßt sich endlos streiten.

Es ist wie mit einem gotischen Dom, den wir aus der Ferne über die Häuser ragend erblicken: seine Gesamtform macht einen großen Eindruck auf uns und gibt uns unmittelbar die Idee dessen, was gotisches Wollen, gotisches Schauen, gotischer Ernst ist. Wir gehen näher, ganz nahe heran und erblicken jetzt eine Menge Kunst- und Schönheits- und Materialfehler an dem Werk: einzelne Quader sind verkehrt eingesetzt; viele Verzierungen sind roh ausgeführt und stimmen nicht auf einander; da und dort ist ein Bogen oder ein Fenster romanisch statt gotisch; oder die Reihe der Pfeiler ist verschoben; oder es sind Teile eingefügt, die zu einem anderen Bau ursprünglich gehören und notgedrungen hier mitverwertet sind. Wir sind vielfach enttäuscht und treten wieder zurück. Aber mit demselben überwältigenden Eindruck, mit derselben Gewißheit und Wahrhaftigkeit seiner Gesamtkonstruktion ragt er wieder über die Dächer, und wir geben uns dem, was er uns wahrhaft vermittelt, jetzt nach der kritischen Prüfung mit vollerer Überzeugung wieder hin und schauen mit dem Geist des Meisters, statt über den verkehrten Quader mit dem Steinmetz zu schelten.

In dieser Zweiheit zwischen Idee und Leben bewegt sich das geistige Dasein der denkenden Menschen. Nicht nur das der eigenen Persönlichkeit, nicht nur ihr Dasein zwischen Wollen und Können in sittlicher und intellektualer Hinsicht, wovon die Gestalt des Apostels Paulus ein so tragisches Beispiel ist; sondern eben auch in unserem wissenschaftlichen Wollen und Sollen begegnet uns diese Pein des Doppelwesens, das uns — wir fühlen es klar — allein hindert, zur Wahrheit zu gelangen. Seine Auflösung wäre die Wahrheit. Aber es ist noch Keinem gelungen, mit den Mitteln des bewußten Denkens jene Zweiheit des Vorstellens und Erlebens in die Einheit des eigenen unmittelbaren Seins hinüberzuleiten. So gleiten wir hin und her: aus dem Reich des unmittelbaren Erlebens, wo wir vorübergehend eins mit dem Erkannten sind, hinüber in die Welt der Begriffe und des Vielerlei, in die Denkformen von Subjekt und Objekt, von Raum und Zeit, von Ursache und Wirkung, wo Trennung und Irrtum herrscht.

Mensch, willst du ‚wissen' nur, wie fern bleibst du dem Licht!
Wer wahres Wissen hat, der schaut und — weiß es nicht.

Alle Wissenschaft geht in ihrem stillen Ziel, dem Einzelnen bewußt oder unbewußt dahin, jene Zweiheit für das Bewußtsein zu beseitigen, worin uns die anorganische Natur immer wieder als Kraft und Stoff, die organische als Seele und Leib, die Geschichte als Sinn und Ablauf entgegentritt. Wir haben verschiedene gewaltige und oberflächliche Versuche, dieser Zweiheit im Denken und Vorstellen Herr zu werden und in unserem Intellekt zu der von uns Allen gefühlten, geglaubten und auch wirklich seienden inneren Einheit alles Daseins zu gelangen.

Die ganze Philosophie, von den ältesten Zeiten bis heute, ist diesem Hingelangenwollen zur inneren Einheit der Dinge und unser selbst geweiht; einen anderen Sinn und eine andere Quelle hat sie nicht. Sogar die Afterphilosophie der eben vergangenen Jahrzehnte, der „wissenschaftliche Monismus", hat einzig und allein dieses Wollen gehabt, doch hat er das Ziel nicht im Auge behalten. Denn statt die Zweiheit unseres Daseinsbildes und Daseinsgefühls auf wissenschaftlich verständliche Weise aufzuzeigen und sie als eine für das Wachdenken unübersteigliche Tatsache zu nehmen, aber neu zu beleuchten, hat er sie bloß weggeleugnet und wegdekretiert, war also dogmatisch und im Gefolge davon fanatisch, aber nicht philosophisch-wissenschaftlich. Und wenn zum Schluß sein lautester und kindlichster Rufer im Streit, Ernst Haeckel, von beseelten Atomen spricht, weil anders ihm keine Vorstellung des Stoffes, der Materie ersteht, so ist das eine Ironie der Geistesgeschichte, die von neuem dem Intellekt als solchem die ihm nun einmal gezogenen Grenzen weist. Das aber hätten sie von Kant schon lernen können.

Auch Schopenhauers ganzes Bestreben, aus echtestem Grund entsprungen und wie blasphemisch berührt, wenn man es dem Monismus und der „wissenschaftlichen Weltanschauung" der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Seite stellen würde — auch Schopenhauers ganzes Bestreben ist immer und immer wieder auf die verstandliche Auflösung des Dualismus alles denkend erfaßten Daseins gerichtet: Der Wille zum Dasein ist das allein Seiende, der Intellekt nur das reflektierend Hinzugekommene, womit der Wille seiner gewahr und zur Umkehr, zur Abkehr vom Einzeldasein reif wird. Wenn aber Schopenhauer es am Ende seines Lebens preist, daß er selber noch mit der weltüberwindenden und daseins-

verneinenden Weisheit der indischen Veden bekannt werden durfte, so liegt in diesem innigsten Bekenntnis zugleich das Erlösungsgefühl zutage, das einen so tiefen Geist durchdrang, als ihm ein Weg gezeigt war, der Zweiheit und damit Zerrissenheit des Daseinsgefühls aus seiner Intellektualwelt weg zu entwachsen.

Der Weg dahin war von jeher und wird in alle Zukunft nur einer sein: lebendige Religion. Nicht das philosophisch-wissenschaftliche Denken, von der Profanwissenschaft gar nicht zu reden; nicht das Rennen und Drängen nach einer äußeren Wahrheit — was ist Wahrheit? wird uns da immer wieder der Abschluß jeder Zeitepoche zurufen, um keine Antwort von uns zu bekommen. Wir stehen mit der Naturwissenschaft wieder deutlich an einem solchen Epochenabschluß. Der Dualismus in unserem Welt- und Daseinsbild ist der gleiche, wie je zuvor, und wissenschaftlich-philosophisch nicht gelöst. Wenn wir den Arm heben, um eine Tätigkeit auszuüben, so bemerken wir wohl, daß der Willensakt des Hebens und die dabei eintretende Funktion des Armes irgendwo eine Einheit sind; wir erleben es gefühlsmäßig als Einheit. Sobald wir aber den ganzen Akt nach dem Begriff von Ursache und Wirkung verstehen wollen, verstehen wir nichts mehr. Denn nun kommt die unselige Zweiheit wieder, welche durch unser ganzes wissenschaftliches Erkennen, soweit es nicht unmittelbares Erleben ist, geht. Darum kommen wir durch das Denkprinzip von Ursache und Wirkung zu keinem lebendigen Erfassen des Wesens der Dinge, sondern nur zu Formeln und Gesetzen, auch wenn sie praktisch noch so verwertbar sind; doch sind sie selbst praktisch nur verwertbar, etwa beim Maschinenbau, wenn zuvor die Idee einer Maschine und ihrer Wirkung durch Innenschau erfaßt war. Das tiefere Erkenntnisbedürfnis wird durch den Versuch einer Darstellung der Vorgänge unter dem Bild von Ursache und Wirkung nicht befriedigt, und Formeln sind keine Erkenntnisse im Sinn einer tieferen Wahrheit. So muß immer wieder zum Verknüpfen der Dinge und Erscheinungen nach dem Kausalitätsprinzip, selbst bei der einfachsten wirklich wissenschaftlichen Erkenntnisarbeit, die Innenschau, das Einheitserlebnis als das allein unmittelbar Gewißheit schaffende Prinzip hinzutreten.

Damit sucht Alles von selbst den Weg zu einer Metaphysik. Die Einen kehren zu ihrer überkommenen Glaubensgestaltung, in unserem Kulturkreis also zu ihrer Kirche zurück; die Anderen wen-

den sich zur indischen Weisheit oder zur Theosophie und Anthroposophie; wieder Andere suchen beides zu verschmelzen und die tiefere Einheit darin zu erfühlen. Wieder Andere, die nüchterner denken, suchen nach einer okkulten Wissenschaft oder nach Astrologie. Wer am meisten wissenschaftliche Denkweise hat, hebt seine Physik und Chemie in das Reich der Atomforschung; und Physik und Astronomie lassen eine alle Begriffe der Umwelt relativierende Vorstellung an Stelle des alten naiv mechanischen Weltbildes treten. Die stammesgeschichtliche Tier- und Pflanzenforschung kehrt von den realistischen Artbeschreibungen und den formalistischen Stammbaumbildern zu einer bewußt idealistischen Morphologie zurück, und wir hier suchen nach einer Metaphysik der Menschen- und Tierentwicklung in dem Skelett der Erdgeschichte. Was wir auch sagen und denken und meinen — wir Alle suchen im Grunde Religion, insofern wir Wahrheit meinen und inbrünstig wollen.

Das wollte die Wissenschaft der Nachrenaissancezeit und die des materialistisch orientierten letzten Jahrhunderts auch; so gut wie die religiöse Mystik des Spätmittelalters. Aber der Wissenschaft der letzten Jahrhunderte war es um ein äußeres Ordnen des Weltbildes zu tun; es galt ihr, den Mechanismus des äußeren Geschehens als solchen darzustellen; besser gesagt: ein Weltbild zu entwerfen nach dem Begriff des Mechanismus. Unter diesem Gesicht sah sie und mußte sie ihre eigenen Tatsachen sehen. Zuletzt im 19. Jahrhundert aber vergaß sie fast, daß dieses mechanistische Weltbild eine dogmatische Forderung, ein a limine gewollter Versuch des Geistes war, den Dualismus in der Vorstellung zu überwinden oder wenigstens für die wissenschaftliche Betrachtung unschädlich zu machen. Nun hielt sie dieses mechanistische Weltbild, soweit seine Darstellung überhaupt gelang, irrigerweise für ein Ergebnis, statt für ein von Anfang an schon mitgesetztes Postulat, und gründete darauf neuerdings eine sich wie religiös gebende Weltanschauung, machte also den Versuch, es ethisch zu verwerten. Jetzt werden wir uns wieder bewußt, daß so die Wahrheit nicht gefunden werden kann, weil wir an Weltanschauung aus unserer Wissenschaft doch nur das herausholen können, was wir und unsere Altvorderen dereinst hineinsteckten, als geniale Ideenschau sie gebar. Das investierte Kapital ist dasselbe geblieben. Wir haben es arbeiten lassen und die reichlich anfallenden Zinsen als natur-

historische Beschreibungen, Entdeckungen, praktische Ergebnisse eingeheimst und zum Leben verbraucht, vielfach, um dadurch ärmer an Seele zu werden. Nun wir uns wieder auf das Kapital besinnen, finden wir es als dasselbe, im Wesen unverändert, wieder vor. Und wir fragen von neuem: Was ist Wahrheit?

Diese Selbstbesinnung führt immer zum Urquell zurück, zur Religion. Dort, unter Hingabe des Ich, erlebt der Mensch die Einheit, die er hinter der Dualität der vorgestellten, d. i. in Subjekt und Objekt getrennten, in seinem Bewußtsein reflektierten Welt mit den Mitteln des Alltagsverstandes vergeblich sucht. Die innerlich erlebte Einheit ist Glaube, ist unmittelbare, weil nicht durch die Sinne ermittelte Erfahrung; ist Wissenschaft schlechthin; ist Wahrheit. Durch die äußere wissenschaftliche Empirik der letzten Jahrhunderte zu asketischem, wissensstrengem Denken erzogen, ist der Geist unserer Forschung reif geworden zu neuer Einkehr, zu einem neuen Setzen einer Forderung, eines durch Innenschau erfaßten Axioms, wie es die Forderung und Ausarbeitung eines mechanistischen Weltbildes seinerzeit war.

Das neue Axiom — man erkennt es deutlich, wenn es auch, soweit ich sehe, in der Naturforschung noch nicht ausgesprochen, obwohl suchend da und dort angestrebt ist — es wird der Versuch eines wissenschaftlichen Weltbildes sein, in dem das äußere Geschehen als Abbild des wesentlich Wirklichen und Wirksamen erscheint. Wir kommen zu einem symbolhaften Auffassen des Geschehens um uns, der Natur und unseres eigenen Daseins. Freilich werden die Methoden damit andere werden. Die alte Tatsachenforschung wird bleiben; sie hat sich in ihrem Reich wohlbewährt, und ohne sie wird unser Intellekt nichts schaffen können. Aber hinzutreten wird ein inneres Sehen, das aus der Selbsterforschung und aus der Erkenntnis der „Innenseite der Natur" fließt. Diese Innenseite sind wir selbst. Des Menschen Wesen ist das Maß und das Wesen der Dinge; sein Werden ist das Werden auch der von ihm erkannten Umwelt, und aus seinem Wesen fließt die Erkenntnis der Dinge, so von innen im Schauen, wie von außen in der Empirik der Sinne.

Es ist nichts Neues, das kommen wird, nur etwas Geläutertes, Geklärtes, Vergorenes. Denn es war schon da, was wir nun wieder brauchen und suchen. Unsere großen Geister der voraus-

gehenden Jahrhunderte bis in die idealistische Philosophie und Naturphilosophie haben es besessen und leuchten zu uns herüber. Aber sie besaßen es in anderer Weise: sie waren nicht gehemmt und geschult an dem entsagenden Denken und Forschen unserer, das mechanistische Weltbild nüchtern erstrebenden kritischen Wissenschaft. So wurden sie fruchtlos; der Faden, brüchig geworden, riß ab. Dann kam die Zeit des Materialismus nach dem Niedergang der idealistischen Freiheits- und Einheits- und Weltverbrüderungsideen des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts. In Wissenschaft und Volksleben trat der westliche Materialismus in den Vordergrund. Nun jagte ein „Aufschwung" den anderen: wachsender Reichtum; außenpolitische Erstarkung; Schaffen einer öffentlichen Meinung durch eine Presse; seelenloses, nicht volksverankertes Kastenwesen; Gegensätze, aus denen der revolutionäre Sozialismus geboren wurde; Parlamentarismus; Darwinismus; Industrialisierung der Arbeit, auch der wissenschaftlichen Arbeit; überhaupt Vermechanisierung des Daseins unter höchsten Triumphen des Technischen auf allen Gebieten. Daneben, von Zeit zu Zeit tief aufseufzend und nach der verschütteten Seele unseres Volkes rufend, ging gerade das deutsche Geistesleben seinen äußerlich glanzvollen, innerlich zerrissenen Weg. Um die Jahrhundertwende erwachte wieder die „Philosophie". Sie begann mit dem Wiedererkennen von Goethes Geist. Man suchte wieder und suchte ahnend; man wußte nicht mehr alles, und die eben marktschreierisch gelösten Welträtsel fingen wieder an, ungelöste Probleme zu werden. Es regte sich wieder das Geheimnis im Dasein, der Glaube.

Dann kam das ungeheuere Leiden und Sterben. Und nun ist, trotz allem äußeren Schein des Gegenteils, Seele und Geist wieder frei und ist sehnsüchtig nach — Religion. Wir beginnen, die alten, im Aufschwung abgerissenen Fäden weit, weit in die Vergangenheit hinein wieder zu knüpfen, vielleicht zu einem neuen großen Geistesflug. Es sollte gelingen, die äußere Empirik der Wissenschaft mit der Innenschau des Sehers zu vereinigen zu einem vertieften symbolhaften Weltbild und eine Brücke zu schlagen zwischen dem unvergorenen Osten und dem ausgereiften Westen.

In diesem zur reiferen höheren Frucht ansetzenden Erkenntniszustand befindet sich nach meinem Gefühl jetzt unsere faustisch-

deutsche Naturforschung, gleichgültig wie viele von ihren Trägern das wissen oder zugeben. Sie leitet über zur Religion.

Die Evolution des Geistes ist wie ein Spirallauf; er kehrt zum selben Punkt anscheinend zurück, jedoch auf einer höheren Stufe, und hat von dort Aussicht auf dieselben Dinge, jedoch im Durchlaufen einer höheren Bahn. So finden wir gewisse Parallelen in der Geistesentwicklung der Völker oder Kulturen und in unserer eigenen Entwicklung. Daraus können wir gewisse Richtlinien auf das Kommende gewinnen; nur dürfen wir das Ähnliche nicht unbesehen gleichsetzen. Eduard Schwartz zeigt[1]) nun in den „Charakterköpfen aus der antiken Literatur", wie Epikur in seiner Spätphilosophie die alten naturphilosophischen Lehren und Erkenntnisse etwa eines Demokrit zu einer formalen Grundlage seines Lehrgebäudes und seiner spätzeitlichen Weltanschauung verarbeitet, wie es ihm aber nicht darum zu tun ist, die wissenschaftliche Richtigkeit oder Nichtrichtigkeit einer solchen Lehre zu erweisen. Bei Demokrit erwuchs sie, wie Schwartz sagt, ehedem aus der Unmöglichkeit, das eine, das ungewordene und unvergängliche Sein auf die unendliche Mannigfaltigkeit der werdenden und vergehenden sichtbaren Welt zu übertragen; er sah daher in seiner Lehre die glückliche Lösung eines Widerspruches, der jede wissenschaftliche Erkenntnis der realen Welt unmöglich zu machen drohte. Epikur dagegen dachte gar nicht daran, die Forscherarbeit Demokrits fortzusetzen. „Er legt auf eine exakte Erklärung der Naturvorgänge keinen Wert und erhebt es zum Grundsatz, mehrere zur Auswahl nebeneinanderzustellen." „Er war nicht der erste unter den Nachfolgern des großen Naturforschers, der die atomistische Hypothese nicht als Prinzip der Forschung, sondern als Bestandteil einer Weltanschauung behandelte und entwickelte." „Er folgt nur dem Zuge seiner Zeit, wenn er die wissenschaftlichen Aufgaben, die der letzte originale Denker der Nachwelt gestellt hatte, verachtete und beiseite schiebt: derselbe Prozeß läßt sich auch bei den Erben der platonischen und aristotelischen Wissenschaft beobachten... „Die hellenische Philosophie war seit Plato, ja seit Sokrates Wissenschaft und Weltanschauung zugleich. Wenn die moderne Wissenschaft auch schwer mit dem Dogmatismus hat ringen müssen, mit dem die Kirche als Erbin der griechischen Philosophie die Menschheit durchtränkt hatte, eines verdankt sie der geistigen Herrschaft der von den

christlichen Kirchen gehüteten Offenbarung doch: sie konnte sich exklusiv der Forschung widmen und brauchte sich um das Seelenheil ihrer Adepten nicht zu kümmern wie ihre hellenische Vorgängerin, die auf keinen Dekalog und keine Bergpredigt verweisen konnte."

Ich glaube, wir sind, was diese, die innere Bewegung des hellenischen Geistesflusses im Wesen kennzeichnenden Sätze betrifft, heute wieder in einem ähnlichen Zustand, wenn auch auf anderer Stufe; aber ich glaube auch, daß wir in eine Periode eintreten, in der wir uns sogar als Naturforscher sehr um das „Seelenheil" unserer Adepten nicht nur werden kümmern müssen, sondern ganz von selbst darin den einzigen Sinn unserer und vielleicht aller Forschung sehen werden. Dafür gibt es objektive und gefühlsmäßige Symptome.

Man kann den Beweis von zwei Seiten her versuchen: von sich selber aus, wobei das Einfühlen und Vorfühlen des Zeitgeistes wesentlich ist; sodann von den Anderen her, die uns als Personen oder in Wort und Schrift begegnen. Was das Eigene anbelangt, so sei dieses Buch hier ein Beleg. Was die Anderen betrifft, so kann man seit Jahren, und seit dem Krieg in verstärktem Maße, beobachten, wie Schüler und Laienvolk im ganzen viel innerlicher an die wissenschaftliche Fragestellung herantreten, als wir es seinerzeit noch konnten; wie ihr Suchen und Fragen sogar bei scheinbar so konkret realistischen Gegenständen, wie denen der Erd- und Lebensgeschichte, auf Verinnerlichung zu gehen scheint. Es ist nicht mehr jener negative Geist, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus dem erkenntniskritisch so flachen Schlammstrom des naturwissenschaftlichen Aufklärichts sich erhob und sich vornehmlich an die deutsche Form der populärwissenschaftlichen Literatur knüpfte; auch damals machte man aus der Naturwissenschaft von der Chemie bis zur Biologie eine Philosophie, die mit ihrem naiven Realismus die einzig mögliche sein wollte. Diese ist es nicht, die heute sich aus und neben der Naturforschung erhebt. Vielmehr will das heutige Erkenntnisbedürfnis nicht mehr den Stoff an die Stelle der Seele gesetzt sehen, nicht mehr die Tiefe der Lebensfrage durch Formeln, sondern durch Anschauen des lebendigen Wesens aller Dinge, durch eine wahre Theoria sich nahegebracht wissen.

Das ist die eine Gattung der Suchenden. Die andere besteht aus den Lehrern und Forschern selbst. Der Stoff als solcher wird nicht

mehr um seiner selbst willen angebetet. Er wird zu einem inneren Schauen vertieft. Ich rede nicht von den Handwerkern, sondern von den Besinnlichen. Und darüber hinaus nähern wir uns, jeder für sich und wir in der Gesamtheit, jener höheren Reife der Erkenntnis, wo wir, mit Lange zu reden, nicht die gestrige Theorie verachten und auf die heutige schwören, sondern in allen Theorien nur ein Mittel sehen, die Tatsachen zu überblicken und sie für den Gebrauch zu beherrschen. Und noch mehr. Es wird dem Forscher wieder klar, daß unser Arbeiten nicht zu der Wahrheit schlechthin führt, auch nicht zu einzelnen Wahrheiten; und daß daher ein Streit um sie letzten Endes sinnlos sein könnte. Ich stimme mit der Erkenntnis eines aus der Enge wagnerhafter Gelehrtenstube zum Osterspaziergang hinausführenden Werkes[2]) überein, das den Sinn der faustischen Naturforschung mit den Worten trifft: „Der Glaube an ein voraussetzungsloses Wissen kennzeichnet nur die ungeheuere Naivität rationalistischer Zeitalter. Eine naturwissenschaftliche Theorie ist nichts als ein geschichtlich voraufgegangenes Dogma in anderer Form.... Über den Wert einer Arbeitshypothese entscheidet nicht die ‚Richtigkeit', sondern die Brauchbarkeit.... Einsichten von anderer Art, Wahrheiten im optimistischen Sinne, können überhaupt nicht das Ergebnis rein wissenschaftlichen Verstehens sein, das stets schon eine Ansicht voraussetzt, an der es sich kritisch, zerlegend betätigen kann.... Wahr ist nur das Zeitlose."

Jene Art Brauchbarkeit allein ist das Wesensmerkmal jeder großen, d. h. Entwicklungsmöglichkeiten in sich bergenden, die Forschung weiterführenden und sie vertiefenden Theorie gewesen. Alle sind sie, wie Mythen, Sagen und religiöse Wahrheiten, entsprungen aus genialer Empfängnis, aus Innenschau, aus stiller Gewißheit, und sie sind so lange und insoweit „wahr" gewesen, als sie heuristisch fruchtbar waren. Im selben Maß als die Wissenschaft den Kreis ihrer Möglichkeit innerhalb eines Kulturablaufes ausschöpft, kehrt sie zu einem bewußten Glauben, erwachsen aus vertieftem Schauen, zurück. Und vielleicht ist es der Sinn und Wert aller abendländischen Forschung gewesen, in ihrer langen geduldigen, oft bis zur persönlichen Askese gesteigerten Arbeit den Geist in Zucht gebracht zu haben, der, nunmehr reifer geworden, allmählich die äußere Empirik durch ein gleichzeitiges bewußtes inneres Schauen erhebt; nicht durch ein willkürliches, wohl aber durch ein

aus dem Boden der rationalen Wissenschaft befruchtetes, stets von ihm mitbedingtes, ihn bewußt im Auge behaltendes intuitives Arbeiten, das gleich dem Antäus nur aus diesem seinem sicheren Mutterboden Kraft und Lebensfähigkeit zieht.

Wir dürfen die oben gegebene Parallele mit der späteren griechischen Naturphilosophie noch einmal aufnehmen und teilweise mit den Worten von Schwartz auch von der jetzigen Philosophie sagen: Schon wiederholen auch wir große naturwissenschaftliche Theoreme, ähnlich wie Epikur, noch mit innerer Überzeugung und — wo wir sie überblicken — auch in lapidarer Sprache. Je reifer, desto geschlossener und einfacher. Wir stellen sie auch mit anderen, älteren und neueren, zusammen, die ihnen gleich oder entgegen sind. Wir haben in der Wissenschaft selbst vergleichend historischen Sinn bekommen und verachten nicht mehr bloß das Alte, das wir nun schon beginnen, gleichberechtigt zu dem Neuen zu stellen. Wir sind abgeklärter geworden und ahnen oder wissen schon, daß es sich nicht um Wahrheit schlechthin, sondern um Perspektiven auf das unveränderte Dasein handelt. Und fragen uns, wo jenseits aller reflektierenden Wissenschaft das Ruhende in der Flucht der Erscheinungen liegt. Es ist uns um den Weg zu tun; denn wir wissen, daß das Ziel noch nicht erreichbar ist.

Dem Einen ist aber diese, dem Anderen jene Theorie, jene Methode, jener Weg der bessere, der sicherer führende, je nach dem Grundzug seines Wesens, seines Schauens, das er angeboren mitbringt oder das ihm während seiner Forscherarbeit erweckt wird. Dieses Schauen ist seine wissenschaftliche Religiosität. Wissen und Schauen, Wissen und Glaube aber bestehen nur miteinander oder überhaupt nicht. Der Rest ist Schweigen oder — weiterhin handwerksmäßige Materialverarbeitung. Aus jener wissenschaftlichen Religiosität entspringt beim rechten Schüler das Suchen und Fragen; aus ihr auch beim rechten Lehrer die Antwort, wenn beide Innerlichkeit wollen und haben.

So mag es das hohe, wenn auch unbewußte und sicherlich meistens noch uneingestandene Ziel unserer Wissenschaft sein, zu dem sie vermöge des inneren Lebens unseres Geistes hintreibt: daß wir nicht mehr so sehr daran denken werden, die äußere Stoffanhäufung fortzusetzen, die äußere Beziehung und Aufeinanderfolge der Erscheinungen darzustellen, als symbolhaft den großen Gedankenbau

abendländischer Forschung wie eine abgemessene Säulenhalle hinzustellen, in der alle, aber auch alle Säulen miteinander das Dach tragen, unter dem sich unser Gottsuchen ergeht. Wenn nach dem oben gegebenen schönen Wort von Schwartz die abendländische Forschung sich bisher nicht um das Seelenheil ihrer Jünger zu kümmern brauchte, wenn sie der Herausarbeitung des Stoffes allein leben konnte, so ist das nicht, wie es diesem hohen Geist wohl scheinen mag, ein Endzustand und vielleicht eine Art Befreiung gewesen, sondern es war der Vorbereitungsdienst zu einem aus dieser Wissenschaft eben doch allmählich erwachsenden Priestertum, das mit seiner faustischen Innerlichkeit kaum an ein epikuräisches gemahnen, sondern die Brunnen der Tiefe öffnen und vielleicht wieder bei einer Bergpredigt seine Erfüllung finden wird.

Wirklichkeitswert der Sagen und Mythen

Noch können wir kaum ahnen, wie lange das große Trauerspiel mit der großen Verheißung währt, das wir Geschichte der Menschheit nennen. Frommer Sinn, unterstützt von oft mißverstandener Tradition, spricht von ein paar Jahrtausenden. In der babylonischen Überlieferung ist aber berichtet, wie nach Erschaffung der Welt Urväter das Land beherrschten, deren Regierungszeiten sich über einige Jahrhunderttausende erstreckten; die Überlieferung der Japaner kennt eine Urbevölkerung vom Alter einiger Jahrmillionen. Die Naturwissenschaft, allzusehr festgerannt in die nachgerade zu einem banalen Philosophem gewordene formalistische Abstammungslehre, spricht von ein paar Jahrhunderttausenden; sie erfüllt diese Zeit mit dem Bild des Steinzeitmenschen und sucht krampfhaft bei ein paar alttertiärzeitlichen[3]) Affen den Ahnen des Menschen. Sie zeigt uns einige eiszeitliche Skelette auf und findet an ihnen „primitivere" Merkmale als an dem Europäer unserer Tage. Aber je mehr sie die Skelette betrachtet, umso mehr gleiche Züge gewinnen sie mit jetztzeitlichen Menschen und umso mehr Rassenverschiedenheit gewinnen sie untereinander, umso mehr Stammesverschiedenheit von den pithekoiden tierischen Brüdern. Sie sieht dann die Menschenspur verschwinden in der frühesten Phase der Eiszeit, wo nur noch primitive, zuletzt unsichere Feuersteinsplitter eine kaum in den Anfängen stehende Werkzeugkultur zu verraten scheinen; und dann verschwindet, auf dieser Bahn bisher nicht mehr zu verfolgen, das Menschenwesen, der Menschheitsstamm im Dunkel einer Vorzeit, durch die wir nur die Ketten der tertiärzeitlichen Säugetiere paläontologisch einigermaßen verfolgen können bis zurück in das noch ältere, mesozoische Erdzeitalter, wo das Reptil in ebenso bunter Mannigfaltigkeit den Plan der Erde beherrschte, wie später das Säugetier und scheinbar zuletzt der Mensch.

Neben den beiden Gesichten unseres halb Ahnens, halb Wissens vom Alter unseres Geschlechts — Religion und Naturwissenschaft

— hob sich von jeher, ein Dasein für sich führend, in Mythen, Sagen und Märchen, auffallend lebendig und warm getönt, aber wirklichkeitsfern und unverstanden, das Bild einer Menschheit ab mit fabelhaften körperlichen und seelischen Eigenschaften, verknüpft mit sonderbaren Verwandlungen und rätselhaften Naturerscheinungen, wie es uns weder Wissenschaft noch spätzeitliche Philosophie bieten. Uns ist in alten maeren wunders vil geseit. Wir hören von Riesen und Zwergen in Menschengestalt; von Helden, denen die furchtbarsten Wunden nichts anhatten; von Gestalten mit nicht spreizbaren Fingern und einem Stirnauge. Wir sehen sie ausziehen in den Kampf mit Drachen und Lindwürmern; wir erfahren von dämonischen Kräften, die sie beseelten. Es wird uns von Zeiten erzählt, da andere Länder bestanden; da Fluten alles zerstörten; da Sterne am Himmel sich bewegten, die sonst stillestanden oder nicht da waren; da Sonne und Mond ihren Weg änderten oder ihren Schein verloren und wiederkamen.

Ist das alles gegenstandslose Phantasie? Oder sind es nur Personifikationen von Natur- und Seelenkräften? Sind es „verblaßte Götter"? Ist es die bloße Ausgeburt der „Weltangst"? Die aufgeklärte Wissenschaft unserer Tage will es uns vielfach noch glauben lassen, weil das alles nicht zum „primitiven" Diluvialmenschen, nicht zum tertiärzeitlichen Affenahnen, nicht zur Paläogeographie der Eiszeit und Nacheiszeit, nicht zu dem stabilen astronomischen Weltbild unserer Tage paßt.

Es gibt eine noch viel düsterere Überlieferung als die von Riesen und Zwergmenschen, von Drachen und Lindwürmern: der Mensch selbst soll Anlaß zur Verelendung der lebenden Natur geworden sein, seine Unerlöstheit soll die Ursache auch ihres unerlösten Daseins sein. Woher kommt diese tiefernste Idee? Sie ist unserem Alltagsverstand unauflösbar, ist durch und durch metaphysisch und klingt noch lebendig nach im hellen Strahl der Religionsgeschichte: im Römerbrief des Apostels Paulus, wo sich die Anspielung findet, daß sich mit dem Menschen auch die Kreatur nach der Erlösung sehnt. Was hat dies, was haben solche und andere uralte Vorstellungen der Menschheit zu bedeuten?

Stets, wenn mir Kosmogonien oder Sagenbücher oder Erläuterungen zu solchen in die Hand kamen, mußte ich mich über die Wirklichkeitsfremdheit der literarischen Erklärungen wundern, wo

oft, wie absichtlich, einfache, naturgeschichtlich mögliche Zusammenhänge in mythischen Schilderungen und Symbolen nicht erkannt werden und unmittelbar Dastehendes nicht gesehen wird. Zum anderen erstaune ich als Kenner der Vorwelt und ihrer Entwicklungsgeschichte gerade über die oft so eindeutige erd- und lebensgeschichtliche Tatsachenerzählung, die uns in den alten Kosmogonien, Mythen und Sagen, auch auf Bildwerken gelegentlich, entgegentritt und die trotz aller Symbolik oder sogar Verworrenheit der Züge einfach und klar Urgeschichte verrät, wenn man nur einmal den Mut hat, sich zu gestehen, daß in den alten Überlieferungen mehr — oder soll man sagen: viel, viel weniger — dargeboten wird als Erzeugnisse einer wilden unfruchtbaren Phantasie und einer unwirklichen Symbolik oder gar einer flachen, unserem irreligiösen Spätzeitdenken etwa wesensgleichen intellektualisierten Ethik. Mit sehenden Augen sehen wir nicht und mit hörenden Ohren hören wir nicht, was uns darin berichtet wird über das Himmelsgewölbe, über die Erde, über die Tier- und Pflanzenwelt und über das Werden unseres eigenen Geschlechts.

Es soll nicht bestritten werden, daß Mythen und Sagen, vielfach sogar schon vor Jahrtausenden aus zweiter, dritter, vierter Hand übernommen, ihrem eigentlichen Sinn entfremdet, umgearbeitet und dabei auch wiederholt an die astronomische, geographische, soziale und religiöse Vorstellungswelt der gerade Lebenden und Dichtenden angeknüpft wurden. Läßt sich darum eine örtliche und spätzeitliche Deutung auch meistens unschwer und mit scheinbarem Richtigkeitsanspruch geben, so darf man doch solche Auflösungen nicht unbedingt, selbst wenn sie schlüssig sind, für eine Enthüllung des in jedem Mythus, in jeder echten Sage steckenden natur- oder menschheitshistorischen Inhaltes ansehen. Denn es ist mit den Sageninhalten wie mit den Wahrheiten der Religion. Welche Schätze birgt sie und wie unermüdlich teilt man sie täglich in den überkommenen Formen aus! Und doch kennt der intellektualistische Zeitgeist des Frommen wie des Unfrommen, des Priesters wie des Laien kaum mehr das ungeheuere mythische Erleben, aus dem sie geboren, nicht mehr die einfache Tiefe und Herrlichkeit, die in den Worten und Lehrsätzen, Legenden und Symbolen verhüllt liegt, aber trotz der Wort- und Satzerklärung verborgen bleibt, wenn sie nicht ebenso im Aufnehmenden wie im Gebenden

lebt. Wir verwechseln nur allzusehr die Form mit dem Wesen, und wir glauben, das Wesen zu ergreifen, wenn wir die Form erfüllen. Trotzdem wirkt für den, der sich gläubig hingeben kann, selbst aus der ihm so tot übermittelten Form doch noch das geheime ursprüngliche Leben, auch ohne daß der Intellekt es gewahrt. So kann das Geheimnis Gottes bei den „Törichten" sein.

So auch bei der Betrachtung der Sagen und Mythen. Der Intellekt ist sich der Tiefen, der ganzen machtvollen Wirklichkeit des im Innern liegenden Lebenskernes nicht mehr bewußt; er verwechselt Form und Leben. Dem auf ethnologische und philologische Zusammenhänge seine Mythen- und Sagenerklärungen aufbauenden Forscher muß es als ein abwegiges, sinnloses Zerstören und Durcheinanderwerfen des sicher Geordneten vorkommen, wenn man über diese Formsicherheit hinweg unmittelbar, wenn auch nicht unvorbereitet, zu dem Leben des Uralten vordringen will. Was dabei in Trümmer geht und weggeworfen wird, sind aber Schalen, die Wesenhaftes verhüllen, und Gebilde späterer, das naturverbundene ursprüngliche Mythen- und Sagenleben selbst schon nicht mehr verstehender Dichtung. Mögen diese Hüllen seelengeschichtlich und ethnisch zur Erforschung des Zeitgeistes solcher Spätdichter und ihres Volkes von entscheidendem Werte sein und klar zeigen, wie sie die Mythen und Sagen verstanden, so bleiben sie doch für die natur- und menschenhistorische Aufhellung des ersten Kristallisationspunktes, der Ursage, des Urmythus, nur von mittelbarem Wert; von Wert insofern, als sie eben immer noch Träger und Vermittler des ursprünglichen glutgeborenen und wirklich geschauten geheimen Lebens sind, das zu dem einfach Gläubigen aus ihnen spricht. Denn immer enthalten die Mythen und Sagen bei aller Entstellung unverwüstbar ihr lebendiges naturhistorisches oder metaphysisches Geheimnis, wie die Lehrsätze der Religion, sei es als vollen Kern oder als Fragmente einer wirklichen, allerdings mythisch erlebten und daher auch nur mit mythischem Empfinden einigermaßen aufschließbaren Urgeschichte von Himmel, Erde und Menschheit; einer Geschichte, die man vermutlich dann am ehesten herauszuschälen und auszulegen hoffen darf, wenn man, wie im Religiösen, den großen Hochmut unseres eben vergangenen Zeitalters abwirft und nicht mehr glauben mag, daß nur wir eine rechte Wissenschaft und eine rechte Geschichtschreibung hätten, daß

Wissenschaft und Geschichtschreibung nur in der von uns geprägten Form existieren könnten und daß frühere Jahrzehntausende und Jahrhunderttausende in ihrem Wissen und Berichten, Sehen und Glauben naiv, ja töricht und abergläubisch gewesen seien, gemessen an unserem Licht!

„Der Anfang aller Entwicklung", sagt Bachofen, „liegt in dem Mythus. Jede tiefere Erforschung des Altertums wird daher unvermeidlich zu ihm zurückgeführt. Er ist es, der die Ursprünge in sich trägt, er allein, der sie zu enthüllen vermag.... Jene Trennung von Mythus und Geschichte, wohlbegründet, sofern sie die Verschiedenheit der Ausdrucksweise des Geschehenen in der Überlieferung bezeichnen soll, hat also gegenüber der Kontinuität der menschlichen Entwicklung keine Bedeutung und keine Berechtigung.... Man hat es dem Mythus zum Vorwurf gemacht, daß er dem beweglichen Sande gleiche und nirgends festen Fuß zu fassen gestatte. Aber dieser Tadel trifft nicht die Sache, sondern die Behandlungsweise. Vielgestaltig und wechselnd in seiner äußeren Erscheinung, folgt der Mythus dennoch bestimmten Gesetzen und ist an festen und sichern Resultaten nicht weniger reich als irgendeine andere Quelle geschichtlicher Erkenntnis. Produkt einer Kulturperiode, in welcher das Völkerleben noch nicht aus der Harmonie der Natur gewichen ist, teilt er mit dieser jene unbewußte Gesetzmäßigkeit, welche den Werken freier Reflexion stets fehlt. Überall System, überall Zusammenhang, in allen Einzelheiten Ausdruck eines großen Grundgesetzes, das in dem Reichtum seiner Manifestationen die höchste Gewähr innerer Wahrheit und Naturnotwendigkeit besitzt." „... In Mythen ist die Erinnerung an wirkliche Ereignisse, die über das Menschengeschlecht ergangen sind, niedergelegt. Wir haben nicht Fiktionen, sondern erlebte Schicksale vor uns. Sie sind Erfahrungen des sterblichen Geschlechts, Ausdruck wirklich erlebter Geschicke. Die Geschichte hat Größeres zu Tage gefördert, als selbst die schöpferischste Einbildungskraft zu erdichten vermöchte". Aber Bachofens Worte[4]) sind im tieferen Sinn unbeachtet geblieben, und doch sollten wir noch weit über sie hinausgehen. Wollen wir doch endlich einmal die alten Überlieferungen, seien es Sagen oder Mythen, in einem Geist lesen, der auch vor altem Wissen, nicht nur vor neuzeitlicher Forschung Ehrfurcht hat, und wollen wir auch unser Naturforscherwissen einmal mit jenem ältesten Wissen denkend ver-

gleichen und solcherweise jenes Uralte in seiner Tiefe zu erfassen und für die Erd- und Menschheitsgeschichte auszuwerten suchen. Freilich wird man sich da von den Gelehrtenschulen freimachen müssen, auf die Gefahr hin, in ihrer Richtung grobe Irrtümer zu begehen, um aber dafür gläubig das Leben der Sagen einzutauschen. Denn Welt- und Lebensferneres gibt es nicht als das Bild, das uns die gewohnten Mythen- und Sagendeutungen liefern; einen wahren, erdgeschichtlich fernen Zeitbegriff haben sie ja ohnehin noch nicht.

Es ist so merkwürdig, wenn man die gangbaren Werke vor sich hat und darin das Leben der Mythen und Sagen sucht, ohne es greifbar zu finden: wie alle die großen Arbeiter und Denker im Gebiet der Mythologie immer wieder etwa an die wahre Natur des Dämonenglaubens und des natursichtigen Schauens älterer Mythenbildner heranstreifen, aber doch nie den wirklich letzten entscheidenden, zum Lebendig-Ganzen durchdringenden Schritt tun und deshalb nie ganz zur vollen Wahrhaftigkeit und zum Wesensquell der Urmythen gelangen. Golther gibt in seiner „Germanischen Mythologie" eine Übersicht über alle die sich ablösenden Lehrmeinungen; immer wieder zeigt sich, daß da kein wirklicher Fortschritt besteht, weil das Gelehrtentum nicht durchzudringen vermochte zum uralten Leben selbst, zum wirklichen Mitahnen und Mitfühlen urältester Zustände des Menschenwesens, die vielleicht dem Naturforscher näherliegen. Golther selbst weiß das, wenn er etwa Mannhardts Mythenerklärung als viel zu künstlich und abstrakt zurückweist, der den Begriff der Pflanzenseele als den Ursprung mythologischer Vorstellung hinstellte: aus der Beobachtung des Wachstums in der Pflanzenwelt habe der Mensch auf Wesensgleichheit geschlossen und einen Pflanzengeist erdacht; die Pflanzenseele entwickelte weiterhin den Glauben an dämonische Wesen überhaupt; oder wenn es Golther zurückweist, daß eine „vergleichende Schule" die kunstvollen Göttermythen zum Ausgang ihrer Gesamterklärung machte und deren Ursprung auf Wind, Wolken und Himmelslicht zurückführte. El. H. Meyer nahm als erste Stufe des Volksglaubens die Vorstellung von Seelengeistern, von Gespenstern an; diese sollten Vorgängen im Leben, im Traum, dem Alpdruck und Tod entspringen; danach komme die Stufe der Naturdämonen, wo die Natur beseelt werde, wo Leben und Bewegung

herrſche: im Gewitter, Sturm, Wolkenzug weben die Dämonen. Vom niederen Dämonenglauben unterſchied ſich nach Meyer der höhere, den die ſozial und geiſtig höheren Stände aus dem Volksglauben durch Einweben geiſtiger und ſittlicher Motive ſchufen; das ſind dann mehr individuell und willkürlich erzeugte dichteriſche Schöpfungen; damit komme die dritte Stufe: Götter und Heroenglauben. Bei J. Lippert iſt der Seelenglaube und der Seelenkult das eigentlich mythenerzeugende Element, er leitet alle Religionen und Mythen daraus ab. Näher kommt E. Rohde wieder dem Lebensquell der Mythenbildung: er erweiſt das Vorhandenſein des Seelenglaubens bereits in den älteſten Zeiten des Griechentums; ſelbſt hinter dieſen geiſtig und künſtleriſch hochentwickelten Lebensformen lagere der finſtere Geſpenſterglauben, der immer wiederkehre und nur zeitweilig unter dem Einfluß höherer Bildung im Menſchen zurückzudämmen ſei. Laiſtner endlich wird von Golther nachgerühmt, daß er mit feinſtem poetiſchem Empfinden und gründlicher Gelehrſamkeit die niedere Mythologie auszudeuten wiſſe: die Anſchauung des Nebels als Wolf, des Sturmes als Roß. Gerade das „Vermögen, aus Nebelerſcheinungen Sagen zu bilden, hielt lange an"; der Urſprung des Geiſterglaubens wird wieder an den Albtraum angeknüpft. Schließlich bleibt nur noch eine ſaft- und kraftloſe, allegoriſierende Umdeutung älteſter Kernſagen übrig, deren warnendes Extrem eine Studie über die Sintflutſage iſt, die ich als auffälliges Beiſpiel gerade kenne[5]). Da iſt der Noah der Mond, die drei Stockwerke der Arche ſind die drei Phaſen des zunehmenden Mondes, die Arche ſelbſt iſt die kahnförmige Mondſichel; ſie fährt hoch am Himmel dahin, als das Waſſer der Sintflut ſo hoch geſtiegen war.

Was ſollen aber alle dieſe und jene Auslegungen fördern? Geben ſie uns irgend eine in der Tiefe der Seele und des Geiſtes mitzuerlebende Anſchauung vom urſprünglichen, ganz und gar im Weſen der Natur webenden Erſchaffen tiefer Mythen und Sagen? Zeigen ſie uns auch nur eine Spur der gewaltigen Tatſache, daß es Zeiten und Menſchenweſen gab, die nicht mit dem naturfremden, pergamenthaften Denken des Gelehrten „Schlüſſe zogen", „anknüpften", „annahmen", ſondern denen in unmittelbarer Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit das vor der Seele ſtand, was ſpäterhin Andere nur noch mühſam in Kosmogonien, Mythen und Sagen goſſen, nach-

dem es längst nicht mehr unmittelbares Erleben geblieben war, sondern aus alter Tradition vielfach umgedichtet, umphantasiert werden mußte, um überhaupt noch einigermaßen verständlich und genießbar gemacht zu werden für Zeiten, die selbst kein unmittelbares Schauen in die Vergangenheit, aber doch noch eine Ahnung hatten von dem, was ursprünglich vom naturverbundenen und natursichtigen Menschenwesen mit schrecklicher oder herrlicher und überwältigender Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit gesehen und erlebt worden war?

Aber Extreme können sich berühren. In einer Abhandlung über das Symbol der Schlange im Hellenentum[6]), wo schließlich die Mythologie nichts weiter mehr sein soll als „die Einhüllung eines Begriffes, einer Erfahrung, einer Erfindung in das farbige Gewand einer phantasiereichen Bildlichkeit", streift doch der Verfasser ganz nahe an die lebenswarme ursprüngliche Wahrheit, wenn er sagt: die Mythenbildung sei eine oft üppig wuchernde Symbolik dessen, was die Sprache noch unvermögend war, als einfaches nacktes Abstraktum zu fassen, oder auch, was sie verschmähte, als konkrete Tatsache einfach in ihr großes Repertorium einzutragen. Hätte er statt dessen nur noch gesagt: die Sprache reicht gar nicht aus, um die ins Tiefste der Natur vorstoßenden und die aus diesen überindividuellen Tiefen schöpfenden ungeheueren Impulse und Gesichte ins Wachbewußtsein herüberzubringen, so würde er das Wesen getroffen haben.

Das eben ist die innere Herkunft des Mythus: daß er die Sprache des überindividuellen Gattungswesens ist, das im Transzendenten atmet und lebt, und daß dieses Leben, Erleben und Handeln jenseits der engbegrenzten kausalen und individuellen Sphäre verläuft. Freilich Menschen und Zeitalter, wie das unserige, können bestenfalls nur noch davon reden und versuchen, einen schwachen Schimmer jener Naturverbundenheit zu ahnen — aber wir müssen uns, um dem näher zu kommen, entschieden weigern, an jene elementare Urwelt ein Begriffsmaß, eine Denkart heranzubringen, die so heillos schulmeisterlich am innerlich Unwirklichen klebt, wie die oben wiedergegebenen Gedanken, die ja bezeichnend sind für den Geist des eben verflossenen, von sich selbst unentwegt so hochgepriesenen „wissenschaftlichen" Jahrhunderts.

Der Sinn der Mythen hat sich zweifellos geändert, und das berechtigte Streben der Forschung muß gewiß auch dahin gehen,

die Überschichtungen und Entstellungen der Mythen und Sagen zu entwirren. Wie weit solche gehen und wie sehr sich einzelne Züge bis zum Verwechseln miteinander mischen oder pseudomorphosenartig ersetzen können, lehrt sehr klar eine Darstellung am Kypselos-kasten, einer bei Pausanias beschriebenen Kleinodienlade des Königs Kypselos von Korinth, die den Baum der Hesperiden als Apfelbaum mit der darum gewundenen Schlange zeigt — das Bild im Alten Testament. Oder ein anderes Beispiel: In China und Indien ist der Tiger das Symbol des Bösen geworden, das Reptil dagegen das des Guten, auch das des Wassers. Aber ursprünglich war das Reptil, die Schlange, der Lindwurm ganz allgemein das Symbol des Bösen; die Schlange hat dann im klassischen Altertum, in der vollen Lichtwelt, ihre in den uralten Mythen lebende dämonische Feindseligkeit verloren und ist geradezu als Hüterin der Helden symbolisch verwendet worden. Sie war Hüterin im Heiligtum der Athene; sie war auch Hüterin des Grabes geworden und auf Aschenurnen viel verwendet. Um das Haupt des erschlagenen Helden Kleomenes wand sich die Schlange, den Leichnam vor dem Angriff der Aasgeier zu schützen (Roscher). Hier dürfen wir wirklich von Versinnbildlichung reden und allegorische Deutungen fast rein künstlerischer Art in diesem Symbol sehen. Denn hier ist die Schlange längst nicht mehr, was sie im Mythus der Urzeit des Menschengeschlechts gewesen war, weder in der Natur selbst als Lebewesen, noch im Metaphysischen als reale Verkörperung tief dämonischer Seelenzustände des Menschen und der ihn damals umgebenden lebenden Natur. Gerade daran aber zeigt sich umso klarer, wie verkehrt es ist, zu glauben, mit dem stets leicht erkennbaren allegorischen Sinn einer spätzeitlichen Sagenfassung irgend etwas Wesenhaftes über die darin erscheinenden Tiere, Pflanzen, Helden- und Göttergestalten gewonnen zu haben, wenn es nicht gelingt, hinter diesem äußerlichen Sinn das innere glutvolle Leben urältester Zeit zu erschauen.

Wie ist uns doch der lebendig metaphysische Sinn, das unmittelbar innere Anschauen mythischer Gegenstände und Gestalten, mythischer Kulte, Beschwörungen und Offenbarungen abhanden gekommen! In jener Abhandlung über die Schlange im Mythus der Alten heißt es, der natürliche Mensch sei ein besonders feiner Beobachter für diejenigen Seiten und Äußerungen des organischen Lebens ge-

wesen, welche freundliche oder feindliche Bezüge bieten konnten zu seiner eigenen leiblichen oder geistigen Existenz; das Utilitätsgesetz habe schon damals sein Auge geschärft, seine Empfindung beherrscht und selbst seine Phantasie bestimmt. Und daraus sollten Kulte und Beschwörungen vornehmlich erklärt werden. Ist das aber nicht echtester Geist des Zeitalters der Mechanisierung des Lebens und der seelenlosen Wissenschaftlichkeit? Man sieht ordentlich Wagnern im Hörsaal Fausts dozieren, wo Bürger und Staatsbeamte großgezogen werden sollen, die ja nicht durch elementare Gedanken und Lebensauffassung dem utilitarischen Gleichmaß in Wirtschaft und Wissenschaft gefährlich werden können. Die nackte Nutzmäßigkeit oder, wenn es besser klingt, das Utilitätsgesetz noch als Maßstab an die Mythen der Uralten anzulegen — das kommt nur noch dem gleich, was man im selben Zeitalter in Deutschland aus dem englischen Buch Darwins herausfog: eine Möglichkeit, die schöpferische Entfaltung der organischen Natur allein unter den Gesichtspunkt der nutzmäßigen Naturzuchtwahl zu stellen. Wie fern von allem wirklichen inneren Leben, von aller Glut eines naturverbundenen schöpferischen, dämonisch hellen oder düsteren Daseins ist solcher Geist! Mag immerhin zugegeben werden, daß man aus dem Leben aller möglichen älteren Kulturen oder jetztzeitlichen wilden Völker oder Stämme Beweise beibringen kann, daß ihnen der lebendige Sinn und damit großenteils oder vielleicht ganz der mythische Inhalt ihrer Beschwörungen und Kulte abhanden gekommen ist[7]), daß sie vielfach utilitarisch ausgenützt wurden, wie in späterer Zeit das Orakel in Delphi: so beweist das noch lange nichts gegen die aus dem Innern der Natur und der Seele rinnende ursprüngliche lebendige Wirkung und Bedeutsamkeit dieser ihnen von ihren Urvätern überkommenen Kenntnisse und Manipulationen, womit sie dämonische Kräfte oder, wenn man es lieber hört: Naturkräfte auslösten und zu ungeahnten Gesichten und Wirkungen steigerten; so wenig es etwas gegen das Metaphysische in der Alchemie beweist, wenn heute ihre Absichten und Fähigkeiten und Wirkungen unverständlich und damit trotz aller überlieferten Beschreibungen und Auseinandersetzungen für uns unerreichbar geworden sind.

In einem Buch: „Mythus, Sage und Märchen", wo das Wesen dieser Gattungen erläutert wird[8]), lesen wir dagegen: „Ein Stein

stürzt vom Berg und erschlägt einige Menschen: die glücklich Entkommenen verehren ihn, da sie seine Macht erfahren. Dem Wedda auf Ceylon verschafft sein Pfeil, sein einziger Besitz, Lebensunterhalt und schützt ihn vor Feinden; ob er trifft oder fehlt, davon hängt des Schützen Wohl und Wehe ab, und oft genug fliegt er anders als der Schütze gewollt: deshalb sucht er dies Wesen, von dem er abhängt, sich freundlich zu stimmen, er steckt ihn in den Boden und umtanzt ihn.... Es kann sich ein Mythos aus dem Fetischismus kaum bilden, aber die Vorstellung, auf der er beruht, daß Stein und Pfeil lebendige Wesen seien, kann man eine mythische nennen.... Von den Naturerscheinungen endlich, aus denen man so gern die Masse der Sagen erklärte, sind zunächst doch wohl gerade die abnormen der Anlaß zu religiöser Verehrung geworden, wie Gewitter und Blitzschlag, Sonnen- und Mondfinsternisse, Beben der Erde und Feuerspeien. Der Blitz hat als solcher religiösen Kult gefunden und ist in mehr als einem mythischen Bilde als Wurfgeschoß, Hammer, springendes Roß für primitive Anschauung verständlich gemacht; Gewitterwolke ist doch wohl die Ägis; Sonne und Mond werden von bösen Untieren bedroht, der Sommer kämpft wider den Winter. Solche mythischen Vorstellungen sind primitive Erklärungsversuche, die ersten Anfänge der Wissenschaft. Sie sind vielfach Veranlassung zu Kulthandlungen geworden.... Durch solche Veranschaulichung ist das Naturereignis erklärt und die Kulthandlung erläutert; was bedarf es da noch weiterer Verknüpfung und Begründung?"

Immer wieder dieses zu Wenig, dieses viel zu Wenig! Was hätte das Menschengemüt, auch in der Urzeit, veranlaßt, den niederfallenden Stein furchthaft zu verehren und ihn zu beschwören; was, dem Blitz einen religiösen Kult darzubringen; was, den Sternen Macht zuzutrauen auf das Menschengeschick — wenn nicht das Lebendig-Dämonische in der Natur und in seiner Seele? Dem Urmensch war diese Dämonie eine ebensolche Realität, er sah und verstand den Stein und den Blitz, die Sternstrahlen ebenso von ihr bewegt und geschleudert, wie wir unsere Straßenbahn von der „Elektrizität", die Lawine von der „Schwerkraft" bewegt sehen. Wenn kommenden Geschlechtern mit anderem Geist, mit anderen Einsichten in die Zusammenhänge des Daseins unsere „Kräfte" einmal Gegenstand mitleidigen Herabblickens oder doch leere Begriffe

geworden sein werden, werden sie, was die äußere Wirkung betrifft, keinen Unterschied mehr machen zwischen dem Kult des mythischen Menschen und der Beherrschung der Naturkräfte durch uns. Beide Geistesmanipulationen haben dem Wesen nach dieselbe große und dieselbe geringe praktische Wirkung. Beide Vorstellungswelten haben dieselbe Realität und Nichtrealität. Ich zweifle nicht, daß der Wilde oder seine Vorfahren mit ihren Beschwörungen im engen Kreis ihres Daseins dasselbe erreichten, was wir mit unserem wissenschaftlichen Beschwören der Naturkräfte in einem weiteren Kreis erreichen. Auch jenes Beschwören und sein Kult war mehr als ein Herumtanzen um den in den Boden gesteckten Pfeil, war mehr als ein mechanisches oder phantastisch überreiztes Verprügeln seines Fetischs. Es war die Anwendung von Naturkräften zur Herbeiführung eines gewünschten oder zur Abweisung eines unerwünschten Zustandes — genau dasselbe, wie wenn wir durch Umwickeln eines Eisenstabes mit Draht und Hindurchsenden des elektrischen Stromes das Eisen in einen Magnet verwandeln. Beides, das Tun des Urmenschen und unseres, beruht auf dem Einblick in die Natur, wenn auch auf verschiedenen Wegen und mit verschiedenen Vorstellungen; und beides hatte und hat reale Wirkung, ist ein Bannen von Naturgeistern, die wir jetzt — immer noch symbolisch wie der Wilde — Naturkräfte nennen; beides ist „Zauberei". Nur das, was wir schauen, nur unsere Vorstellungsbilder sind verschieden, nicht die Sache selbst. Es gehört der ganze Hochmut eines aufgeklärten und eben sterbenden Zeitalters dazu, diesen Unterschied im Schauen nicht zu verstehen und ihn mit einem Unterschied der Sache zu verwechseln; zu wähnen, daß das Tun des Wilden subjektiv und unseres objektiv; beides zwar ehrlich und überzeugt, ersteres jedoch ein leerer Aberglaube oder gar veranlaßt von priesterlichem Humbug gewesen sei.

Glaubt man wirklich, daß „Begriffsbildung" und „leere Phantasie" oder auch „Furcht und Entsetzen" auf die Dauer in einem gesunden naturhaften Menschenwesen die Oberhand behalten und allein hinreichen würden, um Kulte und Beschwörungen zu finden und durch Jahrtausende, vielleicht Jahrhunderttausende zähe festzuhalten, wenn hier nicht eine unmittelbare Gewißheit und eine sichere Erfahrung und Anwendung — Empirik nennen wir's — alsbald lebendige Wirkungen gezeitigt hätte? Wenn die Beschwö-

rung und der Kult den Stein nicht wirklich beeinflußt und abgelenkt, den Pfeil nicht wirklich in seiner Bahn bestimmt hätten, so würden die „Wilden" ebensowenig weiter beschworen haben, wie wir weiter den Flug eines Geschosses berechnen und den Lauf eines Geschützes ziehen würden, wenn wir nicht wüßten und erfahren hätten, was für eine gewaltige Wirklichkeit unmittelbar oder in seinen Folgen dieses Tun herbeiführt. Ein Menschenwesen anderer Jahrtausende, dem unsere mathematische Vorstellungswelt gegenstandslos und unsere physikalisch-ballistischen Erkenntnisse gleichgültig oder unverständlich wären, würde in unseren Geschützformeln nur toten Aberglauben und in den gezogenen Geschützläufen allenfalls nur Ornamente sehen können. Keiner hat, soweit ich sehe, jene alten dämonischen Wirklichkeiten voller gewürdigt und uns näher gebracht als Spengler, wenn er[9]) beispielsweise über den Hexen- und Teufelsglauben des Mittelalters sagt: „Die lichtumgebenen Engel des Fra Angelico und der frührheinischen Meister und die Fratzengesichter an den Portalen der großen Dome erfüllten wirklich die Luft. Man sah sie, man fühlte überall ihre Anwesenheit. Wir wissen heute gar nicht mehr, was ein Mythus ist, nämlich nicht ein ästhetisch bequemes Sichvorstellen, sondern ein Stück leibhaftigster Wirklichkeit, das ganze Wachsein durchwühlend und das Dasein bis ins Innerste erschütternd.... Was wir heute Mythus nennen, unsere literaturgesättigte Schwärmerei für gotische Farbigkeit, ist nichts als Alexandrinismus. Damals ‚genoß' man ihn nicht; der Tod stand dahinter. Es war in der Antike ganz ebenso. Die homerischen Gestalten waren für den hellenistisch Gebildeten nichts als Literatur, Vorstellung, künstlerisches Motiv, und schon für die Zeit Platons nicht viel mehr. Aber um 1100 brach ein Mensch vor der furchtbaren Wirklichkeit der Demeter und des Dionysos zusammen."

Auch dem modernen hellenistischen Menschen ist es ja schließlich verständlich, daß im Menschengemüt die Teufel und Hexen oder ein Dionysos so überwältigende Wirkungen hervorriefen. Er kann sich denken, daß die Stärke der Vorstellung, die Größe der Furcht als Einzel- oder Massensuggestion, als Ekstase oder Hysterie solche Zusammenbruchswirkungen hervorrief. Schwieriger wird es dem spätzeitlichen Erklärer schon, die Wirkung solcher Ekstasen auf den Körper des Einzelnen zu verstehen. Er erkennt sie an, darüber ist

kein Zweifel; er gibt ja auch zu, daß der Glaube an den Arzt, ja auch der Glaube in Lourdes ohne Zweifel „nervöse" Leiden beſſern oder heilen könne. Er gibt aber nicht mehr zu, daß „organiſche" Leiden, ja körperliche Krankheiten gleich oder nachwirkend ſo geheilt oder auch hervorgerufen würden und zu beſtimmten Zeiten von Menſchen mit entſprechender Verfaſſung geheilt worden ſind. Er wird gar nicht zugeben, daß die ſeeliſche Verſenkung etwa in die Leiden Chriſti den Körper des Anbetenden ſtigmatiſieren könnte[10]). Für alles das hat er außer dem Kopfſchütteln und der aus intellektueller Ratloſigkeit entſpringenden Verächtlichmachung noch einige rationaliſtiſche oder pſeudonaturwiſſenſchaftliche Erklärungen zur Hand, in denen die Worte Zufall, Aberglauben, Autoſuggeſtion und Sinnestäuſchung die Hauptrolle ſpielen, und zieht ſich letzten Endes auf die vielen Entlarvungen nachweisbarer Schwindler und Hyſteriſcher bei ſpiritiſtiſchen Sitzungen zurück. Es iſt aber immer ein Zeichen verflachter Wiſſenſchaft, wenn man Probleme, die ſich dem Menſchengeiſt, ſo alt er iſt, immer aufgedrängt und ihm oft furchtbar vor Augen geſtanden haben, einfach als Probleme leugnet, ſich mit Scheinerklärungen zufrieden gibt und ihnen damit aus dem Wege geht, ſtatt ihnen ins Angeſicht zu ſehen. Menſchen und Zeiten, die ſo ausweichen, wiſſen allerdings, um mit Spengler zu reden, nicht mehr, was ein Mythus oder auch nur eine dämoniſche Beſchwörung iſt.

Aber wir wollen nicht mit den Klugen, den allzu klugen Alles-beurteilern nur reden, deren Welt- und Lebensanſchauung ſtets fertig iſt und um ſo fertiger, je flacher ſie iſt; ſondern mit denen, die den Willen haben, den Dingen ernſthaft ins Angeſicht zu ſehen, auch wenn ſie erwarten oder fürchten müſſen, mehr noch zwiſchen Himmel und Erde zu entdecken, als ihre wiſſenſchaftliche Weltanſchauung verträgt. Wenn alſo die Bedeutung und Wirkung von Mythen- und Sageninhalten oder Beſchwörungsformeln dem Bewußtſein der Spätgeborenen verloren ging, wenn Auffaſſung und Anwendung entarteten, wenn ſie unecht, unwahrhaftig oder zu ſinnloſem Aberglauben wurden, indem ſie nicht mehr aus dem Leben und der naturverbundenen Seele des Menſchen floſſen, ſondern nur noch traditionelles, wenn auch da und dort noch ſchwach wirkſames Verſtehen und Anwendung fanden, ſo kann das nie zum Beweis werden gegen die gewaltige zentrale

Bedeutung und Wahrheit, die sie ursprünglich hatten, als gerade sie eben Form und allein möglicher Ausdruck eines naturgewaltigen hellsichtigen Seelentumes mit innerem und äußerem Wahrheitserleben und unmittelbarer Rückwirkung in die Umwelt waren. So ist offenbar das Meiste, was wir an Mythen oder Beschwörungszeremonien und -inhalten kennen, schon in irgend einem Spätsinn intellektualisiert und entartet, wenn auch nicht absolut undämonisch gewesen.

Erinnerungen der griechischen Geschichte, wie die an den spartanischen Sänger Tyrtäus, der durch seinen Gesang ein Heer zum Siege führte, mögen ursprünglich auf dämonisch ekstatischen und daher mythenhaft wirksamen Kräften und Geschehnissen beruht haben oder später sagenhaft mit solchen verwoben worden sein und ihnen ihren jüngeren Namen geliehen haben. Wie sehr aber schon in der uns zugänglich gebliebenen klassisch-griechischen Kunst und Schriftstellerei das Lebendig-Mythenhafte mit seinen tiefen geistig-seelischen Wallungen ins Banal-Bürgerliche herabgezogen war, zeigt sich, um nur eines zu nennen, etwa daran, daß man Linos, den Schäferjüngling, der mit Apoll in Wettstreit trat und dafür getötet wurde, schließlich als alten Schulmeister, dem Herakles Unterricht erteilend, darstellen konnte, weil dem intellektualisierten Griechen der in der Sage lebende überwältigende Todesdämon eines mythenhaft übersteigerten Lebens fremd und höchstens noch für eine Allegorie gut genug war. Wie unserem aufgeklärten Zeitalter, so war auch dem Griechentum, an dem sich unsere Romantik und der Klassizismus begeisterten, der echt mythische Sinn verloren gegangen. So etwa auch im Hekatedienst „mit seinem Spuk an mondbeleuchteten Straßen und Kreuzwegen, dessen Göttin zuletzt ganz zur Lieblingsgestalt des Aberglaubens und jeder auf Aberglauben des weiblichen Geschlechts, des gemeinen Volkes oder auch der Schwächlichen und Überbildeten berechneten Winkelpraxis wurde“[11]).

Was beweist aber, so muß man immer wieder fragen, der Zerfall im Epigonentum gegen die ursprüngliche Bedeutung und Wirklichkeit mythenhafter Überlieferung, ja gegen die Entstehung der Mythen selbst, oder solcher Beschwörungen und Geisterschau in Zeitaltern und bei Seelen, die noch erlebten und daher wußten, was ein Mythus ist? Wer in späteren Zeiten einmal aus der seelischen

Kraftlosigkeit des epigonenhaften letzten deutschen Fürsten- und Kaisertums den Sinn und Geist der heldenhaften lebenskräftigen und daher wirkungsvollen Herrscherwelt im Zeitalter eines Otto des Großen ablesen wollte, würde zu demselben verkehrten Urteil über das Wesen jener uralten symbolhaften Daseinsgewalten kommen wie der Forscher, welcher aus den zum leeren Aberglauben gewordenen Mythenbildern in den uns bisher ausschließlich bekannten östlichen, westlichen oder nordischen Spätzeitfassungen Sinn und Bedeutung des den Mythen und Beschwörungskünsten ehemals zugrundeliegenden Lebens ablesen will. Um dieses Leben selbst zu ahnen und ahnend zu erschauen, muß man versuchen, in den eigenen seelischen Tiefen, soweit uns das überhaupt noch möglich ist, den Geist eines ältesten, nicht erst diluvialmenschlichen Seelentumes anzufühlen, einer Zeit, wo Mythen noch Erlebnisse, also echt, naturverwachsen und lebendig waren, mit elementarer Kraft begabt, noch nicht intellektualisiert, utilitarisiert oder zum toten Aberglauben und zum literarischen und allegorischen Bild vertrocknet.

Aber damit nicht genug, daß man den Mythen Naturwirklichkeit zugesteht. Ich gehe noch weiter im Aufsuchen der Wirklichkeitsbedeutung ältesten Sagentums. Nicht nur traditionelle Berichte von wirklich innerlich erschautem großem Naturgeschehen und Menschheitszuständen sind uns in der Mythologie aller Völker überliefert. Weise Menschen mit tiefer Einsicht in den Zusammenhang der Dinge mögen uns, teils aus eigener Seherkraft, teils in tiefer Erkenntnis des aus noch früheren Zeiten ihnen selbst schon uralt Überlieferten, ein Wissen vermittelt haben, von dem wir bislang noch keinen rechten Gebrauch zu machen verstehen. Die Zeiten der Vergangenheit sind uns ein Buch mit sieben Siegeln — nicht nur so, daß wir wenig und meistens nichts Zusammenhängendes wissen von dem, was äußerlich auf der Erde und in der Menschheit geschah; sondern vielmehr auch so, daß wir mit dem unser Kulturzeitalter auszeichnenden, sehr einseitigen Verstandesdenken nicht leicht begreifen und nicht nacherleben können jenes innere tiefe Schauen, das die Zeit- und Raumschranken unseres Verstandes noch nicht im selben Maße kannte, dagegen noch inniger verknüpft war mit der Natur und hindurchdrang zum Wesen und inneren Zusammenhang der äußeren Dinge, also von innen sah, was wir von außen sehen. Solcherart war es in der Lage, das

einzelne, wenn auch längst vergangene Konkret-Physische aus dem Ganzen, dem Wesenhaft-Metaphysischen zu verstehen und abzuleiten und dies ins normale Zeitraumbewußtsein herüberzubringen; somit auch über äußerlich Vergangenes zu einem Wissen zu gelangen, das aus ganz anderen, tieferen Quellen floß als unser heutiges rationalistisches Forschen, das sich allein empirisch, d. i. auf Erfahrung beruhend nennen will.

Hierbei denke ich an sehr frühe Zeitalter, weit vor der geschichtlichen und weit vor der quartärzeitlichen Menschenepoche. Aber wir brauchen nicht so weit zurückzugehen, um zu bemerken, was es heißt, einer Zeit gegenüberzustehen, deren Sinnen, Suchen und Schauen uns schon ein Buch mit sieben Siegeln ist, obschon es so ganz in unserer Nähe liegt. Das christliche Mittelalter ist unserem neuzeitlichen Verstand vielfach unauflösbar. Schon etwa das „Credo quia absurdum" ist ein Wort, das dem naturwissenschaftlich aufgeklärten „Griechen" eine Torheit ist. Wer sich in die Geisteswelt, in das Denken und Schauen eines Meister Eckhardt versenkt und sie lebendig sieht, wird wohl auch etwas ahnen von der unmittelbaren Klarheit und Erkenntnistiefe dieses unwissenschaftlichen Wortes mit seiner unverbrüchlichen Gewißheit. Solchen Menschen und ihrem Zeitalter waren andere Zusammenhänge wirklich und unmittelbar gegeben, also empirisch gewiß, für die unsere Schulweisheit kein Organ hat; und so bleibt ihr jene Welt ein versiegeltes Buch. Und doch gehört diese Zeit geschichtlich und völkisch noch ganz zu uns, zu unserem Kulturkreis, ist jung wie wir, verglichen mit weit vorausgegangenen Zeiten. Wenn wir sie aber durchschnittlich heute auch nicht mehr verstehen, so ist ihre Wahrheit, ihr Weltaspekt trotzdem nicht weniger wirklichkeitsgemäß als etwa die metaphysische Symbolik der Atomenlehre unserer jetzigen Physikochemie. Sie erkannte andere Seiten und Zusammenhänge der Wirklichkeit, andere Weltsphären in unmittelbarem Schauen, hatte andere Symbole und Worte dafür, die wir anders verstehen und anwenden. So mögen auch alte Weise viel, viel gewußt und geschaut haben, was unserer Denkstruktur nicht mehr adäquat ist. Aber vielleicht hatten auch sie schon wieder Traditionen übernommen, deren Sinn sie selbst nicht mehr durchweg so verstanden, wie er noch Früheren gemäß war, und denen sie daher ein Gewand überzogen, das eben ihrer Denkweise entsprach.

Es ist gerade aus diesem letzteren Grunde für die urgeschichtliche Auswertung der Mythen und Sagen, wie wir sie vorhaben, weniger wichtig, ob und wie solche überkommenen Traditionen oder Sagen die örtlichen und Zeitverhältnisse ihrer verschiedenen Bearbeiter und Erzähler wiederspiegeln; ob sie, aus einer großen räumlichen oder zeitlichen Ferne stammend, einem jüngeren Kultur- und Anschauungskreis amalgamiert sind — der alte Wesenskern ist zu suchen, und dieses Suchen dürfen wir uns nicht beeinträchtigen lassen durch späte Bearbeitungen, auch wenn sie uns als die ältesten entgegentreten. Das Nibelungenlied, die Odyssee, die Gilgameschsage, die Evangelien mit ihren heterogenen Bausteinen mögen in vielen ihrer Teile oder vielleicht ganz so aufzufassen und auszuwerten sein. So hat Homer, um nur das eine Beispiel zu wählen, die Bruchstücke ältester, unverstandener Mythen mit Jüngerem zusammengeschweißt, Helden des trojanischen Krieges vereinigt mit uralten mythischen Gestalten, ganz wie es mit dem älteren und erst recht mit dem jüngeren Nibelungenlied geschah. Wenn auch „Homer den Kyklopen dazu verwendet haben mag, das Charakterbild eines wilden und wüsten Lebens vor aller Kultur" zu geben, so beweist das gar nichts für die ursprüngliche Bedeutung solcher von ihm übernommenen und spätzeitlich in stark intellektualistischem Sinn ausgewerteten Gestalten. Und selbst wenn es dem Wiener Paläontologen Abel gelungen ist, die Lokalisierung des Polyphem und seiner Sippe in sizilischen Höhlen dadurch nachzuweisen, daß er auf das fossile Vorkommen der Skelette des Zwergelefanten mit dem riesigen Nasenloch auf der breiten Stirne hinweist (Fig. 10), welche den erschreckten und zum Fabeln stets bereiten Alten gleich das Bild stirnäugiger Riesen leibhaftig vorzauberten, so ist auch hiermit noch keineswegs Sinn, Ursprung und menschheitsgeschichtlicher Inhalt der sagenhaften Kyklopengestalt erschöpft, die ja auch noch in ganz anderen Traditionen aufsteht und trotz aller Metamorphosen etwas sehr viel Tieferes, Allgemeineres und Älteres als Kern enthält, wie ich noch zeigen will.

Die entscheidende Frage ist daher jedesmal, welchen *ersten* Wirklichkeitsinhalt die einzelnen Mythen und Sagen und Kosmogonien haben und auf welche erdgeschichtlichen Zeiten sie hinweisen; worauf wir dann geschichtliche, naturgeschichtliche Ereignisse und Urzustände der Menschheit und der Landschaften und des Himmels aus

ihnen herausleſen können, indem wir ſie mit unſerem Wiſſen der Lebens- und Erdgeſchichte vergleichen. Wir werden Anhaltspunkte gewinnen, daß der Neolithiker und Paläolithiker nicht der Urmenſch iſt. Wir werden ſehen, daß er auch nicht der Menſch iſt, der die faſt allen Völkern in irgend einer Form gemeinſamen hochmythiſchen Erſcheinungen und Zuſtände erlebte und traditionell weitergab, ſondern daß er ſelbſt, wie wir zu glauben Grund finden werden, nur ein unbeteiligter Seitenkomplex damals untergegangener älterer Kulturen, alſo ein Periöke oder Verſprengter alter Vollmenſchenzentren war, wie der Auſtralneger, der Neukaledonier und afrikaniſche Primitivſtämme, die bei ihrer Entdeckung durch uns noch im Steinzeitalter lebten. Dann wird ſich zeigen, daß wir nicht nur Kulturweſen in der Tertiärepoche erwarten dürfen, ſondern wir wären wie aus einem engen dunkeln Tor hinausgetreten auf einen weiten Plan, in deſſen Mittelgrund wir alsbald Menſchenweſen anderer Art unter den Drachen und Lindwürmern des meſozoiſchen Zeitalters der Erdgeſchichte[3]) erblicken und wobei uns am Horizont, mitten unter alten ſtirnäugigen Reptilien und Lurchen noch früherer Zeit, das Geſchlecht Polyphems in nicht ganz unbeſtimmten Umriſſen erſcheint. Dann aber werden die alten Mythen und Sagen uralt werden und zuletzt nicht mehr Phantaſien und Allegorien oder unwirkliche Symbole ſein, ſondern Wirkliches bringen; ſie werden im wörtlichen Sinn des Wortes „Sagen" ſein.

Ich will verſuchen, auf dieſem für Viele noch ungeheuerlichen, dem Naturgelehrten nur irrig ſcheinenden Weg ins Dunkel der Vorzeit zunächſt mit naturhiſtoriſchen, ſodann mit metaphyſiſchen Gedankenverknüpfungen einzudringen, wenn ſich auch einſtweilen am Rande dieſes Urwaldes nur ein paar Büſche und Bäume zu einem künftigen größeren Durchblick werden heraushauen laſſen.

Naturhiſtorie

„Wunder der Geſchichte, Rätſel des Altertums, die Unwiſſenheit verwarf, wird die Natur uns aufſchließen.“

Schelling.

Typenkreise und biologischer Zeitcharakter

Wenig von dem Wissen über die vorweltlichen Zeitalter der Erde ist allgemeines Bildungsgut geworden. Nicht Viele von denen, die sonst in Künsten und Wissenschaften wie im Leben Bescheid wissen, haben auch eine fest umrissene Vorstellung von der Geschichte des Lebens und der Erde, von den Umwandlungen und Umwälzungen, welche die Oberfläche unseres Heimsternes und seine Lebewesen im Lauf der Jahrmillionen durchmachen mußten. Sie erstaunen fast, wenn sie hören, wie klar in vielen Zügen sich das Bild vorweltlicher Erd- und Lebensepochen schon abhebt von einer noch weit älteren Erdurzeit, in die wir noch nicht hineinzuleuchten vermögen. Sie erstaunen noch mehr, wenn sie hören, daß die geschichtliche und die urgeschichtliche Menschenzeit, soweit sie uns bisher überhaupt bis zu den roh zugehauenen Steinsplittern des Eiszeitmenschen erschlossen wurde, vergleichsweise doch nur ein letzter Augenblick in der Wandlung der Erdoberfläche und des darüber gebreiteten Lebensteppichs ist. Sie haben vielleicht auch durch allerlei populäre Bücher erfahren, daß der Mensch sich aus niederen Tieren „entwickelte" und daß die Geschlechter der Tiere und Pflanzen in vormenschlicher Zeit in reicher Zahl und Mannigfaltigkeit schon die Erde bevölkerten und auch fossil in den losen und festen Gesteinsschichten der Erdrinde gefunden werden. Das alles hat in ihrer Vorstellung aber doch mehr oder weniger den Charakter einer nicht weiter in ihr Bildungsstreben eingreifenden Kuriosität, und sie bleiben im allgemeinen weit davon entfernt, es ernsthaft durchzudenken, sich einen plastischen Zeitbegriff an Hand urweltlicher Vergangenheit zu schaffen und sich zu fragen, was eine solche Perspektive für unsere ganze Daseinsauffassung bedeuten könnte.

Drei große Weltalter[3]) stehen heute dem Erdgeschichtsforscher deutlich vor Augen. Aus ihnen weiß er zu berichten von einem nie ruhenden Wechsel der Länder und Meere, von Gebirgsbildung und Gebirgsabtragung, von Epochen erhöhter oder abgeschwächter

Erdgeschichtliche Zeittabelle

Känozoikum	Jetztzeit, Diluvialzeit } Quartärzeit	Historische Menschenzeit, Steinzeiten, fossil } Keine wesentliche Änderung der Tier- und Pflanzenwelt	Hauptzeit der bedecktsamigen Pflanzen	Hauptzeit der Säugetiere
	∨ △ Jung-, Alttertiärzeit	Zeitalter der Säugetierherrschaft und der Blütenpflanzen		
Mesozoikum (Sekundärzeit)	△ Kreidezeit	Erste Laubbäume und Blütenpflanzen		Hauptzeit der Reptilien
	Jurazeit	Erster Vogeltypus. Erscheinen der tannenartigen Nadelhölzer	Hauptzeit der Nadelhölzer	
	Triaszeit	Sichere Spuren ältester beuteltierhafter Säugetiere		
Paläozoikum (Primärzeit)	+ ∨ Permzeit	Erste Nadelhölzer. Wahrscheinlich Entstehung des Säugetiertypus		Hauptzeit der Amphibien
	△ Steinkohlenzeit	Erste Amphibien und Reptilien (Landbewohner)	Hauptzeit der kryptogamen Pflanzen	
	∨ Devonzeit	Vermutlich erste Bildung von Vierfüßlern		Panzerfischzeit
	△ Silurzeit	Nur Fische und niedere Tiere		
	— Kambrische Zeit	Älteste sicher deutbare Tierwelt, niedere Formen		
Eozoikum	— ∨ Präkambrische Zeit	Leben nur in Spuren nachgewiesen	Sehr lange Zeiträume im Vergleich zu den lebensgeschichtlichen oberen Epochen	
Azoikum	△ ∨ Archäische Zeit	Urzeit der festen Erdkruste. Leben nicht sicher nachgewiesen		

△ bedeutet starke Faltengebirgsbildungen — bedeutet Eiszeiten ∨ bedeutet starken Vulkanismus

vulkaniſcher Tätigkeit, von periodiſchen Klimaausſchlägen, unter denen es bis an die Pole hinauf bald mild und warm, bald durch das Eintreten von Eis- und Schneezeiten kühler war und Gletſchermaſſen ſich auch über Länder ſchoben, die wir heute in tropiſcher Wärme daliegen ſehen. Die großen Weltalter haben wieder ihre Einzelperioden, immer bezeichnet durch unaufhaltſam ſich ändernde Erdzuſtände und durch beſtimmte, bald langlebige, bald kurzlebige Pflanzen- und Tiergeſchlechter.

Zahllos ſind die Lebeweſen, die ſolcherweiſe in den Jahrmillionen vorweltlicher Zeitalter über die ihr Gewand ſtets wechſelnde Erde dahingingen. Immer wieder neue Geſtalten drängten ſich hervor, bald langſam, bald haſtig dem Schoß der Erde entquellend. Meeres- und Landtiere, Mollusken und Korallen, Gewürm und Lurche, Vögel und Säugetiere ſind uns in foſſilen Reſten überliefert aus allen Zeiten — nur der Menſch nicht; bloß in dürftigen Körper- und Werkzeugreſten ganz zuletzt, aus den ſpäteſten Schichten, wie wenn ſein Daſein nur der letzte ausklingende Pulsſchlag der lebenſchaffenden Natur wäre. Man beruft ſich auf die Abſtammungslehre und gibt einen hypothetiſchen Stammbaum der Lebeweſen, deſſen Endglied der Menſch ſein ſoll — ein Spätgeborener.

Die von Linné im 18. Jahrhundert geſchaffene und ſpäter nicht mehr grundlegend geänderte Einteilung der lebenden Formen in Arten, Gattungen, Familien uſw. wurde ſpäterhin auch auf die vorweltlichen, auf die foſſilen Formen übertragen und hat in dieſes Wirrſal äußerlich einſtweilen Ordnung gebracht. Die hiermit aus dem Leben herausgehobenen abſtrakten Syſtemgruppen wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts immer reicher vermehrt durch neu und neu hinzuſtrömendes foſſiles Tier- und Pflanzenmaterial. Die formale Abgegrenztheit und Starrheit der Linnéſchen Syſtemgruppen aber ſchien dahinzuſchwinden, als die Abſtammungslehre alle lebendigen Formen als Glieder einer zuſammenhängenden Kette, als Äſte und Zweige eines natürlichen Stammbaumes aufzufaſſen ſuchte. Trotz der hiermit ſcheinbar eingetretenen Verwiſchung feſter Grenzen zwiſchen den Arten, Gattungen und Familien brachte die Abſtammungslehre doch nicht etwa wieder die frühere Unüberſichtlichkeit mit, ſondern lieferte nun Linienſyſteme, an denen die vielen organiſchen Formen geſchichtlich, alſo entſprechend ihrem Auftreten in den Erdzeitaltern, aneinandergereiht

wurden. Was erdgeschichtlich früher da war, konnte nicht der Nachkomme des erdgeschichtlich Späteren sein, und umgekehrt. So schien eine exakte Begründung des Lebensstammbaumes gegeben, und man sollte denken, daß sich mit dieser Methode alsbald klare, eindeutige Stammreihen ergeben hätten.

Doch eine neue Verwirrung trat ein. Man hatte zu einfach gedacht. Denn man hielt die größere oder geringere Formähnlichkeit der Arten und Gattungen auch für den unmittelbaren Ausdruck ihrer engeren oder weiteren Blutsverwandtschaft. Reihte man aber die jetztweltlichen und die vorweltlichen Arten, statt nach der Zeitfolge, nach ihrer größeren oder geringeren Formgleichheit aneinander, so stimmte diese formale Reihenfolge nicht mehr oder nur in ganz seltenen Fällen und auf ganz kurzen Linien mit der wahren geologischen Zeitfolge überein. Auch ließen sich die gleichen Arten zu ganz verschiedenen Formenreihen anordnen, je nach den Körpermerkmalen, wonach man sie gerade genetisch zu beurteilen versuchte. So mußte man etwa bei der vergleichenden Betrachtung der Fußumwandlung in der Huftiersippe eine fossile Art als das Vorläuferstadium einer anderen ansehen; verglich man aber statt des Fußes das Gebiß, so erschien hierin die in der Fußentwicklung nachkommende Art nun ihrerseits wieder als ein primitiveres Entwicklungsstadium. Man bezeichnet diese, stets eine stammesgeschichtliche Verwirrung anrichtende Erscheinung als Spezialisationskreuzung und hat nunmehr klar erkannt, daß in ihr die prinzipielle Unmöglichkeit beschlossen liegt, aus der äußerlichen Aneinanderreihung der Formbildungen zu dem theoretisch geforderten, aber auch erkenntniskritisch nicht haltbaren echten Stammbaum[12]) der organischen Typen zu gelangen. Zwar bekommt man durch die Aneinanderfügung von Formstadien ideale Reihen, mit denen sich abstrakt eine Formumwandlung klar veranschaulichen läßt, aber sie erschließen uns nicht die wirklich naturhistorische Herkunft einer Art oder Gattung aus der anderen, die lediglich in der vorembryonalen „Keimbahn" verläuft. Die sichtbaren Formen sind nur die Symbole hierfür. So lernte man, die Begriffe Gleiches, Ähnliches und Formverwandtes von dem Begriff des innerlich Verwandten trennen, welche, wie man sieht, in der Körpergestalt durchaus nicht immer und gewiß nicht immer unmittelbar ihren Ausdruck zu finden brauchen.

Wir wissen längst, daß der Ursprung der Hauptäste und vieler Nebenäste des Lebensreiches weit hinunter in immer dunkler werdende Epochen der Vorwelt reicht; wir wissen auch längst, daß vieles Neue unvermittelt, nicht mit Früherem stammbaummäßig verknüpft, auftauchte. Aber man macht sich immer noch nicht zu der rettenden Betrachtung frei, die uns aus der Erfolglosigkeit aller Stammbaumkonstruktionen lösen kann: die erdgeschichtlich gegebene Geschlechterfülle anzusehen als die lebendige Auswirkung fest gegebener Grundtypen, die zwar während der vorweltlichen Epochen in stets wechselnder Gestalt, jedoch ihr Wesen stets bewahrend, frei nebeneinander standen und vermutlich nur in einer unserem Forschen bisher noch nicht aufhellbar gewordenen erdgeschichtlichen Urzeit, vor jenen drei großen Weltaltern, genetisch verknüpft waren.

Stellt man sich entschieden auf den Standpunkt einer solchen Typentheorie, wie sie meines Erachtens die Paläontologie uns aufnötigt — gleichgültig, ob man etwas Starres oder begrenzt Flüssiges in den Typen sehen will — so könnte es scheinen, als ob damit ein Rückschritt gegenüber der bisherigen stammbaumdenkenden Lehre gemacht sei. Vielleicht wird damit auch wirklich ein Schritt zurück von der bisherigen Anschauung gemacht mit dem Gewinn, daß man von diesem wieder erreichten ursprünglicheren, unbefangeneren, rückwärts liegenden Betrachtungspunkt eine Aussicht gewinnt, welche durch die allzu große Nähe der Deszendenzmauer bisher versperrt blieb. Hält man daran fest, daß Typen von jeher nebeneinander bestanden, wenigstens für die erdgeschichtlich sicher erkundeten Zeiten; hält man weiter fest, daß die Typen, nachdem sie einmal als organische Formen Fleisch und Blut angenommen hatten, sich in immer neuen Gestalten zum Ausdruck brachten, ohne von da ab mit anderen Typen genetisch verbunden zu sein; und endlich, daß sie unter dem Bild einer Umwandlung immer wieder von Zeitalter zu Zeitalter an andere Lebensverhältnisse angepaßt erschienen, bis sie ausstarben, und daß nur insoweit die Evolutionstheorie gilt — so leuchtet es zugleich auch ein, daß unter bestimmten Zeit- und Lebensumständen die nebeneinander bestehenden Typenkreise in konvergenter Weise ein gleichartiges Aussehen ihrer Gattungen, gleichartige äußere Körpergestalt und oft gleichartige Einzelorgane gewannen. Ob

solche Formenkonvergenzen von den äußeren Lebensumständen oder von einer inneren gleichartigen konstitutiven Gestaltungskraft, von gleichen Evolutionsstufen abhängen, ist hier für die Feststellung der Tatsache zunächst belanglos. Ist ihnen aber in einem bestimmten Zeitpunkt dasselbe Kleid, dasselbe habituelle Gebaren und vielfach dasselbe mehr oder minder auffallende Einzelorgan zuteil geworden, dann erscheinen viele oder alle Gattungen innerhalb solcher Typenkreise so, als ob sie zu einer genetisch einheitlichen Stammesgruppe gehörten, wie etwa Affen und Mensch, während sie doch nur biologisch-habituell gleichartig sind oder sich sogar in ihren Abkömmlingen überkreuzen können,

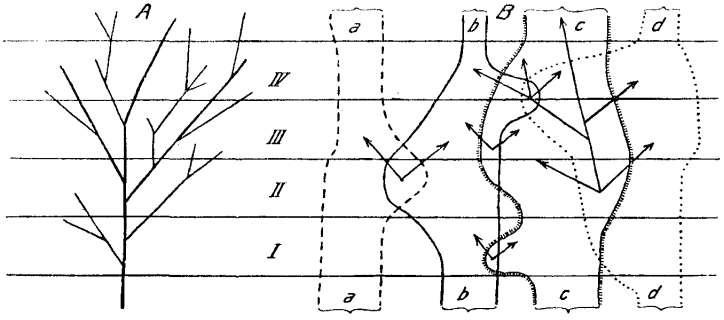


Fig. 1.
Schema des Stammbaumes (A) und der sich überschneidenden Typenkreise (B) mit scheinbaren Stammreihen (Pfeile). I—IV geologische Zeiträume (Originalfigur).

unbeschadet ihrer trotzdem weiterbestehenden evolutionistischen Wandlungsfähigkeit, worin sie immer wieder ihre Grundkonstitution, ihren Typus, ihre Entelechie manifestieren, einerlei, ob sie dabei formal ähnlich bleiben oder sich später in ihrer Gestalt wieder voneinander entfernen.

Um eine klare Vorstellung von dem Unterschied zwischen der älteren, heute gewiß noch nicht überwundenen stammesgeschichtlichen Auffassung einerseits und der Lehre von den konvergierenden und wieder auseinandertretenden Typenkreisen andererseits zu vermitteln, seien hier zwei Figuren gegeben. Die eine (A) liefert das Bild des Stammbaumes durch die Zeitalter I—IV, und zwar so, als ob aus irgend einer konkreten Urform sich der Lebensbaum entfaltet hätte. Die untersten Teile wären frühere niedere

Tiere, nach oben folgten, aus ihnen hervorgehend, immer höhere in immer größerer Mannigfaltigkeit; vielleicht zuletzt aus einem Primatenzweig der Mensch. Wäre dieses Stammbaumbild als Ganzes oder in Vielheit auf das Hervorkommen der organischen Formen im Lauf der Erdgeschichte anwendbar, so müßten wir bei tieferem Hinabsteigen in die Erdzeitalter immer weniger zahlreiche Formen finden. Doch das Gegenteil ist der Fall: wir stoßen immer wieder auf neue Typenkreise, die durchaus nicht stammbaumförmig sich aneinanderreihen, wohl aber zu gleicher Zeit sich vielfach gestaltlich in ihren Repräsentanten so begegnen, daß sie sich formal verknüpfen lassen. Der Darstellung dieser Erscheinung dient die andere Figurenhälfte (B): sie veranschaulicht die typenhafte Selbständigkeit der den natürlichen Stämmen zugrundeliegenden Entwicklungskreise a—d und zeigt, in welcher Weise Übergangsformen, die man nach der älteren Auffassung für stammesgeschichtliche Abzweigungsstellen ansah, zustandekommen können. Es sind einander formal überschneidende Evolutionen innerhalb jedes Typus, nicht notwendig regelmäßig und in gleichem Umfang in Erscheinung tretend, sondern unregelmäßig, von äußeren Bedingungen vielleicht bestimmt und in verschiedenerem Mengenumfang. Solche Formüberschneidungen können auch an mehreren Stellen und in verschiedenen geologischen Zeithöhen, vielleicht sogar wiederholt eintreten; es kommt dann eine besonders verwirrende Fülle gleichartiger, aber ganz verschiedenen Typenkreisen (a—d) zugehöriger Gattungen zu gleicher oder verschiedener geologischer Zeit zustande. Denkt man sich das sphärisch und in seiner ganzen Plastik auf die Gestaltenbildung in der Natur und auf die fossil vorliegenden Formen aus den Erdzeitaltern übertragen, so bekommt man ein klares Bild davon, wie trotz fest gebundener Lebenskreise, Lebenstypen, dennoch zu gleicher Zeit außerordentlich ähnliche Gestalten, ohne unmittelbar blutsverwandt zu sein und ohne einen unmittelbar zusammenhängenden Stammbaum zu bilden, erscheinen können. Diese formalen Überschneidungen sind es, welche immer und immer wieder zu den prinzipiell verfehlten „Stammbäumen" Anlaß geben, wie sie mittels der Pfeile angedeutet sind und die notwendigerweise irreführen, weil sie keine wirklichen Entwicklungsbahnen bezeichnen, sondern nur formale Ähnlichkeiten zusammenfassen und die

Umgrenzung der lebendig in sich geschlossenen Typenkreise nicht sehen. Es seien Beispiele für solche Formüberschneidungen gegeben oder, was dasselbe ist, für die zu gleicher oder verschiedener Zeit immer wieder eintretende ähnliche Organbildung oder Formgestaltung in heterogenen Stammkreisen.

Im paläozoischen Zeitalter, der ältestbekannten Epoche vorweltlicher Lebensentwicklung, tritt bei verschiedenen, genetisch nicht unmittelbar verbundenen Gruppen in der Schädelkapsel ein Scheitelauge (Parietalorgan) auf. Zuerst erscheint eine Stirnöffnung bei einigen altpälaozoischen Fischen; bei anderen, die hierin wohl ursprünglicher sind (Fig. 2), zugleich hinter den vereinigten Normalaugen auch noch eine Scheitelöffnung; später bei den Amphibien nur ein Scheitelloch, welche damit vollendet auf den Plan treten. Sie behalten es bis in die Triaszeit hinein, wo es mehr und mehr rudimentär wird. In der Permzeit kommen die Reptilien hinzu, und diese besitzen es stets in voller Entwicklung (Fig. 3), ebenfalls bis in die Triaszeit, wo es sich auch schon häufig rückbildet. Alle Amphibien- und Reptilformen nun, die man im mesozoischen Zeitalter antrifft und die im Besitz jenes vollentwickelten Organes sich halten, sind wahrscheinlich Angehörige älterer, nämlich aus der Permzeit schon stammender Typenkreise. So wäre also das Spätpaläozoikum die bei vielen höheren Tieren das Scheitelauge schaffende „Zeit". Es lebt aber heute noch auf Neuseeland ein kleines, groteskes Reptil von einem Aussehen, wie wir es den alten erdgeschichtlichen Reptilien mit ihrer Hautpanzerung und den scharfen Konturen ihres Körpers und Kopfes vielfach beilegen müssen. Diese Echse besitzt das Scheitelauge noch recht deutlich, wenn auch schon in einem rudimentären Zustand gegenüber den permisch-triassischen Formen. Aber sie ist auch kein jungzeitliches Reptil. Sie gehört einem Generaltypus an,

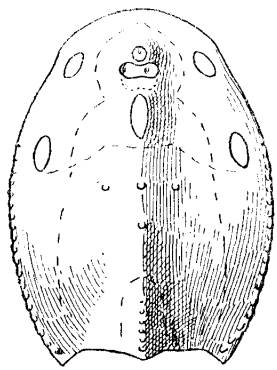


Fig. 2.
Panzer des Vorderkörpers eines paläozoischen Fisches mit zwei verschmolzenen Normalaugen; davor und dahinter je eine Stirn- und Scheitelöffnung. Verkl. (Nach W. Patten. Mém. Acad. St. Pétersbg. 1903.)

der sich bis in das paläozoische Zeitalter hinein zurückverfolgen läßt, dort sogar reichlich formbildend war und auch das Mesozoikum in einigen Arten durchdauert. Wüßten wir von ihrem Stamm aus früheren Zeitaltern nichts und fänden wir erst heute diese Echse lebend, so könnten wir allein aus dem Vorhandensein jenes so auffallenden und bisher naturgeschichtlich immer noch nicht gedeuteten Organs alsbald Alter und Herkunft ihres Typus angeben. In schwach rudimentärem Zustand haben es auch die Eidechsen noch, und auch diese sind, wie die Paläontologie anzunehmen Grund hat, aus gemeinsamer Wurzel mit jenem Typus der neuseeländischen Echse zu paläozoischer Zeit entstanden. Man sieht, welche bedeutsamen Ausblicke ein solches, den Zeitcharakter vergleichend berücksichtigendes Verfahren bei gehöriger künftiger Durcharbeitung bietet. Wenn aber eine formbildende Epoche erst vorüber ist, so bekommt kaum je ein später neu auftauchender Stamm ein solches Organ oder eine solche Körpergestalt in derselben Weise wieder, wie es einer älteren Epoche entsprach.

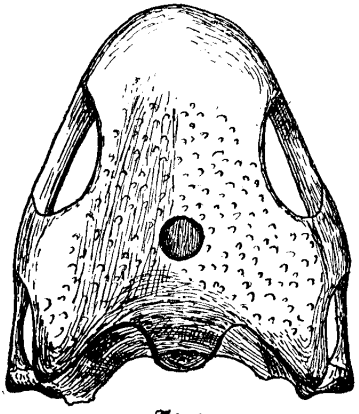


Fig. 3.
Fossiler Schädel eines Reptils der Permzeit (Casea) aus Texas, mit besonders stark entwickeltem Scheitelloch. 2/3 nat. Gr. (Nach S. W. Williston. Americ. Perm. Vertebrat. Chicago 1911.)

Es sei weiter auf die Molchgestalt hingewiesen, die sich äußerlich auszeichnet durch breit ausladende Extremitäten nach Art des Salamanders. Die typische Molchenzeit aber ist die letzte Hälfte des paläozoischen Zeitalters. Da finden wir nicht nur „Molche" oder, besser gesagt, Uramphibien mit den habituellen Merkmalen solcher, sondern zur selben Zeit, zum Teil vergesellschaftet mit ihnen, echte Reptilien, welche aber durch ihren breiten Kopf, ihre Körperhaltung, kurz durch ihre ganze Tracht den Molch nachahmen, ohne zu seinem Stamm zu gehören. Wieder eine andere Zeitepoche bringt die Schildkrötengestalt hervor. Wie das spätpaläozoische Zeitalter eine Molchgestalt, so schafft die Triaszeit die

Schildkröte. Denn nicht nur die echten, heute noch als solche bezeichneten Schildkröten erschienen damals zuerst, um sich von da an weiter zu gestalten, sondern auch in einer ganz anderen Gruppe kommen Schildkrötengestalten zum Vorschein, die eben keine sind, sondern sich deren Kleid borgen. Oder wir sehen seit der Alttertiärzeit in sehr verschiedenen Säugetiergruppen, die man deshalb unter dem Namen Hustiere zusammenfaßte, den fünf- und vierzehigen Fuß unter Rückbildung seiner äußeren Zehen in den zweihufigen der Rinder und Hirsche einerseits und in den einhufigen der Pferde andererseits übergehen. Kein ein- oder zweizehiger Unpaarhufer ist älter als die Mitte der Tertiärzeit; und obwohl jene Rückentwicklung auf den verschiedensten Stammlinien unabhängig und parallel verlaufend sich vollzog, so blieben doch die sich gleichenden Stadien an gleiche Zeitperioden gebunden und erlauben daher bei Einzelfunden der Skelette eine sehr genaue Bestimmung des geologischen Alters ihrer Lebenszeit. Die mesozoische Epoche hinwiederum ist jenes Zeitalter der Lebensentfaltung, wo unter den Landtieren der mehr oder minder aufrechte Gang (Fig. 4) auf den beiden Hinterfüßen angestrebt wird, im Gegensatz zu dem ursprünglich gleichmäßigen Gang auf allen Vieren, wie ihn in primitivster Weise der „Molchtypus" des spätpaläozoischen Zeitalters hatte. Bei den Landtieren des mesozoischen Zeitalters haben viele Gruppen lange, kräftige Hinterbeine und kürzere Vorderbeine, wodurch sie mit Unterstützung ihres kräftigen Schwanzes aufrecht gehen konnten. Ja einige von ihnen haben hohle Knochen wie Vögel, wobei schließlich in der Jurazeit auch vogelähnliche Geschöpfe selbst erscheinen, vielleicht gefiederte Reptilien mit langen Hinter- und kürzeren Vorderextremitäten. Diese ganze Formengesellschaft verrät also während des mesozoischen Zeitalters die Tendenz zu jener Erhebung des Körpers auf den Hinterbeinen, wodurch das mehr und mehr aufrechtgehende und das durch hohle Knochen erleichterte, schließlich vogelähnliche Tier, mit zunehmender Befreiung der Vorderextremität vom Boden, hervorgebracht wird.

Es gibt eine im Lauf der Erdgeschichte nicht selten wiederkehrende Erscheinung, die mit diesem Gesetz der Zeitcharakterbildungen im Wesen wohl gleichzusetzen ist: daß zu bestimmter Zeit eine gleichartige Spezialform in verschiedenen Gruppen und

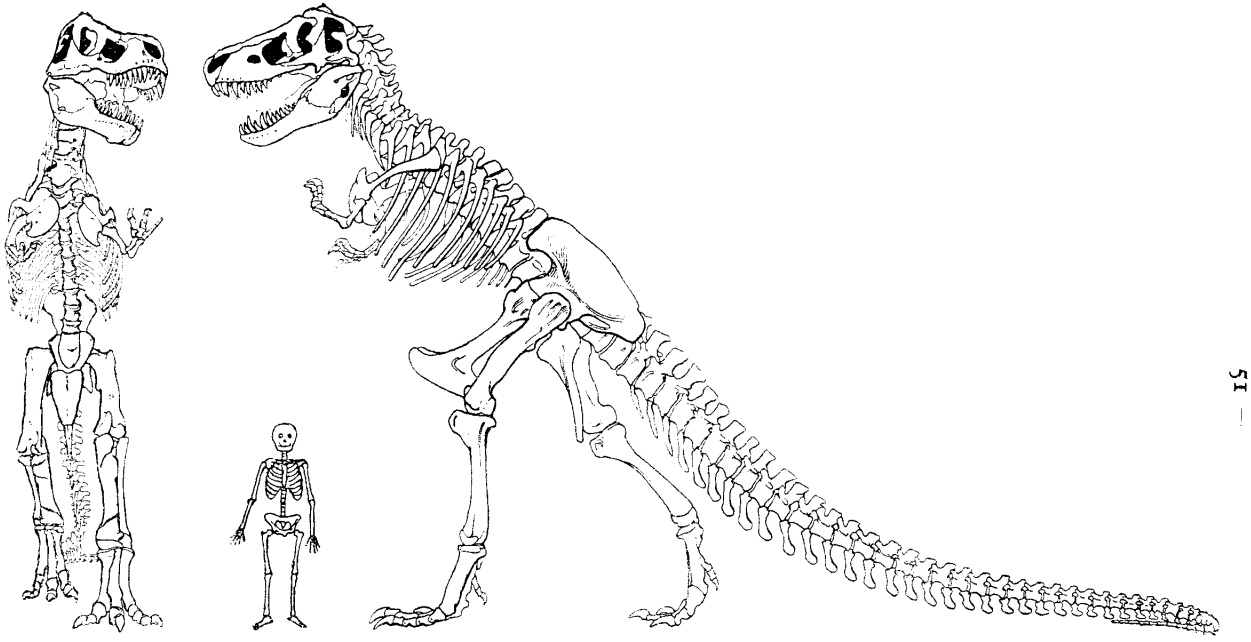


Fig. 4.

Fossiles Reptilskelett von Raubtiercharakter (Tyrannosaurus), mit stark verlängerten Hinterbeinen bzw. sehr verkürzten Vorderbeinen und halb aufrechtem Gang. Kreidezeit, Nordamerika. (Nach H. F. Osborn, Bull. Am. Mus. Nat. Hist. New York 1917.) Zum Größenvergleich ist ein stark ausgewachsenes jetztweltliches Menschenskelett dazugestellt.

Stämmen sich herausbildet. Es ist gerade, als bedürfe die Natur an vielen Stellen einer bestimmten Tiergestalt und präge sie aus irgend welchen anderen Formen, die ihr gerade an den Plätzen zur Verfügung stehen. Das bekannteste und auch anschaulichste Beispiel ist die Nachahmung vieler höherer Säugetiertypen bei der niedrigen Beuteltierfauna Australiens. Da finden wir einen Beutelwolf, einen Beutellöwen, -bären, -dachse, -ratten, -mäuse, -fledermäuse, die alles das darstellen, um nicht zu sagen nachahmen auf der Grundlage des Beuteltierkörpers, was jene Tiergestalten des Wolfes, des Löwen, des Bären usw. in der uns geläufigen höheren Säugetierwelt sind. „Das Beuteltier als Wolf", „das Beuteltier als Ratte" — das wäre die richtige Bezeichnung für diese eigentümlichen Tierformen. Da solche nun schon in der Tertiärzeit da waren, heute aber fast auf Australien beschränkt und bei uns sowie in Amerika fast, in Asien ganz verschwunden sind, so hat sich daraus das viel zitierte, aber auch viel mißverstandene Wort ergeben: Australien stehe mit seiner Tierwelt noch im Tertiärzeitalter. Natürlich ist dies irrig, weil die Beuteltiere, anderwärts aussterbend, in Australien noch als Relikten übrig blieben, aber nicht erst in der Quartärepoche dort entstanden sind; denn nur die Entstehung solcher Formen ist für die Tertiärzeit charakteristisch, und die gab es damals auch schon in Australien; das Ausdauern kann in verschiedenen Gegenden je nach den inneren und äußeren Lebensumständen der Tiere verschieden lange währen.

Die Lemuriden, eine gegenwärtig wesentlich auf Madagaskar eingeschränkte Halbaffensippe, erscheint, wie viele andere Typen der Säugetiere, schon im frühesten Teil der Tertiärzeit. Auch bei ihnen wird allerlei nachgeahmt. Da entsteht das lemuroide Nagetier, das lemuroide Raubtier, die lemuroide Fledermaus — alle mit entsprechendem Gebiß und korrespondierenden Skelettmerkmalen, jedoch nie den Urtypus verleugnend. Da die Signatur der Tertiärzeit bei den Primaten, je länger je mehr, auch die Herausbildung des anthropomorphen Affen ist und auch diese Evolution in verschiedenstämmigen Gruppen konvergent vor sich geht, auch bald mehr, bald weniger erreicht wird, so wird auch der Lemuridentyp von solcher Formbildungstendenz ergriffen und stellt überdies noch seine „Affenarten" heraus, die nun wie stammesgeschichtliche Übergangsformen zu typenhaft echten Affen aus-

sehen. Wie bei den Lemuriden, so kommen auch in anderen Stammtypen während der Tertiärzeit allerlei habituelle Charaktere dessen zum Vorschein, was zuletzt die Menschenaffen repräsentieren und was auch der Mensch in der Gestalt des Steinzeitmenschen teilweise noch an sich trägt. Bald früher, bald später erscheint unter der Säugetierwelt der Tertiärzeit in den Stammtypen das Affenähnliche, und zwar umso mehr, je später es geschieht. Alle sich an dieser Entwicklung ganz oder nur in einzelnen Ästen beteiligenden Stämme und Stämmchen der Säugetiere aber bleiben trotzdem als solche nebeneinander bestehen, bilden je nach ihrer Grundkonstitution eigene Affenmerkmale aus, wie auch der Menschenstamm selbst damals wohl am meisten pithekoide Merkmale zur Schau trug und wahrscheinlich zur Entstehung gewisser von da ab tierisch gebliebener Menschenaffen sein Teil beitrug. So kamen jene gesuchten und teilweise gefundenen formalen Übergangsglieder zustande, die man für stammesgeschichtliche Bindeglieder zwischen Mensch und Affe ansah, während es konvergente Formgestaltungen waren, im Sinne der Figur 1B.

Wir haben also mit dem Gesetz der Zeitformenbildung, das sich an fest gegebenen Grundtypen unter dem Bild einer Entwicklung verwirklicht, eine neue vergleichende Anatomie auch für den Menschen, die uns sagen wird, wann er entstand. Wenn die bisherige Methode der Betrachtung organischer Formen mehr und mehr das innerlich Typenhafte vom äußerlich Konvergenten trennen lehrte, so wird durch die neuartige Vergleichung der Formen nach ihrem Zeithabitus eine Art biologischer Zeitsignatur für die einzelnen geologischen Epochen festgestellt, die uns jeweils sichere Schlüsse auf das Entstehungszeitalter eines Typus, eines Urformenstammes, ja eines einzelnen Organes erlaubt, auch ohne daß wir durch Fossilfunde selbst den gegenständlichen Nachweis für den erdgeschichtlichen Augenblick des ersten Auftretens eines Typus erbringen können. Wir sind somit auch imstande, aus persistierenden oder rudimentären alten Form- und Organbildungen der jetztzeitlichen Lebewesen, also auch des Menschen, das Entstehungszeitalter des Stammes selbst zu ermitteln. Der Zeitcharakter ist somit etwas durchaus Reales und nur einmal Gegebenes; wer ihn späterhin noch trägt, ist seiner Zeitherkunft nach daran erkennbar.

Ein weiteres, in der Entwicklungslehre enthaltenes Problem ist der Begriff des Höheren und Niederen, des Entwickelten und Unentwickelten, Ausdrücke, die wie Selbstverständliches in der Abstammungslehre gebraucht werden, jedoch ohne zureichende erkenntniskritische Durchdringung. Auch diese beiden Begriffe werden formalistisch und doch zugleich in einem absoluten Sinne gebraucht. Man erklärte das amöboide Schleimtier für niederer als das Molluskentier, dieses für niederer als den Krebs, diesen für niederer als den Fisch, diesen für niederer als den Lurch oder das Reptil, dieses für niederer als das Säugetier und den Menschen. Das ist eine unnaturwissenschaftliche Betrachtungsform gewesen, hinter der verkappt mit dem Maßstab des Seelischen und des menschlich Geistigen oder allenfalls nur des Ästhetischen gearbeitet wurde. Denn von der Körperorganisation schlechthin aus gesehen ist es gar nicht möglich, zu einer solchen absoluten Bewertung von Höherem und Niederem zu kommen, und der nur naturwissenschaftliche mechanistische Standpunkt gibt dafür überhaupt keinen Maßstab her. Daß man auch in der nach mechanistischen Zielen strebenden Deszendenzlehre den Menschen das höchstentwickelte Geschöpf nannte, zeigt nur, wieviel metaphysisches Ausdeuten gerade in dieser Lehre steckt, die von dem Begriff der „Entwicklung", der durch und durch metaphysisch ist, trotz der formellen Verneinung, niemals losgekommen ist. Ohne metaphysisch orientiertes Werturteil ist kein Kriterium zu finden, wonach man ein Tier, einen Organismus, der eben niemals Maschine ist, für höher oder niederer erklären könnte. Das haben auch die gänzlich metaphysikfreien Charaktere unter den biologischen Forschern der vergangenen Zeitepoche stets gefühlt, und deshalb gab es auch in der hohen Zeit der deszendenztheoretischen Forschung stets eine große Zahl von Gelehrten, die sogar eine Stammbaumbeschreibung ablehnten und sich ausschließlich der anatomisch vergleichenden Beschreibung der Arten widmeten, womit sie die breite und sichere Grundlage schufen, von der aus allmählich die formalistische, aber nicht biologische Abstammungslehre selbst überwunden werden konnte.

Hiermit hängt aufs engste auch die Klärung des Begriffes Fortschritt zusammen, der gleichfalls einen naturhistorischen und einen metaphysischen Sinn hat, die beide gerade in der Abstammungslehre methodisch nicht klar auseinandergehalten worden sind. So-

lange man die organiſche Welt als eine geſchloſſene Kette auseinander hervorgehender Arten anſah, war das Linnéſche Syſtem zugleich das Idealbild des Stammbaumes. Als dieſes ideale Bild unter den Foſſilfunden in Stammreihen zerfallen war, hielt man die Umwandlung innerhalb dieſer für einen Fortſchritt und ſetzte den Begriff mit dem der Entwicklung gleich. Zuletzt ſah man, daß Entwicklung und Fortſchritt nur idealiſierte Ausdrücke für einſeitige Spezialiſation aufeinanderfolgender Formenſtadien waren, und nur ſo hat der Ausdruck Fortſchritt derzeit überhaupt noch in der Biologie einen greifbaren Wert. Fortſchritt im ſtreng naturhiſtoriſch-ſtammesgeſchichtlichen Sinn iſt daher nichts Allgemeines, ſondern ſtets eine Formbildung in beſtimmter Richtung, alſo geradezu eine Einſeitigkeit; denn er geht immer auf Koſten und unter Ausſcheidung anderer Möglichkeiten, die oft biologiſch nicht weniger wichtig wären. Es wird bei einmal gegebenen Typen von der Natur auf beſtimmte Lebensformen und Anpaſſungen ſozuſagen hingearbeitet, womit andere ausgeſchloſſen bleiben. Nicht anders iſt es ja auch im Leben der Völker und Kulturen: beſtimmte Grundanlagen werden entwickelt, das iſt: ſpezialiſiert. Latente Möglichkeiten entfalten ſich, andere bleiben unentwickelt oder bleiben auf halbem Wege zurück oder verkümmern, je nach den äußeren Bedingungen. So iſt es in der organiſchen Welt, und hierin iſt kein Unterſchied zwiſchen den Gattungen der Lebeweſen und den Lebensbildungen der Kulturen.

In dieſem Sinne gibt es auch keine Rückwärtsentwicklung. Was aus der latenten Bindung im Typus entſpringt und ſich als Form geſtaltet, kann ſich halten oder wieder untergehen oder ſich einſeitig weiterbilden oder verkümmern; aber eine rückläufige Entwicklung des einmal Geſtalteten, eine Rückkehr zum Ausgangspunkt und von da aus das Begehen eines neuen Entwicklungsweges, das gibt es in der Welt der organiſchen Bildungen niemals; ſie ſind alle geführt von dem unentrinnbaren Geſetz der Nichtumkehrbarkeit. Nur in der geiſtigen, in der ſittlichen Welt gibt es die völlige Umkehr und das Verlaſſen des weit begangenen Weges unter großen Kataſtrophen oder inneren Erleuchtungen; aber in der Welt des Natürlich-Organiſchen kennen wir dieſe Freiheit nicht.

Wie aber mußten unter ſolchen Umſtänden die Urformen ausſehen? Waren das neutrale Weſen, die noch nach keiner Richtung

spezialisiert waren, also — da jede nur denkbare Körperform an sich schon eine Spezialisation ist — überhaupt keinen Körper hatten? Hier zeigt sich erst die begriffliche Unsicherheit der äußerlich verfahrenden alten Abstammungslehre. Denn ihr bedeutet Urform ein neutrales Geschöpf, aus dem durch fortgesetzte Zeugung und Umwandlung von Generation zu Generation schließlich spezialisierte Formen entstanden; der Streit dabei war nur der, ob diese Wandlung aus äußeren, also zufälligen, oder inneren konstitutionellen, nämlich im tieferen Sinn evolutionistischen Gründen geschehe. Wir aber verstehen unter Urform nicht einen solchen stammesgeschichtlich neutralen körperlichen Anfangspunkt, sondern die in allen zu einem Typus gehörigen Arten und Gattungen, auch in den anfänglichsten, schon vollständig vorhandene typenhaft konstitutionelle Gebundenheit und Bestimmtheit, die Potenz, die bei allem äußeren evolutionistischen Formenwechsel als das Lebendig-Beständige da ist — eine Entelechie, wie auch Goethe wohl den Begriff Urform faßte. Es bekommt damit auch das deutsche Wort Entwicklung erst seinen tieferen, von der Sprache unbewußt schon erschlossenen Sinn zurück, als eine Manifestation des innerlich schon Vorhandenen.

Vom ersten Augenblick ab, wo eine Urform in der lebenden Natur in Gestalt einer oder mehrerer Arten sich darstellt, ist sie kein Schemen, sondern ein Wesen mit Fleisch und Blut, voll Anpassung an die ihr gemäßen Lebensumstände. Das Kennzeichen der lebendigen Wesen ist gerade das, daß ihre natürliche Körperhaftigkeit durch und durch aus biologisch zweckentsprechenden Anpassungen und Spezialisierungen besteht, selbst wenn diese einen geringen Grad der Vollendung gegenüber anderen, besser angepaßten Formen haben oder sogar gelegentlich fehlgeschlagen sind inbezug auf bestimmte Umweltsbedingungen. Ein Typus wird gewöhnlich von mehreren, unter verschiedenen Lebensbedingungen stehenden Arten vertreten; doch selbst wenn er nur von einer einzigen Art und wenigen Individuen vertreten wäre, so müßten auch diese angepaßt und in ihrer Form nach irgend welchen Richtungen spezialisiert sein, und wären sie auch die allerältesten und primitivsten des Typus; denn anders könnten und würden sie in der wirklichen Welt nicht gelebt haben. Man darf daher nicht erwarten, irgendwo in der Erdgeschichte einmal Urformen zu finden, die in

ihrer Form neutral, nichtssagend, schemenhaft gewesen wären. Stets hat sich das Leben in wirklichen Charaktergestalten ausgelebt, die auch stets ihre eigene Grundform variierten, ihren eigenen Typus verwirklichten, wenn er auch noch so sehr durch biologische Zeitcharaktere verhüllt worden wäre. Damit ist die stammesgeschichtliche Entwicklung nicht verneint, sondern nur ihre unbiologische, allzu formalistische Auffassung.

Das ist als Hauptgesichtspunkt nun auch bei der Nachforschung nach ältesten Menschengestalten obenan zu stellen. Auch diese können selbst in ihrem denkbar ursprünglichsten Zustand nichts weniger als Schemen gewesen sein, sondern müssen unbedingt den menschlichen Typus, wenn auch unter mannigfachsten Zeitgestaltungen, zum Ausdruck gebracht haben. Damit scheiden von selbst alle Verknüpfungen des Urmenschen mit den Spättieren aus, wobei man immer wieder das mit dem Menschen genetisch unmittelbar nicht Zusammengehörige mit ihm verbinden, aus dem man ihn ableiten will und womit man zu so grotesken Ergebnissen geführt wird, wie dem, daß sein Typus irgendwie zu sehr später erdgeschichtlicher Zeit aus spezialisierten Säugetieren hervorgegangen sein könnte.

Es erschlossen sich der bisherigen Abstammungslehre statt wirklicher Stammbäume stets nur formal aneinandergereihte habituelle Formenketten, während die persistenten Stammtypen als solche ihr unsichtbar blieben, insbesondere der Menschentypus selbst, den die mehr oder minder ähnlichen Affentypen am Ende der Tertiärzeit und zuletzt wohl auch der nach der Affenseite hin degenerierte Eiszeitmensch wie eine Folie umgeben, gewissermaßen die Begleitung zur unterdessen schon unabhängig davon erklungenen Melodie bildend. Der Menschenstamm tritt uns, fossil sichtbar, spät erst in der Diluvialzeit entgegen, wohl weil er zuvor in Gegenden lebte, die der geologischen Erforschung unzugänglich geblieben sind. Wenn irgendwo, so hat uns gerade hier der vielberufene Zufall des Findens und die notorische Lückenhaftigkeit des Fossilmaterials einen Streich gespielt. Gewöhnt man aber erst den Geist an die Unterscheidung von fest gegebenen Grundtypen einerseits und biologischem Gewand andererseits, das ihnen zeitweise und wechselnd übergeworfen ist, dann ist auch die Bahn frei für eine richtigere Beurteilung der wahren Herkunft des Menschen selbst und für die Feststellung, wie alt wohl sein Stamm ist.

Das erdgeschichtliche Alter des Menschenstammes

Fossile Menschenreste, seien es Skeletteile oder nur Artefakte, sind, wie schon erwähnt, bisher mit Sicherheit nur in den Ablagerungen der Quartärzeit, dem letzten kurzen Abschnitt der Erdgeschichte, nachgewiesen. Die letzte Phase dieser Quartärperiode ist die Zeit der historischen Menschengeschichte, zurück bis zur jüngeren Steinzeit. Diese selbst ist eine prähistorische Epoche, aus der man geschliffene und polierte, also gut ausgearbeitete Steinwerkzeuge hat. Dieser Periode voraus geht das Diluvium mit einer Eiszeit als Hauptabschnitt der Quartärepoche (S. 42). Damals waren größere Flächen der Nordhalbkugel und die meisten Hochgebirge bis in ihr Vorland hinaus vergletschert; die durchschnittliche Jahrestemperatur war vermutlich nur um 5^0 C kühler als jetzt. Diese Diluvialzeit mit ihren wärmeren Zwischeneiszeiten ist nun die Periode der altsteinzeitlichen Kulturen und fossiler Menschenrassen. Kurz zuvor sollte sich, nach der gangbaren Lehre, der Mensch aus spättertiärzeitlichen affenartigen Säugetieren entwickelt haben; der Steinzeitmensch soll diesen Urformen noch näher stehen.

Es wurde schon von anderer Seite die Frage aufgerollt[13]), ob nicht die Dauer der Steinzeitperiode bedeutend überschätzt werde und ob die Entstehung der Kultur überhaupt erst mit dem Steinzeitalter eingesetzt habe? Ist es möglich und denkbar, sagt Frobenius, daß die aufkeimende Kultur bei einer Verbindung mit dem Stein, also dem toten Teil des Erdkörpers begonnen hat? Liegt es nicht viel näher, anzunehmen, daß das „Ur", der Anbeginn mit einer Wechselbeziehung des menschlichen Könnens zu der lebendigen Umwelt, zu Pflanze und Tier anhub? Und sollte es keine Möglichkeit geben, das Umgekehrte der landläufigen Auffassung aus dem Phänomen der Kultur abzulesen?

Freilich meint es Frobenius anders als wir; denn er hat noch nicht die hier erstrebte weite erdgeschichtliche Zeitperspektive. Er deutet nur allgemein an, daß die ältesten Werkzeuge nicht aus

Stein, sondern eher aus tierischem und pflanzlichem Material erarbeitet worden sein könnten und daß daher die Steinzeit, auch die Altsteinzeit, ein verhältnismäßig spätes Entwicklungsstadium des „Urmenschen" gewesen wäre; denn zuerst und unmittelbar lebe der Mensch in dem feinen Schleier von Wasser, Erde, Pflanze und Tier, der, umspült vom Luftmeer und dünn, den harten Steinkörper der Erde umgibt. Diesem harten Körper steht jener Schleier, zu dem der Mensch selbst gehört, als Einheit gegenüber, ausgesetzt dem Einfluß der Gestirne und von ihren Kräften bewegt. Wir Menschen sind, als Körper betrachtet, Ausdrucksform der Umbildungen dieses Schleiers; die Kultur aber ist der Ausdruck des in diesem Schleier bei seiner Beziehung zu einem „Jenseits" symbolisch sich auswirkenden Lebens. Demnach, so meint wohl Frobenius, hat die älteste, die erste Kulturregung zu ihrer Gestaltung unwillkürlich nach den Elementen und Teilen des Schleiers selbst gegriffen, nicht nach dem Material der nackten, vom Schleier entblößten Steinkugel. So erwartet er noch die Aufdeckung einer viel älteren vorsteinzeitlichen Kultur, und die müßte vor der Quartärepoche, also in der Tertiärzeit liegen.

Bisher haben es nur wenige Naturforscher gewagt, das Alter des kulturfähigen Menschenwesens in tertiäre, ja in vortertiäre Zeiten zurückzudatieren; so vor allem Hermann Klaatsch. Seine eingehende und frei ausblickende anatomische Analyse des menschlichen Körpers hat ihn schließlich ein weit höheres erdgeschichtliches Alter des Menschen fordern lassen, als man es bis dahin, befangen im Schematismus der älteren Abstammungslehre, den Mut hatte anzunehmen. Noch in einer letzten Arbeit[14]) zu dieser Frage sagt der verstorbene Anatom Schwalbe, Klaatschs Widerpart, daß nach den ihm bekannten Tatsachen der Mensch vom Charakter des javanischen Pithecanthropus und des Homo Heidelbergensis (Fig. 5g) erst in der allerletzten Phase der Tertiärzeit entstanden sein könne. Forscht man nun aber in Schwalbes eigenen Darstellungen nach, welche Glieder vergleichend anatomisch den Menschen mit niederen Formen, also insbesondere mit den Affen nachweislich verbinden, so bekommt man zusammenfassend die Antwort, daß zwar an der allgemeinen tierischen Abstammung des Menschen nicht zu zweifeln, die spezielle Abstammung von bestimmten Primatenaffen aber noch nicht gesichert sei. Am wahrscheinlichsten sei die Abstammung des

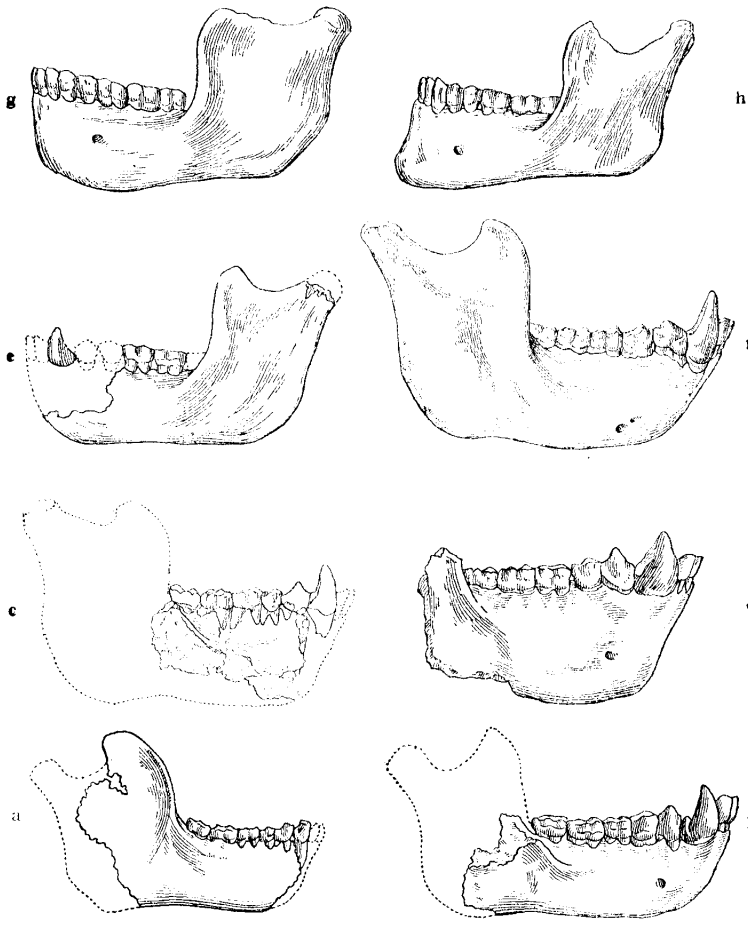


Fig. 5. Unterkiefer von Affen und Menschen des känozoischen Zeitalters.

a) Propliopithecus. Älteste Affenform aus der Frühtertiärzeit (Oligozän). Ägypten. Eckzahnspitze abgebrochen. Angebliche Ahnenform aller Affen- und Menschenarten. $^2/_3$ nat. Gr.

b) Pilopithecus. Gibbonähnliche Form. Jüngere Tertiärzeit (Miozän). Deutschland. $^2/_3$ nat. Gr.

c) Sivapithecus. Gorillaähnliche Form. Ende der Tertiärzeit (Pliozän). Indien. Stark verkl.

d) Dryopithecus. Schimpansenähnliche Form. Ende der Tertiärzeit (Pliozän). Süddeutschland. $^1/_3$ nat. Gr.

e) Eoanthropus. Vermutlicher Menschenkiefer mit Affenmerkmalen. Jüngste Tertiärzeit (Pliozän). England. Der Eckzahn ist isoliert zugleich gefunden und hinkombiniert. $^2/_3$ nat. Gr.

f) Orang Utan. Lebend. Jetztzeit. Indischer Archipel. $^1/_3$ nat. Gr.

g) Homo Heidelbergensis. Diluvialzeit. Eiszeitmensch. Mauer bei Heidelberg. Kieferform affenartig, Zähne menschenartig. $^1/_3$ nat. Gr.

h) Homo sapiens. Lebend. Man beachte das vortretende Kinn, worin der Diluvialmensch affenähnlicher ist. $^1/_3$ nat. Gr.

(Zusammengestellt aus W. K. Gregory, Journ. Dental. Research. 1920/21.)

Menſchen von Formen mit einer Miſchung der Charaktere niederer Oſtaffen und Menſchenaffen. Dieſe Formen ſind nun hypothetiſch. Von ihnen gehe der Weg zu einer ausgeſtorbenen — auch wieder hypothetiſchen — Menſchenaffenform, aus der die zum Schimpanſen aufſteigende „Linie", alſo noch nicht dieſer ſelbſt, ſondern ſeine hypothetiſchen Vorläufer ſich entwickelten. „Aus dieſer Linie hat ſich dann vermutlich der Stamm der zum Menſchen führenden Hominiden abgezweigt."

Wie kann man angeſichts eines ſo luftigen, doch nur aus imaginären Formen zuſammengeſetzten Stammbaumes, der alſo das ganze Ergebnis vieljähriger, ſtreng an die vergleichende Anatomie gebundener Forſchung iſt, noch behaupten, daß wir über die Entſtehung des Menſchen aus Primaten im Klaren ſeien und daß andere, doch auch mit ſehr gewichtigen Beweisſtücken arbeitende Theorien über ein weſentlich höheres Alter des Menſchenſtammes und über ſeine urſprüngliche Selbſtändigkeit gegenüber allen bisher bekannt gewordenen vorweltlichen und jetztweltlichen Säugetierformen keine Berechtigung haben ſollten?

Noch können wir nach Klaatſch[15]) die Zeit der Menſchenwerdung in keiner Weiſe feſtlegen, wohl aber die Tatſache feſthalten, daß dieſer Vorgang keinesfalls jüngeren geologiſchen Datums iſt. Früher wollte man die ganze Entwicklung des Menſchen bzw. der Menſchenaffen aus niederen Säugetieren in die Diluvialzeit oder in die unmittelbar ihr vorausgehende letzte Phaſe der Tertiärzeit verlegen. Schon der Nachweis, daß die hypoſtaſierte Entwicklungsbahn Affe-Menſch wohl teilweiſe umgekehrt verlief[16]), ferner die Erkenntnis, daß ſchon der Steinzeitmenſch in mehrere deutlich getrennte ältere Raſſen zerfiel; drittens die entwicklungsgeſchichtliche Tatſache, daß alle Typen weit in die Erdgeſchichte zurückreichen; endlich die Erkenntnis, daß Stammbäume ſich nicht in dem äußerlichen Sinn entwerfen laſſen, wie es das Zeitalter der Deſzendenztheorie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts glaubte — das alles hat den Boden bereitet für die Erwartung einer ſehr alten und noch durchaus unaufgehellten Herkunft des Menſchengeſchlechtes. Mit Klaatſch ſehen wir heute dieſes Problem ſo an: Der Tertiärzeitmenſch bedarf nicht mehr des Beweiſes, einerlei, ob wir Artefakte von ihm haben und Skelettfunde oder nicht; es kann ſich nur noch um die Frage handeln, in welcher Phaſe der Tertiärzeit die

Trennung der Menschenaffen vom Menschen einsetzte und wie alt der gemeinsame Stamm beider ist, der nach Klaatschs wohlbegründeter Lehre unbedingt in das mesozoische Erdzeitalter zurückreicht.

Die uns aus der Tertiärzeit bekannten Affengattungen (Fig. 5) sind so spezialisiert, daß sie, auch nach den bisherigen Forschungsmaximen der Abstammungslehre, überhaupt nicht als Ahnen eines Diluvialmenschen in Betracht kommen. Die als Ahnen sämtlicher Simiiden und Hominiden befürworteten[17]) unzureichenden Schädelreste sind teils wegen ihrer Unvollständigkeit und dem Fehlen aller übrigen Skeletteile nicht auswertbar, teils sind es konvergente Formbildungen eigener Typenkreise. Der an Größe zurücktretende Eckzahn unterscheidet den Menschen ohnedies von allen echten Affen, die wir kennen, oder läßt höchstens deren Ableitung aus ihm selber zu. Doch ist die Eckzahnfrage in ein neues Stadium getreten, seit es durch Adloff wahrscheinlich gemacht wurde, daß Menschen- und Affeneckzahn gar keine homologen Bildungen sein müssen, daß sich vielleicht Verschiebungen im Gebiß schon beim frühesten Auseinandertreten beider Stammformen eingestellt haben, und daß der menschliche Eckzahn gegenüber dem der anthropoiden Affen so primitiv geblieben ist, daß deshalb eine Ableitung des Menschen von solchen Affen nicht angenommen werden kann. Selbst wenn frühere Vorfahren des Menschen einmal größere Eckzähne besessen haben sollten, würden das ganz ursprüngliche, aber gewiß keine Affeneckzähne gewesen sein[17a]).

Vollends die Halbaffen oder Lemuriden stehen durch ihre ganz andersartigen und primitiven Merkmale einer formalen hypothetischen Urform der Säugetiere näher als alle anderen tertiärzeitlichen Säuger. Auch der quartärzeitliche Mensch hat mehrere solcher ganz primitiven Eigentümlichkeiten, welche ihn gleichfalls an hypothetische und sehr weit in die Erdgeschichte zurückzudatierende Vierfüßler anschließen. So sein lückenloses vollständiges Gebiß, das nicht, wie das aller tertiärzeitlichen Säugetiere, auf eine Lückenbildung zwischen Vorder- und Backenzähnen hinläuft, sondern sich allenfalls nur bei uns Spätmenschen in einem Ausfall des letzten Backenzahnes etwas verringert. Es gleicht in seiner Vollständigkeit den ältesten tertiärzeitlichen Säugetierformen; aber an solche den Menschen anzuschließen, verbieten die Grundsätze der bisherigen Deszendenzlehre selbst, wonach voneinander durch einseitige Dif-

ferenzierung schon unterschiedene Lebewesen nicht unmittelbar stammesgeschichtlich zusammenhängen können. Auch in der fünffingerigen Extremität liegt ein sehr altes, nicht ein erdgeschichtlich jungzeitliches Merkmal, das keineswegs die Ableitung des Menschentypus aus irgend einem tertiärzeitlichen Säugetier zuläßt. Zwar gibt es alttertiäre Säugetiere mit der primitiven fünffingerigen Extremität; aber sie, wie auch spätere Gattungen mit demselben Merkmal, sind so einseitig entwickelt[18]), daß man die Herkunft der fünffingerigen Primatenextremität, insbesondere der vorderen, in viel ältere Zeiten zurückdatieren kann. Sie ist in der beim Menschen vorhandenen Einfachheit schon paläozoischen Alters. Zwar ist es ein Irrtum, die vollständig fünffingerige Extremität für den Urzustand des Landtieres anzusehen, wie man es bisher tat. Neueste Funde und Untersuchungen fossiler Uramphibien aus der Permzeit haben ergeben, daß schon jene frühen amphibischen Landtiere eine reduzierte, nämlich eine vierzehige Vorderextremität hatten, während ihre Hinterextremität noch fünfzehig war. Sind sie in dieser Hinsicht schon einseitig spezialisierte Formen gewesen, so stehen sie auch dem primitiven hypothetischen Landtier insofern schon ferner, als dieses wahrscheinlich zuerst siebenzehig war. Nicht nur die Embryonaluntersuchung gewisser lebender Amphibien ergibt dies, sondern es erhellt auch aus Fossilfunden permzeitlicher alter Amphibienformen, deren noch fünfzehige Hinterextremität die Reste eines überzähligen, jedoch nicht pathologischen oder atavistischen, sondern noch als Normalrest vorhandenen Kleinfingers enthält[19]). Es war demnach die fünffingerige Landextremität schon gegen Ende der paläozoischen Zeit selbst ein Rückbildungsstadium aus einer noch älteren Form. Wir können also festhalten, daß mindestens die fünffingerige Extremität ein Grundmerkmal aller zum erstenmal völlig dem Leben auf dem Festland zugewandten, wenn auch habituell noch amphibisch aussehenden Wesen war; daß mithin die fünffingerige Landextremität mindestens ein Erbe aus der Steinkohlenzeit ist. Und so kann der Mensch mit allen gleichfalls fünffingerigen Säugetieren bis in jene alte Epoche zurückreichen, weil alle bis dorthin fossil bekannt gewordenen Vierfüßler in ihren Extremitäten oder im übrigen Körper schon viel zu einseitig entwickelt sind, als daß die Ableitung des menschlichen Körpers aus ihnen gelänge.

Die Frage, ob und wie die Hand des Menschen aus einem allenfalls anzunehmenden Urextremitätenstadium hervorgegangen sein könnte, ist weder vergleichend anatomisch noch durch Fossilfunde zu beantworten. Auch Klaatsch hat sich mit dieser Grenzfeststellung unseres vergleichend anatomischen Wissens begnügt und sagt nur, daß für die Betrachtung der Herkunft des Menschen die Feststellung vorerst ausreicht, daß er die Hand mit der fünffingerigen Form der alten Landwirbeltiere, also nicht erst mit jener der tertiärzeitlichen Säugetiere teilt. Auch dürfte nun klar sein, sagt Klaatsch, daß die früher vielfach übliche Einschätzung des Menschen als des letzten Endgliedes einer angeblich mühsamen Entwicklung nicht zutrifft. Er ist nicht als letztes Ergebnis einer sehr komplizierten Umgestaltung aufzufassen. Es fehlte früher nicht an solchen Vermutungen, als man glaubte, daß der Mensch von vierfüßigen Tieren abstammen könne. Aber ein Vierfüßlertum besagt, daß die Gliedmaßen des betreffenden Wesens zu Füßen gestaltet sind, d. h. außer Stützen und Laufen andere Leistungen nicht verrichten können. Der Mensch aber habe das alte vielseitige und daher unendlich wertvolle Werkzeug beibehalten. „Daß der Mensch indifferent blieb, sich seine Vielseitigkeit bewahrte — darin liegt eben ein großer Teil des Geheimnisses seines außerordentlichen Erfolges. Das ist eine ganz andere Auslegung des Entwicklungsganges als die im alten Darwinschen Sinne. Nicht ein Triumph des Kampfes ums Dasein ist der Mensch; nein, im Gegenteil: sein Sieg beruht darin, daß er von den Opfern der natürlichen Zuchtwahl verschont blieb, daß er seine Hand behielt. Wenn man nach Wundern suchen will, so braucht man nicht ins Reich des Übernatürlichen zu flüchten. Die Natur selbst, unser eigenes Wesen, bietet der Wunder genug. Nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsordnung ist jedenfalls die Ausnahmestellung des Menschen gegenüber dem ganzen anderen Tierreich eine sehr sonderbare. Nicht der Besitz der Hand als solcher ist es — er war ja allen Tieren einstmals eigen — sondern der Umstand, daß dieses Gebilde in seiner Ursprünglichkeit beibehalten wurde und daß es sich in den Dienst einer gewaltigen Gehirnentfaltung stellen konnte — das ist das Merkwürdige."

Der Mensch kann auch deshalb mindestens mesozoischen, ja paläozoischen Alters sein, weil er ein Sohlengänger ist. Die

ältesten, hypothetischen und die aus ihnen formal allenfalls ableitbaren tertiärzeitlichen Säugetiertypen sind vollkommene Sohlengänger oder weisen wenigstens als Abkömmlinge auf Formen mit Sohlengängerfuß eindeutig hin. Der Mensch selbst kann wiederum nicht von solchen Gattungen abstammen, sondern hatte bestenfalls in sehr früher, dem paläozoischen Ursprungspunkt der Säugetiere recht nahen Zeit einen dort schon zu suchenden Ahnen mit ihnen. Somit hat er mindestens seit dem Altmesozoikum auf eigener Entwicklungsbahn den Sohlengänger in sich bewahrt, was nicht hindert, daß seine große Zehe am Fuß zuerst opponierbar war, der Fuß also auch Greifhandcharakter besaß. Er war somit auch in mesozoischer Zeit schon ein von den späteren tertiärzeitlichen Stämmen getrennter eigener Säugetierstamm, mithin als Menschentypus vorhanden, wenn auch in anderer Form als zur Steinzeit.

Klaatsch hat seinerzeit auch gewisse Landtierfährten im mitteldeutschen Sandstein aus frühmesozoischer Zeit zu einem Analogiebeweis für das hohe Alter des Menschentypus herangezogen und ich folgte ihm ursprünglich darin. Sie gehören sehr alten Landtieren an, die man nur aus diesen Spuren, nicht nach Skelettresten kennt (Fig. 6). Sie fallen auf durch ihre große Ähnlichkeit mit Menschenhänden, wenn sie auch solchen gewiß nicht zugehörten. Die älteren, aus



Fig. 6.
Fährten eines Reptils (Chirotherium) aus dem altmesozoischen Thüringer Buntsandstein. Scheinbar mit Daumen. Die Hinterextremität größer, die Vorderextremität kleiner. 1/4 nat. Gr. (Nach R. Owen aus Zittel-Broili, Grundzüge der Paläontologie II. 1923.)

der Permzeit, zeichnen sich dadurch aus, daß die gegenseitigen Größenverhältnisse der vorderen und hinteren Extremitäten sich noch mehr angleichen als die der etwas jüngeren aus der Triaszeit, wo die hinteren Extremitäten die vorderen an Größe wesentlich übertreffen. Aus der Form der Abdrücke kann man den Schluß ziehen, daß das zugehörige „Handtier" (Chirotherium), wenn auch nicht ganz aufrecht, so doch zuerst weniger, später entschiedener auf der Hinterextremität lief. Besonders die älteren Fährten seien deshalb bedeutungsvoll, weil gerade sie große Ähnlichkeit mit Kinderhänden haben. Man kann sie, sagt Klaatsch, in der Tat nicht besser beschreiben als durch einen Vergleich mit solchen oder auch mit Embryonalzuständen der Menschenhand (Fig. 7), worin die Plumpheit und Derbheit der Kinderhand noch auffälliger erscheint. Ein solches embryonales Merkmal der Menschenhand, wie es auch den Thüringer Fährten eignet, ist die wenig ausgedehnte Fläche zwischen dem Daumenballen und den übrigen Fingern, oder die außerordentlich breite Mittelhand oder die kurzen gedrungenen Finger. Der Daumen an der Thüringer Spur ist mit einem dicken Ballen versehen und bekundet damit seine Opponierbarkeit. Die Unterfläche der Finger zeigt oft die Gelenkvertiefungen, den Fingergliedern entsprechend. Der vierte Finger war meistens am längsten.



Fig. 7. Embryonalhand des Menschen. (Aus Klaatsch, Abstammungslehre. 1911.)

Diese Auffassung ist nicht mehr haltbar, seitdem man durch neuere grundlegende Untersuchungen Soergels weiß[19a]), was man auch früher teilweise schon gemutmaßt hatte, daß der „Daumen" an diesen Extremitäten gar kein Daumen ist, sondern an der entgegengesetzten Seite der „Hand" liegt, mithin eine sekundäre Erwerbung, eine „falsche" Zehe darstellt und so als Anpassungsbildung an das Aufrechtgehen zur Unterstützung der Sohle oder als Verbreiterung der Fußbasis zur besseren Verhütung des Einsinkens vielleicht gedeutet werden kann. Dagegen sind diese Formen ein erneuter Beweis für das Herrschen einer Formbildung, die auch in anderen mesozoischen Typen mit der Tendenz zum Halbaufrechtgehen zusammentrifft und dabei eine gewisse Spreizbarkeit eines Zehengliedes hervorbringt.

Überhaupt finden wir bei den Landtieren des mesozoischen Zeitalters, wie früher schon erwähnt, die Anlage zum aufrechten Gang auf den Hinterbeinen und dies oft in einer so vollkommenen Weise, daß es geradezu als Zeitmerkmal angesprochen werden darf. Damit verknüpft ist merkwürdigerweise gelegentlich der opponierbare Daumen, der auch der Verteidigung gedient haben soll. Zeigten uns dies schon in der schönsten Art die Sandsteinfährten, so haben wir auch ganze Skelette verschiedenster Reptilgruppen der mesozoischen Epoche, besonders der Kreidezeit und der oberen Jurazeit, welche jenes Kennzeichen ganz vollkommen entwickelt haben. So etwa die aufrechten Iguanodonten der belgischen Unterkreideformation. Es waren das bis 5 m hohe landbewohnende Pflanzenfresser, habituell sehr ähnlich anderen, z. B. nordamerikanischen und afrikanischen Landsauriern mit Raubtier- wie mit Pflanzenfressercharakter, sehr großer und kleiner Dimension. Sie zeigen, wie schon erwähnt, den aufrechten Gang, haben aber nur eine dreizehige oder höchstens vierzehige Extremität, an der das fünfte Glied allenfalls noch als Rudiment hängt. Dagegen hatten gerade nicht die jüngeren, sondern die erdgeschichtlich ältesten Landtiere des paläozoischen Zeitalters entschiedene Anlage zu einer opponierbaren ersten Zehe, unserem menschlichen Daumen entsprechend. Und dies ist umsomehr ein Beweis für die Altertümlichkeit des Menschentypus, als die erdgeschichtlich jüngeren, alttertiärzeitlichen Säugetiere zwar vielfach noch vollkommen fünffingerige Extremitäten besaßen, aber dabei keinen opponierbaren Daumen hatten und außerdem auch zu Gruppen gehörten, deren spezifische Ausbildung sie gewiß für keinen Forscher zu einem stammesgeschichtlichen Anknüpfungspunkt gerade des Menschen oder menschenähnlicher Primaten werden läßt. So geht also die Menschenhand in ihrer Grundlage mindestens auf älteste Landtierformen zurück, wenn wir auch den Menschen nicht aus jenen Altformen stammesgeschichtlich herleiten möchten. Denn der Mensch ist vergleichend anatomisch zunächst ein Säugetier, kein Reptil, und ist grundsätzlich typenhaft ein Vierhänder, kann also auch nicht von Vierfüßlern „abstammen". Sie zeigen uns aber immerhin, in welcher Epoche uralter Formbildung seine Extremitäten ideell wurzeln.

Ebenso weisen die im vorigen Abschnitt beschriebenen Land-

reptilien des Erdmittelalters mit ihrem aufrechten Gang und ihrer einfach gestreckten Hinterextremität, deren Länge nicht wie bei spätzeitlichen Säugetieren erst sekundär durch Aufrichtung des Fußes[20]) bewirkt ist, auf eine mesozoische Zeitsignatur hin, und wir finden den Menschen auch mit diesem Merkmal ausgestattet. Auch dies deutet vergleichsweise auf sein hohes erdgeschichtliches Alter hin.

Im Spätpaläozoikum, in der Permzeit sich andeutend, besonders aber in der Triaszeit klar hervortretend, stoßen wir auf eine Erscheinung, die uns offenbart, wann der Säugetiertypus als Zeitsignatur erwachte und sich vollendete. Da gibt es auf einem großen, später untergegangenen Südkontinent, sowie teilweise in Nordamerika, etwas später auch in Rußland erscheinend, eine Reptilgruppe, die Theromorphen, denen auffallenderweise in vielen ihrer Geschlechter Organe und ein allgemeiner Habitus von Säugetiercharakter zuteil wird. Unter ihnen treten sogar Formen auf mit säugetierartigem Raubtier- oder Pflanzenfressergebiß, wie sie echte tertiär- und jetztzeitliche Säugetiere haben (Fig. 8); aber ihrem inneren Bau und Wesen nach sind diese scheinbaren Säugetiermerkmale eben doch reptilhaft gewesen. Auch das Skelett bleibt in entscheidenden Zügen das unverkennbare Reptilskelett, wenn die äußere Gestaltung und Formung oft aufs stärkste an das Säugetier erinnert. Unter dem Einfluß der formalistischen Deszendenzlehre hat man immer und immer wieder versucht, jene Gestalten als die leibhaftigen Ahnen der späteren Säugetiere anzusprechen; doch ist das jedesmal mißglückt. Wir haben eben hier wieder die einander formal überschneidenden Formenkreise nach dem auf S. 46 gegebenen Schema (Fig. 1 B). In der Permzeit ist der Augenblick eingetreten, wo das Säugetierhafte gewissermaßen in der Luft liegt, wo es beginnt, Zeitsignatur zu werden, so daß eben auch ein großer Teil der Reptilien jenes Zeitalters den Säugetierhabitus annimmt, ohne je Säugetier gewesen zu sein oder stammesgeschicht-

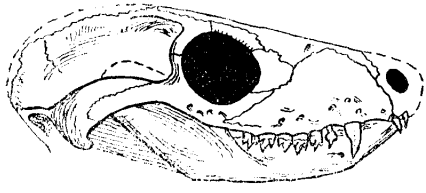


Fig. 8.
Schädel eines Reptils der Triaszeit, mit Säugetiermerkmalen und Säugetiergebiß. Südafrika.
(Aus W. K. Gregory. Journ. Dental Research. 1920.)
Nat. Gr.

lich überhaupt in jene Bahn einzulenken. Wenn man unter dieser Zeitgesellschaft, wie zu erwarten, einmal echte einwandfreie Säugetierahnen und damit also Säugetiere selbst finden sollte, so werden sie einigen theromorphen Reptilien ebenso ähnlich sein, wie etwa die tertiärzeitlichen Affen dem Menschen: man hat es dann auch wieder mit formalen Überschneidungen der festen Typenkreise zu tun, deren Deckungsflächen eine natürliche Familie vortäuschen und Arten liefern, die wie Stammarten oder Urformen der übrigen, sich formal anschließenden Gattungen, sowohl der Reptilien wie der Säugetiere, aussehen werden und es doch nicht sind.

Hiermit ist der Zeitpunkt ermittelt, in dem mindestens das früheste Säugetierwerden vor sich ging. Dort muß der Menschenstamm mit seiner Säugetiernatur und seiner fünffingerigen, sohlengängerigen Extremität mindestens wurzeln — als säugetierhafter Menschenstamm nämlich, unterscheidbar von anderen, gleichzeitig mit ihm erscheinenden Typen. Niemals aber können Reptilien Säugetiere geworden sein. Ihr Skelettbau und andere Merkmale, wie das Fehlen der Hautdrüsen, läßt das nicht möglich erscheinen. Wir müssen, wenn wir überhaupt Stammbaumversuche machen wollen, dem permischen hypothetischen Säugetiertypus amphibische Merkmale beilegen, nicht weil er etwa aus echten Altamphibien hervorgegangen wäre, sondern weil damals die amphibische Gestalt und Lebensweise eine Zeitsignatur war, dementsprechend das Ursäugetier jenes Gewand trug. Da nun die ältesten Säugetiere, die wir nach Zahnfunden aus der Triaszeit kennen, schon einseitig als Beuteltiere spezialisiert sind, so daß sie sich schon frühzeitig vom übrigen Säugetier- und Menschenstamm getrennt haben mußten; da ferner das Reptil nicht in die Stammbahn gehört haben kann, so muß der säugetierhafte Menschenstamm in der Permzeit amphibienhafte äußere Merkmale gehabt haben, aber schon damals als solcher selbständig aufgetreten sein.

Ganz folgegerecht ist also der Schluß, zu dem schon Klaatsch in Würdigung der menschlichen Anatomie gelangte, ohne sich indessen der ganzen ungeheueren Tragweite seiner Entdeckung bewußt geworden zu sein, wenn er sagt: „Die ältesten Stadien der menschlichen Vorgeschichte werden daher mit denjenigen der Urgeschichte der Landwirbeltiere identisch sein.“ Diese Urgeschichte aber liegt schon im paläozoischen Zeitalter.

Der einzige Paläontologe, welcher die nächstliegende Folgerung aus den neueren stammesgeschichtlichen und vergleichend anatomischen Erkenntnissen auch für den Menschenstamm gezogen hat, wenngleich in noch wenig gegenständlicher Umreißung, ist Steinmann gewesen[21]). Bei der Langsamkeit der Entwicklung aller Tierstämme, sagt er, dürfe man erwarten, daß sich auch die Menschwerdung im Stamm der Anthropotherien außerordentlich langsam vollzogen habe. Weil Skelettreste und Werkzeuge des Menschen erst aus der Diluvialzeit bekannt geworden seien, halte man den Menschen als solchen erst für ein Erzeugnis dieses letzten erdgeschichtlichen Abschnittes. Wahrscheinlicher sei es, daß der Mensch, ebenso wie die ihn zur Diluvialzeit begleitenden Tiere: Pferd, Elefant, Nashorn, Nilpferd, Hirsch usw. schon zur Tertiärzeit existierte, wenn auch in einem etwas anderen, stammesgeschichtlich altertümlichen Gewand. Wie man am Anfang der Stammbahnen nie die von der älteren Deszendenzlehre erwarteten generalisierten Grundformen gefunden habe, aus denen man nachfolgende Spezialtypen ableiten könne, so kenne man aus dem ältesten Abschnitt der Tertiärzeit nicht weniger als 25 Gattungen des Primatentypus, von denen keine die Forderungen erfülle, die sie in anatomischer Hinsicht zu einem stammesgeschichtlichen Bindeglied zwischen Mensch und niederen Primaten machte. Offenbar haben also beide Typen schon am Anfang der Tertiärzeit eine lange selbständige Geschichte hinter sich, so daß man dem Schluß nicht mehr ausweichen könne, daß die ganze Sippe in mehreren getrennten Linien in das mesozoische Zeitalter zurückreiche.

Klaatsch und Steinmann haben mit ihren Ideen und Schlußfolgerungen etwas in der Hand gehabt, dessen ganze Tragweite sie noch nicht erfaßten. Vielleicht hat es Klaatsch, viel angefeindet und als Phantast verschrieen, stärker geahnt, doch drang es bei ihm jedenfalls nicht mehr zum vollen Bewußtsein durch. Keiner von beiden hat es sich klar gemacht und es als unerbittliche Konsequenz seiner Beweisführung angesehen, daß er methodisch und im Resultat die ganze menschliche und tierische Abstammungslehre, wie sie stereotyp seit sechzig Jahren ohne irgend einen wesentlich neuen, vertiefenden Gesichtspunkt vertreten ward, völlig umgestürzt und die Typentheorie und somit auch die Erkenntnis der Selbständigkeit des Menschen-

stammes bis in älteste Zeiten des Landtierwerdens an deren Stelle gesetzt hat.

Die Forschung ist dabei nicht stehengeblieben. Seit der ersten Herausgabe dieser Blätter haben sich durch Untersuchung innerer und äußerer Organe noch andere bedeutsame Hinweise auf ein sehr hohes Alter des Menschengeschlechtes und auf gewisse Vorfahrenstadien ergeben[21a]). Die Kinnbildung bzw. Kieferbildung stellt einen Zustand dar, der unmittelbar auf die uralte Einwärtsneigung der Zähne bei Haifischen und gewissen Reptilien folgt, also an den frühesten Beginn der Säugetierzeit und teilweise sogar noch an ein Vorsäugetierstadium erinnert. Man könnte, sagt Westenhöfer, den Versuch machen, einem Unbefangenen eine Reihe verschiedener Unterkiefer zu übergeben, damit er den menschlichen an die Stelle setze, wo er nach seiner ganzen Entwicklung vergleichsweise hingehört; er würde ihn jedenfalls v o r jedes Säugetier stellen. Das aber heißt nichts anderes, als daß auch in der Zahnstellung und Kieferbildung alle Säugetiere so spezialisiert sind, daß der Mensch auch hierin ihr Ahnenstadium, nicht ihr Nachkommenstadium ist.

Demselben Forscher verdanken wir die Erkenntnis, daß wir im Kindheitszustand, sowie ein nicht geringer Prozentsatz Erwachsener, mit dem trichterförmigen Wurmfortsatz des Blinddarmes, mit einer gelappten statt einer geschlossenen Niere und einer mehrfach gekerbten Milz auf einer stammesgeschichtlich tieferen Entwicklungsstufe stehengeblieben sind. Dieser dreifache „Progonismus" deutet merkwürdigerweise auf Wassertierstadien hin, indem jene Formbildungen der Niere und Milz nur von wasserangepaßten Säugern erreicht oder übertroffen werden. Und so ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß in der spezifisch menschlichen Vorfahrenreihe eine aquatile Form vorhanden war. Westenhöfer meint, daß diese Mischung von progonischen und nichtprogonischen Menschen dadurch zustande gekommen sei, daß sie sich vielleicht aus zwei Stämmen mischten, von denen der eine schon etwas weiter fortgeschritten, der andere etwas zurückgeblieben war; dieser würde dem Menschenaffenvorfahren nähergestanden haben, jener schon jetztweltmenschlicher gewesen sein; beider Wurzeln lägen aber weit zurück in erdgeschichtlicher Vergangenheit.

Wie man sieht, mehren sich die Hinweise auf die Altertümlichkeit und Primitivität des Menschen. Nur in der Gehirnentwicklung

und damit im vollendeten Bau des Gesichtsschädels ist der Mensch allen voraus, die Affen aber sind schon vor diesem vollendeten Stadium seitlich abgewichen und haben sich degenerativ spezialisiert. Und Westenhöfer sagt treffend, daß alle diese Tatsachen doch wohl nichts anderes bedeuten können, als daß der Säugetierstamm insgesamt den Weg zum Großhirn eingeschlagen hatte, daß diese Entwicklung aber in umso stärkerem Maße gehemmt wurde, je mehr sich das Gebiß neigte, d. h. je stärker und mächtiger es zugleich wurde. In unsere Ausdrucksweise übersetzt, bedeutet dies aber: die Säugetiere sind auf dem Entwicklungsweg des Menschenstammes zurückgeblieben und von der Abzweigungsstelle aus dann einseitig spezialisierte Ableger des gemeinsamen und durchlaufenden Urstammes geworden, der zu allen Zeiten eben der „Menschenstamm" selber war.

Doch wie dem auch sei, muß der uralte Stamm des Menschentypus — darüber kann es ja paläontologisch kaum eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit geben — in vergangenen Erdperioden ein anderes Aussehen gehabt haben, ob er nun aus irgend welchen Tierformen genetisch hervorbrach oder ob er von ältester Landtierzeit her selbständig seine Bahn verfolgte; er hat zweifellos seine Evolution gehabt und manche Mutationen hervorgebracht. Aber welche? Wir erinnern uns jetzt noch einmal des oben dargelegten Gesetzes, wonach in bestimmten Zeitepochen bestimmte Gestaltungen und Organe bei den verschiedensten Typen zum Vorschein kommen. Hat aber, so sagten wir, eine Tiergruppe oder eine einzelne Gattung in späterer Zeit noch einen für eine frühere Zeit festgestellten zeitcharakteristischen Formzustand voll entwickelt oder rudimentär an sich, so erkennt man daran ihr geologisches Mindestalter, auch ohne daß man aus früheren Zeiten ihres Daseins fossile Dokumente von ihr hätte. Wenn also der Menschenstamm — das Wort meinetwegen in jedem beliebigen stammesgeschichtlichen Sinn gebraucht — noch in das paläozoische und mesozoische Zeitalter zurückgeht, so muß er eben solche Formeneigentümlichkeiten damals gehabt haben und jetzt noch voll entwickelt oder rudimentär an sich tragen; also z. B. den opponierbaren Daumen oder den aufgerichteten Gang auf primär, nicht sekundär verlängerten bzw. aufgerichteten Hinterbeinen. Und das hat er. Er hat aber auch in seiner Extremität den primitiven Formzustand

des Landtieres, wenn auch etwas abgeändert, bewahrt, und der ist mindestens jungpaläozoischer Herkunft.

Mit dieser Erkenntnis dürfen wir jetzt nach dem Gesetz der Zeitcharaktere den Menschenstamm bis in das paläozoische Erdzeitalter zurückführen und für seine Evolution folgende Stadien annehmen: Zuerst muß er amphibische und reptilhaft scheinende Merkmale besessen haben. Er hatte vielleicht, wie die Amphibien, den schleppenden Gang und schwimmhautartig verwachsene Finger und Zehen, auch wohl noch keinen entschieden opponierbaren Daumen. Mit den ältesten Amphibien und Reptilien hatte er vielleicht einen teilweise hornig gepanzerten Körper gemein, ein Merkmal, das überhaupt in der Endzeit der paläozoischen Epoche als Zeitcharakteristikum insofern gelten kann, als auch die Amphibien mit ihrem an und für sich schleimigen, drüsenbesetzten Hautmantel zu solcher Panzerbildung, oft an Kehle und Brust, auch auf dem Rücken, bis zur Stärke von Hautknochenplatten sich steigernd, übergehen. Mit beiden Gruppen aber hatte der hypothetische Urmensch wohl ein vollentwickeltes Parietalorgan, d. i. eine auf der Schädeldecke vollentwickelte augenartige Öffnung, die jenen ältesten Landbewohnern durchweg gemeinsam war und als ein bestimmtes, bisher nicht deutbares, wenn auch sicher augenförmig ausgebildetes Sinnesorgan gelten darf. Der Urmensch war wohl von jeher ein Säugetier. Diese Säugetiernatur war aber habituell durch die soeben aufgezählten Merkmale verhüllt. Nach der vorhin erwähnten Tatsache, daß im Spätpaläozoikum sich sogar unter den Reptilien deutliche Säugetiercharaktere bemerkbar machen, obwohl ein Reptil niemals ein Säugetier gewesen sein kann, ist anzunehmen, daß damals der Säugetierstamm als solcher entstand, aber unter dem äußeren Gewand der Reptilhaftigkeit; ebenso der Mensch als landtierartiges Wesen.

Im mesozoischen Zeitalter wird der Urmensch — er wird in vielen Stämmen und Einzelformen verschiedener Gattung gelebt haben — im allgemeinen sein Scheitelorgan durch Rückbildung langsam verloren und nun seine Säugetiernatur deutlicher enthüllt haben. In der Triaszeit finden wir die ersten als solche erkennbaren und in diesem Sinne echten Säugetierreste; sie gehören dem Stamm der Beuteltiere an, und nur solche findet man das ganze mesozoische Zeitalter hindurch in seltenen Resten. Dies war die damalige Stufe

des Säugetierwerdens, eben als Zeitsignatur, und daher wird auch der äußerlich schon säugetierhafter aussehende Mensch die anatomischen Eigenschaften des Beuteltieres geteilt haben, wie er im paläozoischen Zeitalter die des Reptils und Amphibiums trug. Im mesozoischen Zeitalter erkannten wir auch die Epoche, wo der aufrechte Gang der Landtiere angestrebt wurde; wir übertragen dies entsprechend auf den damaligen Menschenstamm. Es war auch die Zeit, wo die verwachsenere ursprünglichere Extremität der vollendeteren mit den spreizbaren Fingern und dem opponierbaren Daumen Platz machte; so wird auch der Mensch in dieser Hinsicht uns ähnlicher geworden sein. Das Säugetier hatte kein Scheitelorgan mehr; der mesozoische Mensch hatte es also mehr und mehr rückgebildet und dafür die vollere Entwicklung der Schädelkapsel, die vollere Entwicklung des Großhirns erreicht; er muß einen gewölbteren Schädel mit einer abgesetzten, weniger flachen Stirn bekommen haben.

Mit der Kreidezeit, wenigstens der letzten Hälfte der Kreidezeit, wo wir die letzte Herausentwicklung der mit der Alttertiärepoche fertig dastehenden fünffingerigen typischen Säugetierwelt schon jenseits des Beuteltierzustandes anzunehmen haben, wird dann auch der Säugetiermensch sich stark jenem Zustand genähert haben, der uns im Eiszeitmenschen fertig vor Augen tritt. Indessen ist der Eiszeitmensch als degenerierter Abkömmling des Spättertiärmenschen sehr stark pithekoid gestaltet, weil damals, wie schon gezeigt, der affenschaffende Zeitcharakter herrschte. Zuvor also muß der Mensch in seinen verschiedenen Spezialstämmen allerlei äußere Merkmale besessen haben, wie sie für die einzelnen Zeitstufen der Tertiärzeit gelten; so werden einzelnen seiner Stämme Fleischfresser- und Pflanzenfressermerkmale, ins Extrem entwickelt, teilweise nicht gefehlt haben. Schließlich endete der Menschenstamm unter Ausstoßung aller nicht zum Spätzeittypus gehörenden tierischen Charaktere in unserem heutigen Menschenstadium, das gewiß nicht einheitlich, sondern auf vielen Stammlinien wird erreicht worden sein und das nur deshalb anatomisch so einheitlich erscheint, weil eben jetzt die Zeitsignatur *unseres* Menschenstadiums herrscht. Dieses bevölkert heute die Erde, wie im paläozoischen Zeitalter wohl das scheiteläugige amphibienhafte, im mesozoischen Zeitalter das beuteltierhafte Menschenwesen.

Der Menſch und das Wirbeltier überhaupt, mit Einſchluß auch der älteſten Fiſche, hat kaum etwas in ſeinem Organismus, was erlaubte, ihn mit dem ganzen Stamm der höheren Tiere an niedere Formen, alſo etwa Krebſe oder Würmer anzureihen. Ein kleines, jetzt lebendes Fiſchchen, Branchiostoma, äußerlich wurmförmig, aber vielleicht keine urſprüngliche, ſondern eine durch Rückbildung ſcheinbar primitiv gewordene Gattung, von der man das Bild des Urahnen der Wirbeltiere abnehmen wollte, unterſcheidet ſich ebenſo prinzipiell von allen Krebſen oder Würmern durch die grundlegend andersartige Achſenlage des Geſamtkörpers: es hat einen Rückenſtrang, ein Rückenmark, während alle jene niederen Tiere ein Bauchmark als zentralen Nervenſtrang haben. Die Kluft ſcheint damit unüberbrückbar. Aber doch gibt es wenigſtens einen Anhaltspunkt, daß im menſchlichen Organismus, wie in dem der ſpäteren Wirbeltiere, eine Eigentümlichkeit übrig geblieben ſein könnte, welche tatſächlich auf ein noch älteres Stadium als das des Uramphibiums oder des Fiſches deutet und in die Welt jener niederen Tiere unmittelbar zurückweiſt. Das merkwürdige Organ des Scheitelauges, das geradezu ein Symbol des Menſchenwerdens ſein kann, weiſt uns auch hier wie auf eine älteſte Spur ſeiner Herkunft hinab. Beim Menſchen zeigt ſich, wie ſchon betont, das uralte Organ in zwiefacher Reduktion. Einmal iſt die Zirbeldrüſe ſelbſt ſchon ein rückgebildetes Auge; ſie hat aber noch einen ſeitlichen Begleiter, der den Eindruck einer noch weiter fortgeſchrittenen Rückbildung macht und uns die Annahme nahelegt, daß ehedem das vollentwickelte Parietalorgan doppelt geweſen ſein muß. Da ſich aber

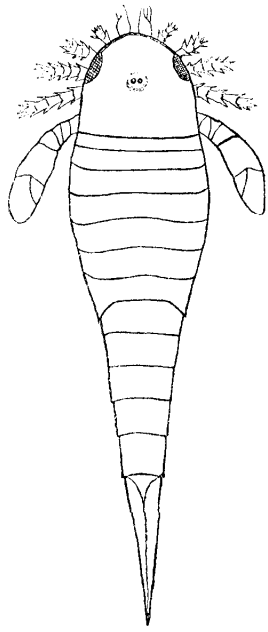


Fig. 9.
Krebsartiges Tier aus altpaläozoiſcher Zeit. Nordamerika. Mit zwei kleinen in der Mitte des Kopfes liegenden augenartigen Ozellen und großen, nach vorne gerückten, randſtändigen Normalaugen. 1/2 nat. Gr. (Aus J. M. Clarke und R. Ruedemann, Eurypterida of New York. 1912.)

ſein noch weniger rückgebildeter Teil vergleichend anatomiſch als ein altes Auge erweiſt, ſo müßte das ehedem vollentwickelte Organ zwei unmittelbar nebeneinander ſtehende Augen dargeſtellt haben. Nun finden wir unter den alt- und mittelpaläozoiſchen Fiſchen und auch bei krebsartigen Tieren ein derartiges vollentwickeltes doppeltes Augenpaar, oben auf dem Schädeldach, obwohl daneben oder weiter ſeitlich oder vorwärts noch zwei richtige Normalaugen liegen (Fig. 9). So läßt ſich alſo hier vielleicht noch ein ſchwacher Strahl einer Zeitſignatur, nicht einer Abſtammung, auffangen, die auch einmal bei des Menſchenweſens früheſten körperlichen Anfängen vorhanden geweſen ſein könnte.

Doch dort verliert ſich der vergleichend anatomiſche Befund ins Ungewiſſe. Aber innerhalb des übrigen Wirbeltierſtammes ſelbſt führen uns die Formbildungen des Menſchen in der ganzen Reihe zurück bis zum Stadium des uramphibiſchen Formdaſeins. Und damit haben wir den Boden gewonnen für eine neue Altersbeſtimmung des Menſchentypus, des Menſchenſtammes, und können nun Schlußfolgerungen ziehen, an die man bisher nur analogiehaft gerührt hat. Wir dürfen erwarten, ſchon im Altmeſozoikum, ja im Spätpaläozoikum den Menſchenſtamm als ſolchen zu finden, d. h. ein Weſen, das ſich entelechiſch durch ſeine Menſchenhaftigkeit, alſo auch durch gewiſſe ſeeliſche und geiſtige Beſitztümer von der übrigen Tierwelt unterſchied. Wenn dies aber in irgend einem Sinne zutrifft, ſo iſt es auch möglich, daß uralte Menſchheitszuſtände und Erlebniſſe aus einer ganz anders gearteteten natürlichen und ſeeliſchen Welt noch in ſpäteren Mythen und Sagen durchklingen. Sie hervorzuziehen, ſoll nun verſucht werden auf einem Weg, der uns zu neuen Daſeinsbildern führt.

Körpermerkmale des sagenhaften Urmenschen

So kann also unser Blick in weite Fernen des Urmenschendaseins schweifen. Es ist uns wahrscheinlich geworden, daß der Mensch in vielen wechselnden Gestalten immerhin so uralt sein kann, daß Sagengut von ihm, wenn auch noch so zusammenhangslos, überliefert sein könnte aus Zeiten, die wir nach der landläufigen Lehre zwar als erd- und lebensgeschichtlich, nicht aber als menschheitsgeschichtlich anzusehen hätten. Von der Art und dem Weg der „Überlieferung" sei hier noch abgesehen. Ist nach unserer Lehre der Mensch als Mensch so alt, wie wir es zu begründen versuchten und es jetzt annehmen wollen, und sind Mythen und Sagen vielfach oder vielleicht größtenteils vorweltliches, wenn auch längst nicht mehr ursprüngliches und vielfach entstelltes Wissensgut, dann dürfen wir auch zu dem Versuch fortschreiten, den die vorausgehenden Abschnitte einleiten sollten: aus den Sagen und Mythen nun einmal ein Weltbild aufzubauen, wie es der vorweltliche Mensch um sich und in sich gehabt haben könnte, seine Umwelt und seine eigene Gestalt und Seele zu ermitteln, indem wir uns in die Mythen und Sagen und Kosmogonien einfühlen, ihren Kern zu gewinnen streben und sie naiv als naturhistorische Erzählungen nehmen. So bekommen sie umgekehrt dokumentarischen Wert, indem wir ihre Inhalte nach jenen Urzeiten hin ausbreiten.

Daß man den älteren Menschen fossil noch nicht gefunden hat, liegt, wie schon einmal betont wurde, vermutlich daran, daß er in Gebieten lebte, die heute größtenteils verschwunden sind, wie etwa der große, von Südafrika und Madagaskar über Indien und Australien bis in die polynesische Inselwelt hinein sich erstreckende Gondwanakontinent oder -archipel (Fig. 22); oder daß andere Gebietsteile, die etwa noch den Schauplatz seines Daseins bilden konnten, geologisch so gut wie nicht erforscht sind. In dieser Hinsicht ist von der dereinstigen gründlichen Untersuchung gewisser afrikanisch-indisch-australischer oder polynesischer Schichtsysteme des mesozoischen und spätpaläozoischen Erdzeitalters besonders viel zu erwarten. Wer also

unseren Standpunkt vom hohen Alter des Menschenstammes teilt, wird es nicht verwunderlich finden, wenn eines Tages in solchen südlichen, dem alten Gondwanaland angehörenden Landformationen Abdrücke von Fußspuren, Skelettreste, Gegenstände, Gräber oder Baureste eines vorweltlichen Menschenwesens gefunden werden. Daß aber Menschenskelette und auch Gegenstände, selbst dort, wo der Mensch einmal zahlreich und in hohem Kulturzustand gelebt hat, äußerst selten erscheinen, zeigt nicht nur die allgemeine Schwierigkeit, selbst in gut erhaltenen, vom Spätmenschen bewohnten Höhlen solcher Reste habhaft zu werden, sondern auch die Tatsache, daß wir speziell von unseren eigenen unmittelbarsten Vorfahren aus dem hellsten Licht der Nahgeschichte, also etwa den Franken, ja sogar den Menschen der verflossenen Jahrhunderte kaum mehr nennenswerte Reste im Boden finden, verglichen mit ihrer Zahl und Kulturhöhe. Denn damit etwas fossil wird, sind so außerordentlich günstige Umstände nötig, daß man sie im allgemeinen nur im Flachmeer bei rascher Sedimentation erwarten darf und auch nur in flachmeerverlassenen gehobenen Böden aus der Vorwelt in ausgiebigerem Maße hat. Wenn auf dem Land Sedimentationen mit reicherer Fossileinbettung vorkommen, dann gehen solche Lager in ihrer Entstehung fast stets auf katastrophale Ereignisse zurück, etwa auf Vulkanausbrüche, bei denen ungeheuere Staub- und Aschenmassen herunterkommen und in kürzester Zeit alles bedecken, oder indem dabei entstehende Schlammregen und Schlammströme rasch alles ersäufen und eindecken; oder auf rasche Flußverlegungen mit großen Sand- und Schlammtransporten; oder auf ein rasches Versinken von Tieren in Sümpfen. Beispiele für das Erste ist aus geschichtlicher Zeit die Verschüttung von Pompeji, wo wir tatsächlich eine Menschenansiedelung wie fossil finden und die Körperabdrücke der Menschen dazu. In den nordamerikanischen Bridger beds haben wir die Überreste einer jungtertiärzeitlichen Sumpf- und Seenlandschaft mit reichem Tier- und Pflanzenleben, welche von vulkanischen Tuffmassen überdeckt wurden, wahrscheinlich von erstickenden Gasen und Dämpfen begleitet, welche die dort lebende Welt mit einem Schlage töteten und alsbald unter Bedeckung fossil werden ließen; und das nicht nur einmal, sondern mehrere Male. In derartigen Schichtsystemen könnten wohl einmal tertiärzeitliche Menschenspuren,

wenn auch nur in Form von Gebrauchswerkzeugen entdeckt werden. Die Pithecanthropusschichten auf Java, in denen der seinerzeit vielberufene Rest des Affenmenschen gefunden wurde, sind solche, später von Flüssen wieder umgelagerte diluvialzeitliche vulkanische Aschen. Auch aus sehr alter erdgeschichtlicher Zeit gibt es, insbesondere im Süden, wie schon erwähnt, solche und ähnliche Ablagerungen, und es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß wir gerade in terrestren Schichtsystemen vorweltlichen Alters einmal einen glücklichen Fund ältester Menschenformen oder ihrer Kulturreste machen werden, der dann wahrscheinlich auf eine katastrophale Einlagerung zurückgehen wird. Unterdessen müssen wir uns mit anderen Hinweisen begnügen und aus den Sagen das entnehmen, was wir von Körpermerkmalen urältester Menschenrassen überliefert bekommen und es anatomisch wie entwicklungsgeschichtlich prüfen und tunlichst klarstellen.

Schon im vorigen Abschnitt wurde auf die von Klaatsch behandelte Tatsache hingewiesen, daß jene alten Reptil- oder, was wahrscheinlicher ist, Amphibienfährten aus dem mitteldeutschen Sandstein der Perm-Triaszeit sehr an embryonal gestaltete menschliche Hände erinnern. Diese Handform steht in Zusammenhang mit dem bis zu einem gewissen Grade aufrechten Gang solcher Tiere und den opponierbaren Daumen. Das alles ist in mesozoischer Zeit typisch entwickelt als Zeitcharakter, wie früher schon gezeigt wurde. Von Menschen mit einem von den Späteren abweichenden Charakter der Hand ist nun in den Sagen gelegentlich die Rede. So heißt es in einer Überlieferung der Juden: die Hände aller Menschenkinder vor Noah „waren noch ungestaltig und wie geschlossen, und die Finger waren nicht getrennt voneinander. Aber Noah ward geboren, und siehe, an seinen Händen waren die Finger einzeln und jeder für sich“[22]). Hierzu liefert das babylonische Gilgameschepos eine auffallende Parallele[23]). Da fährt Gilgamesch, der Gottmensch, ins Totenreich zu seinem Ahn Utnapischtim, bei dem er sich Rats über Leben und Tod erholen will. Und als er mit dem Schiffe über das Meer kommt, steht Utnapischtim drüben am Ufer und wundert sich über den Ankömmling:

Ut-napištim — nach der Ferne hin schaut [sein Antlitz],
Er redet zu sich und [sagt] das Wort ...

„Warum ... fährt einer [im Schiffe], der nicht zu mir gehört(?)?
„Der da kommt, ist doch gar kein Mensch,
„Die Rechte eines Ma[nnes(?) hat er doch nicht].
„Ich blicke hin, aber nicht [verstehe ich es]."

Hier wundert sich also der Ahn über die Rechte — das ist doch ganz offenkundig die Hand und nicht die rechte Seite — des Nachfahren. Ohnehin scheinen sie sich im Anschluß an diese Handverschiedenheit über ihre nicht ganz gleiche Körpergestalt auseinandergesetzt zu haben. Denn abgesehen davon, daß Utnapischtim schon beim Herannahen des Fremden den Unterschied in der Hand bemerkt, müssen sie auch noch von ihrer Unterschiedlichkeit gesprochen haben, mit dem Ergebnis:

Gilgameš sagt zu ihm, zu Ut-napištim, dem Fernen:
„Ich schau' dich an, Ut-napištim,
Deine Maße sind nicht anders, gerade wie ich bist auch du ..."

Wenn es nicht schon aus anderem Zusammenhang klar wäre, daß die dem Gilgamesch den Sintflutbericht übermittelnde Gestalt des Utnapischtim nur der Ahne schlechthin ist, welchem die Erzählung in den Mund gelegt wird, und daß umgekehrt auch Gilgamesch im Mythos ein Anderer ist als der nachmalige babylonische historische König, an dessen Namen man ehrend das Epos knüpfte, so ginge auch aus der Bemerkung über die Hand und die Körpergestalt hervor, daß der Utnapischtim des Totenreiches nicht deshalb der biblische Noah ist, weil er die Sintflut erzählt, sondern daß hier im Gegensatz zu der jüngeren Menschengestalt überhaupt eine ältere über die von ihr erlebte Sintflut berichtet. Die Heterogeneität des Gilgameschepos ist ja von Greßmann schon dargetan; es ist darin, gleich Ilias und Odyssee, Mythologisches und Junggeschichtliches, Äußerlich-Historisches und Wesenhaft-Metaphysisches verbunden, ja vielleicht vom späten Verfasser und Verwerter recht unverstanden durcheinandergebracht. Hier ist nun klar, daß Utnapischtim, der ja nach anderer Sage auch als fellbehaart gilt und dieses Haar nach seiner Vertreibung aus dem Paradies verlor[24]), eine ältere Handform besaß; welche — das bleibt dahingestellt; und Gilgamesch als der Spätere besitzt eine andersartige. Jedoch scheint die Differenz nicht so groß gewesen zu sein, daß sich die Gestalten nicht als gleichen Stammes erkannt hätten. Das Totenreich, wo sie sich treffen und erkennen, ist ein transzendenter Zustand,

in dem Vergangenes nicht mit den äußeren Sinnen wahrgenommen wird. Welche Bedeutung das für die Erkenntnis der Vorgeschichte hat, wird ein späteres Kapitel noch dartun.

Wir haben es also bei Utnapischtim mit einer uralten Menschengestalt zu tun; er wird also nicht der Spätmensch mit der spreizbaren Hand, sondern der ältere Typus mit embryonal verwachsenen Fingern gewesen sein. Ob Gilgamesch selbst als jüngerer Menschentypus die vollendet spreizbaren Finger schon hat, oder ob es sich da um noch andere mögliche Zwischenstufen handelt, läßt sich auf Grund der Sage nicht feststellen; aber so viel mag festgehalten werden, daß wir uns in einem uralten Zeitkreis damit befinden und daß die äußerlich verwachsene Hand dem Zeitcharakter nach in den Gestaltungskreis des Mesozoikums gehört, wo solche Verwachsungen einer vollkommen fünffingerigen primitiven Extremität zwar bei Wassertieren, aber auch in menschlich embryonaler Form bei jenen Sandsteinfährten vorkommen. Später, wo erst mit Beginn der Tertiärzeit die Säugetierentfaltung dem Paläontologen deutlich sichtbar wird, ist die unreduzierte fünffingerige Landextremität jedenfalls völlig spreizbar. Wo sie äußerlich verwachsen ist, wie bei manchen wasserbewohnenden Säugern, da ist sie entweder zugleich reduziert und nicht mehr wie bei mesozoischen Wassertieren vollzählig fünffingerig; oder sie gehört Formen an, die man von Landsäugern ableiten muß, deren landbewohnende Vorläufer auf mesozoische Herausbildung deuten, weil sie mit Beginn der Tertiärzeit schon einseitig spezialisiert dastehen.

Aus diesen, wenn auch geringen Anhaltspunkten — bessere sehe ich derzeit noch nicht — stelle ich die These auf, daß der die Sintflut überdauernde Menschentypus mit der spreizbaren Hand unserer Art mesozoisch ist und allerspätestens schon mit dem Beginn der Tertiärzeit vollendet da war. Wir werden ihn im Anschluß an die jüdische Überlieferung den „noachitischen Menschentypus" nennen. Seine Großhirnentwicklung war wohl noch nicht so hochspezialisiert wie die unsere und die des Diluvialmenschen.

Zu einem anderen bemerkenswerten Ausblick führt uns der Bericht über eine andere Menschenform, von der es heißt, daß sie ein Auge oben auf dem Schädel oder ein „Stirnauge" trug[30a]).

Nirgends kann man deutlicher sehen, wie die völkische Ausgestaltung einer solchen Sage sich an Fossilfunde knüpfen kann, die

in geschichtlicher Zeit gemacht wurden und dann zum Anlaß und zur Unterlage für eine Neuausgestaltung des uralten, urgeschichtlichen Kernes werden konnten. Abel hat so die homerische Ausgestaltung und Lokalisierung der Polyphemsage auf Reste des Zwergelefanten in sizilischen Höhlen zurückzuführen vermocht[25]). Polyphem ist der einäugige Riese mit dem großen Kyklopenauge auf der Stirn, der die schiffbrüchigen Genossen des herumirrenden Odysseus, die in seine Höhle eingedrungen waren, erschlägt und dann von dem schlauen Odysseus geblendet wird. „Nach der Vorstellung der homerischen Griechen", schreibt Abel, „hausten in Sizilien riesenhafte Menschen mit einem einzigen großen Auge auf der Mitte der Stirne. Warum gerade Sizilien als das Kyklopenland gegolten habe? In den unweit des Meeres liegenden Höhlen der Gegend um Messina und an vielen anderen Stellen, so bei Palermo und Trapani, finden sich auch heutigentags noch Skelettreste des eiszeitlichen Zwergelefanten. Man hat sie auch früher gefunden. Sieht man den Schädel eines solchen Zwergelefanten mit den Augen des Laien an, so fällt sofort das riesige Stirnloch auf (Fig. 10). Es ist die Nasenöffnung; die Augen stehen seitlich am Schädel. Die homerischen Irrfahrer kannten den Elefantenschädel als solchen nicht; die gewölbte Form ließ auch einen Vergleich mit einem Menschenschädel am ehesten zu, und daraus ergab sich die Vorstellung riesenhafter stirnäugiger Wesen. Seefahrer der homerischen oder vorhomerischen Zeit waren wohl die ersten, welche von diesen Giganten Kunde in ihre Heimat gebracht haben. Sie konnten in einer Strandhöhle Siziliens Schutz vor Unwetter gesucht und beim Anzünden des Lagerfeuers einen aus dem Höhlenlehm aufragenden Elefantenschädel erblickt haben. Alles andere ist spätere Zutat. Eine Zeit, die geneigt war, überall Götter und Göttersöhne zu sehen und überall übernatürlichen Erscheinungen zu begegnen, formte aus diesem Fund zuerst den lebendigen Riesen und zuletzt die ganze Sage von der Bekämpfung und Überlistung des Ungetüms."

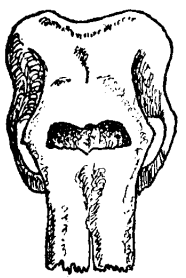


Fig. 10. Elefantenschädel mit der Nasenöffnung, ein Stirnauge vortäuschend. Stark verkl. (Aus O. Abel, Kultur der Gegenwart a. a. O. 1914.)

Ich will nicht leugnen, daß die homerische Ausgestaltung der Polyphemsage mit diesem Tatsachenbestand unmittelbar zusammenhängt, und halte die Frage, soweit sie jenes literarhistorische Problem betrifft, hiermit von Abel für glücklich gelöst. Aber ich glaube nicht, daß er damit dem Kern sehr nahe gekommen ist. Es muß schon stutzig machen, daß die Nachricht vom stirnäugigen Riesen oder Menschenwesen auch aus ganz anderen Kulturkreisen zu uns gedrungen ist, worauf die Abelsche Erklärung nicht paßt. Beispielsweise lesen wir in „1001 Nacht" von einem hohen Berg[26]), auf dem eine große Säule stand; darauf saß eine Statue aus schwarzem Stein, die einen Menschen vorstellte mit zwei großen Flügeln, zwei Händen wie die Tatzen eines Löwen, einem Haarschopf mitten auf dem Kopf, zwei in die Länge gespaltenen Augen, und aus der Stirne stach noch ein drittes häßliches dunkelrotes Auge hervor wie das eines Luchses. Eine andere Stelle, die doch gar keinen unmittelbaren literarischen und völkischen Zusammenhang mit der homerischen und der arabischen Welt hat, kennt ebenfalls die stirnäugige Menschengestalt: die nordischen Volksmärchen. „Eine Mutter war aus uraltem Geschlecht der Menschen, die nur ein Auge mitten auf der Stirn und eine Brust unter dem Kinn hatten"[27]). Auch in dem urweltschwangeren Märchen von der

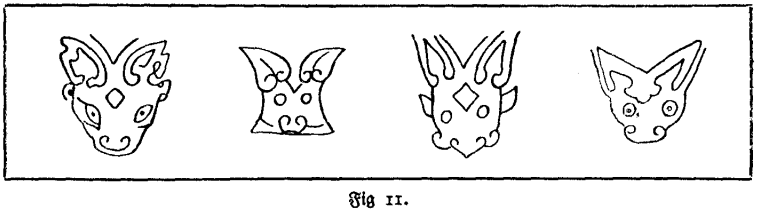


Fig 11.
Das Stirnaugenmotiv in verschiedenen Abwandlungen als Ornament auf chinesischen Vasen.
(Aus dem chines. Bilderwerk Pokutulu.)

Melusine kommt der Menschen- und Dämonensohn mit dem Stirnauge vor[28]). Ferner zeigen die chinesischen Vasenornamente das Motiv in allen erdenklichen Abwandlungen immer wieder (Fig 11). Das sind doch wohl zu weit auseinanderliegende Zeugnisse, und das uns darin entgegentretende Bild ist — einerlei wie es hier oder dort allegorisch oder symbolisch verwertet und entstellt ist — so universell gleichartig gerade inbezug auf dieses eine Organ, daß

demgegenüber die Abelsche Erklärung nicht mehr ausreicht. Und dies um so weniger, als bei einer gemeinsamen Quelle der Sage die Griechen sie doch eher aus dem östlichen Kreis bekamen als daß sie selbst sie aus Sizilien aufgebracht und nach Osten hinübergegeben hätten. Und überall hat man auch nicht Fossilfunde wie die sizilischen Zwergelefanten oder die paläozoisch-frühmesozoischen Amphibien- und Reptilschädel gemacht, welche das Scheitel- oder Stirnauge trugen, das rudimentär als Epiphyse oder Zirbeldrüse nicht nur bei späteren Reptilien, sondern auch beim Menschen noch ein wichtiges Gehirnorgan geblieben ist.

Es sei auf den vorigen Abschnitt dieses Hauptteiles verwiesen, wo von den für bestimmte Erdzeitalter charakteristischen und offenbar in ihnen allein möglichen Organbildungen die Rede war. Unter solchen wurde auch das Scheitelauge genannt, das bei niederen Tieren, wie Krebsen, aber auch bei höheren, wie Fischen, Amphibien und Reptilien, im paläozoischen Zeitalter voll entwickelt war und im Mesozoikum fast nur noch von höheren Tieren, Amphibien und Reptilien, getragen wurde, die aus dem paläozoischen Zeitalter herüberkamen. Alle jüngeren Typen unter ihnen zeigen es in stark rückgebildetem Zustand oder überhaupt nicht mehr. Die Säugetiere hatten es vielleicht nur in allerältester Zeit, später aber sicher nicht mehr. Die Formen, die es haben, gehen also mit ihrem Typus bis in die letzte Zeit der paläozoischen Epoche zurück. Beim Menschen nun haben wir jenes von der Großhirnhemisphäre eingeschlossene rudimentäre Organ, die Zirbeldrüse, welche in ihrer Fortsetzung dem ehemaligen Scheitelauge entspricht, wenn man die Entfaltung des Großhirns hintangehalten denkt. Man kann sich vorstellen, daß durch die Entfaltung des Großhirns jenes Organ unterdrückt und nach innen verlagert wurde und daß es vermutlich ehemals teilweise an Stelle des Großhirns funktioniert haben wird, wenn auch mit andersartiger Tätigkeit. Die starke Gehirnentwicklung ist aber eine für das Säugetier, namentlich für das bisher fast allein bekannte Säugetier des Tertiärzeitalters, die wesentliche Organbildung gegenüber den älteren amphibischen und reptilhaften Typen der höheren Tierwelt.

Mit dieser Großhirnentwicklung aber hängt vielleicht die in der Sagenüberlieferung öfters ausdrücklich erwähnte Kleinheit der jüngeren Menschengestalt gegenüber der älteren zusammen. Denn

in der neueren Medizin und Anatomie ist die Bedeutung der Zirbel des Menschen in ein Licht gerückt worden, das seinerseits auf diesen urgeschichtlichen Zusammenhang zurückstrahlt. Danach[29]) ist sie eine Art Sinnesorgan, das wenigstens bei den Säugetieren nichts mehr von einer Sehfunktion besitzt. Bei Mißbildungen allerdings kommt sie gelegentlich als epizerebrales Auge noch zum Vorschein, was als Atavismus, d. h. als Rückschlag in die Ahnenform angesehen wird. Ihre derzeitige Bedeutung beim Menschen erstreckt sich aber auf Sekretausscheidungen für die Genitalsphäre, und sie ändert sich auch während der Schwangerschaft in Größe und Form. Sie soll auch mit den sekundären Geschlechtscharakteren und auch mit der intellektuellen Reife zusammenhängen, welche erst mit beginnender Rückbildung der Zirbeldrüse einsetzt. Deren Zerstörung in einer frühen Lebensperiode führt zu körperlicher und geistiger Frühreife und gelegentlich auch zu Riesenwuchs. Bei noch nicht ausgewachsenen Tieren läßt sich nach operativer Entfernung des Organs ein völliger Stillstand des Wachstums erkennen, wie auch umgekehrt die Beseitigung der sexualen Keimdrüse eine Vergrößerung des Zirbelorgans nach sich zieht. Wir haben jedoch, wie die übrigen Säugetiere, noch eine andere Ausstülpung am Gehirndach, die sich zusammen mit der Zirbel anlegt, die Paraphyse. Beide Organe sind rückgebildet und haben früher Funktionen gehabt, die uns noch unbekannt sind. „Urväter Hausrat" schleppen wir mit ihnen herum, wie Gaupp es nannte, dem wir eine Darlegung über die Anlage dieser seltsamen Organe verdanken. Die Hypertrophie dieser Paraphyse führt beim jetzigen Menschen zu Funktionsstörungen oder zu Atrophie der Geschlechtszellen und dies angeblich wieder zu Riesenwuchs.

Bei der schon einmal erwähnten Brückenechse von Neuseeland, jenem altertümlichen kleinen Reptil, das uns schon in der Juraepoche begegnet und dessen Wurzel bis in das paläozoische Zeitalter zurückreicht, ist jenes Parietalorgan noch ein richtiges augenartiges Gebilde mit netzhautartiger innerer Auskleidung eines Hohlraumes, der durch eine Linse nach vorne abgeschlossen ist und auch sonst noch einige mit einem Auge übereinstimmende Einzelheiten aufweist (Fig. 12). Dies ist auch noch bei Blindschleiche, Chamäleon und Eidechse der Fall. Bei den Säugetieren wie beim Menschen dagegen ist das Organ stark rückgebildet und

rückt während der embryonalen Entwicklung immer mehr von außen nach innen. Ursprünglich waren die beiden in Verbindung stehenden Organe (Paraphyse und Zirbel) paarig und erscheinen so in ihren frühesten erdgeschichtlichen Entwicklungsformen bei altpaläozoischen Panzerfischen (Fig. 2, S. 48) und einigen merostomen Krebsen (Fig. 9). Aber schon bei den Amphibien und Reptilien der Steinkohlen- und Permzeit erscheint äußerlich nur noch das unpaare Scheitelorgan und ist als solches für die in jener Zeit lebenden höheren Tiere charakteristisch. Daß es dann später, nach seiner Rückbildung, andere, besonders sexuale Funktionen übernahm, ist eine bei rudimentären Organen gewöhnliche Erscheinung. Interessant und wichtig ist, daß, wie gesagt, auch das Längenwachstum der Knochen von Irritierungen der Zirbeldrüse abhängig ist und daß ihre Sekrete das Größenwachstum beeinflussen, ebenso wie die Entwicklung des Intellektes; und dies ist umso auffallender, als uns die alten „stirnäugigen" Menschen der Sage als Wesen von besonderer Körpergröße und geringem Intellekt geschildert werden[30]).

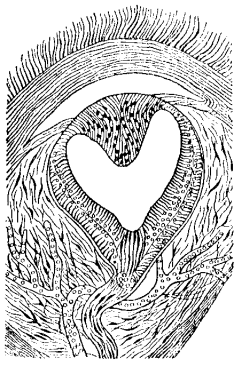


Fig. 12.
Scheitelauge der neuseeländischen Brückenechse, unter einem dünnen Hautüberzug. (Nach B. Spencer aus O. Hertwig. Entwicklungsgeschichte 10. Aufl. 1915.) Vergr.

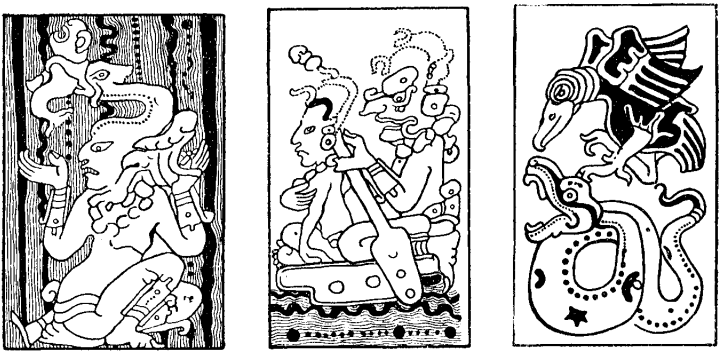
Haben wir also auch hier wieder guten Grund, einer so alten und vielseitig übermittelten und bei entsprechend vergleichender Naturbetrachtung ein so bestimmtes, lebensmögliches Bild liefernden Sage, wie der von den „Stirnäugigen", menschheitsgeschichtlichen Wahrheitsgehalt zuzuerkennen, so verdanken wir diesen Ausblick dem prinzipiellen Gegensatz zu einer Deutungsweise, die von vornherein die Absicht hat, den realen naturhistorischen Wahrheitsgehalt zu leugnen, wodurch sie stets zu Resultaten gelangt, welche zwar scheinbar eine naturhafte Auslegung geben, aber sich dennoch in ganz naturfremder Allegorisierung erschöpfen. So heißt es über den Stirnäugigen in einer neueren Mythologie: „Die späteren Vorstellungen von den Kyklopen sind auf eigentümliche Weise zugleich von der Dichtung der Odyssee und von dem alten Bilde der Hesiodischen Feuerdämonen bestimmt worden, nur daß diese jetzt

auf vulkanische Gegenden der Erde übertragen werden, wo sie fortan als Schmiede des Hephästos arbeiten. So besonders in der Gegend am Ätna in Sizilien, welche die auffallendsten Merkmale sowohl von poseidonischen als von vulkanischen Naturrevolutionen aufzuweisen hatte... Dahingegen Polyphemos der Odyssee zuliebe auch fernerhin in der Volkssage und Dichtung seine besondere Rolle spielte..."

Wir haben gegenüber solchen Auslegungen immer wieder Anlaß, unserer bisherigen Betrachtungsweise vertrauend zu folgen und der alten Überlieferung vom stirnäugigen Menschenwesen naturgeschichtlichen Wert beizumessen und können bedingungsweise sagen: Wesen höherer Art mit einer geringen Großhirnentwicklung und einem vollentwickelten „Stirnauge" können nur jungpaläozoischer Herkunft sein und noch im Mesozoikum gelebt haben. Das Scheitel- oder Stirnauge hat wahrscheinlich eine Funktion gehabt, womit es spätere intellektuelle Fähigkeiten auf andere, uns infolge der Rückbildung dieses Organs nicht mehr unmittelbar verständliche Weise zum Teil oder ganz ersetzte und hat daher wohl einem uns unbekannten Sinn oder einem anderen Zusammenhang der Sinne entsprochen. Mit der mesozoisch-tertiärzeitlichen Gehirnentwicklung des Menschenstammes ist dieses Organ und damit auch die ältere, körperlich wohl größere und daher vielleicht auch ein höheres individuelles Alter erreichende Menschengestalt verschwunden und hat dem noachitischen Gehirnmenschen mit spreizbaren Fingern und gewölbtem, völlig geschlossenem Schädel Platz gemacht. Wir nennen jenen älteren Menschentypus den „nachadamitischen" oder „vornoachitischen," weil wir ihn von dem jüngeren noachitischen, aber auch von einem noch älteren adamitischen und einem uradamitischen zu unterscheiden gedenken[31]).

Nach diesen Feststellungen tritt vielleicht eine figürliche Darstellung in ein helleres Licht, die sich in der mittelamerikanischen, in Dresden aufbewahrten Mayahandschrift[32]) findet, woraus ein bezeichnendes Feld nachstehend in einer Reihe mit zur Abbildung gebracht ist (Fig. 13b). Die Geschichte der Mayas, wie auch der Sinn jener viele Blätter umfassenden Bilderschrift und ihrer Hieroglyphen liegt noch sehr im Dunkeln. In dem bezeichneten Bildfeld fahren zwei menschenhafte Wesen ganz verschiedener Gestalt über das Wasser. Die hintere, dämonenhaftere Gestalt rudert, die vordere menschenhafte, weiblich dargestellte macht eine Geste des verwun-

derten oder überraschten oder beobachtenden Schauens. Bewegung und Charakter des Ruderers hat entschieden etwas Aktiveres, auch Brutaleres im Gegensatz zu Haltung und Gestalt des Menschen, der vergeistigt aussieht; die hintere Gestalt hat etwas fratzenhaft Dämonisches, die vordere etwas kultiviert Menschliches. Was besonders noch auffällt, ist die Andeutung eines Stirnauges beim Rudererdämon und das, daß seine Hand plump ist, einen sehr großen opponierbaren Daumen, wie ein mesozoischer Iguanodon, und wieder die verwachsene, embryonalhaft anmutende Fläche hat. Sobald wir das Bild so sehen und uns an das erinnern, was wir



a b c

Fig. 13. Dreigeteiltes Bildfeld aus der Dresdener Mayahandschrift. (Die welligen Schraffierungen sind Wasser, die schwarzen Punkte und Linien deuten wohl auf das Totenreich.)

über den Urmenschen fanden, gibt es vielleicht für dieses Feld eine gewisse Deutungsmöglichkeit. Entweder gehört es zu einer symbolischen Erzählung über die Stammesfolge des Menschen, worin der stirnäugige, dämonischer veranlagte Typus mit dem größeren brutaleren Körper und den verwachsenen Fingern eine Rolle spielt gegenüber dem noachitischen Typus mit der vollendeten Hand und dem jetztmenschlichen Antlitz; oder es ist gar eine ähnliche Erzählung wie die vom babylonischen Gilgamesch, der mit dem Schiffer und Stammesgenossen seines Ahns über das Meer oder in das Totenreich fährt und dort Visionen hat, wie sie das unmittelbar links folgende Bild (Fig. 13a) anzudeuten scheint; also vielleicht ein uralter, zu junger Zeit in Bilder- und Hieroglyphenschrift wiedergebrachter Bericht, daß — sie fahren von Osten her — einst

ein Menschenwesen mit der „sonderbaren Rechten“ über das Meer oder in das Totenreich gefahren kam; also vielleicht im Grund dasselbe, was uns im Gilgameschepos hinter einem verwirrten Schleier und symbolisch, aber unverkennbar doch wieder auf Urhistorischem fußend, übermittelt wird, nur hier vom Westufer des Atlantischen Ozeans statt vom Ostufer aus gesehen und noch einmal überliefert? Auch auf die Ähnlichkeit der Hand eines anderen Dämons (Fig. 14) mit einer Embryonalhand, außerdem auch mit den paläozoisch-mesozoischen Sandsteinfährten sei hingewiesen.

Besaß nun, um zum Typus des nachadamitischen stirnäugigen Urmenschen zurückzukehren, dieser gleich der höheren Tierwelt um ihn herum jenes merkwürdige Sinnesorgan, so ergibt sich daraus auch ein Rückschluß auf die Gestaltung seines Hauptes: es muß einer hochgewölbten Schädelkapsel zur Aufnahme eines Großhirns entbehrt und statt dessen eine zugespitzte oder rasch nach rückwärts laufende Form, keine abgesetzte, also eine flache, liegende Stirn gehabt haben oder nur ein hocherhobenes Hinterhaupt, wo das noch wesentlich kleinere Großhirn mehr hinten-oben lag und auf welcher das Parietalauge dominierte. So werden uns mancherorts diese Menschen auch in der Sage geschildert; und vielleicht deutet auch die indianische Sitte, den Köpfen durch Einschnüren zwischen Brettchen von Jugend auf unter Zurückdrängung der Großhirnkapsel jene spitze Form zu verleihen, auf ein traditionelles Wissen um jenes uralte Organ, oder hat zum unbewußten Ziel die Wiederfreilegung des Rudimentes, um so einen Anreiz zu seiner Wiederentfaltung zu geben und sich schließlich wieder in den Besitz jener alten Wirksamkeit zu setzen, wovon der nächste Teil dieses Buches ausführlich handeln wird.

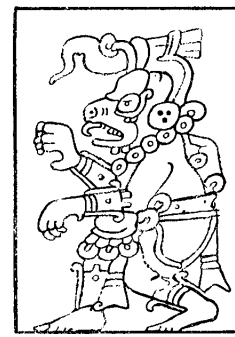


Fig. 14.
Dämon aus der Dresdener Mayahandsch. ist mit verwachsener emb ryonaler Hand. (Vgl. Fig. 6 u. 7.)

Dieser Auffassung kommt eine Sage zu Hilfe, die in dem Bibelbuch jener zentralamerikanischen Quiche-Indianer steht[33]). Dort wird von der Erschaffung schöner und vollendeter Menschen nach der Sintflut erzählt. Aber da sie so vollkommen waren, fürchteten die Götter, daß sie ihnen gleich werden wollten. Daher schwächten sie

die körperliche Sehkraft der Neugeschaffenen. So sank ihr Wissen und ihr Erkenntnisvermögen; sie konnten nur mehr das in der Nähe Befindliche sehen, während ihre Blicke früher in unermeßliche Ferne geschweift waren.

Daß der spätere noachitische Mensch, der das mesozoisch-tertiäre Säugetier im Menschen repräsentiert, wie alle Gattungen, nicht an einem einzigen örtlichen und stammesgeschichtlichen Punkt seinen Ausgang nahm, sondern jedenfalls aus vorher schon typenhaft verschiedenen Spezialzweigen des Gesamtmenschenstammes entsprang, ist aus allgemein entwicklungsgeschichtlichen Erfahrungen über das Werden der Formen sehr wahrscheinlich. Übrigens nimmt man auch für den Diluvialmenschen eine vielstämmige Entstehung an. Auch hierfür bieten uns die Sagen, wenn wir ihnen folgen wollen, allerhand Anhaltspunkte. So ist es nicht unmöglich, daß unter den frühtertiärzeitlichen Menschenwesen, deren vollendetster Typus wohl der noachitische war, auch solche mit sehr tierischen Eigenschaften des Körperbaues sich noch befanden. Hierfür sei nur auf eine Sage der Fidschi-Insulaner verwiesen, wonach die Geretteten der Sintflut nur acht Stämme betrugen; zwei gingen zugrunde und von denen bestand der eine nur aus Weibern, der andere aus Menschen mit einer Art Hundeschwanz[34]). Der Hunde- oder Affenschwanz kehrt ja mancherorts in der Überlieferung wieder. Und wenn er auch späterhin vielfach zur Verspottung oder zu allegorischen Fabelgeschichten benützt wurde, so klingt doch die uralte Bedeutung durch, was umso wichtiger erscheint, als ja der jetzige Mensch am Ende der Wirbelsäule das deutliche Rudiment eines Schwanzes hat.

Der noachitische Mensch hat die große Sintflut erlebt. Daß danach noch niedere, auf die schon höher entwickelten noachitischen Menschen wie tierisch wirkende Gestalten sich fortpflanzten und allmählich menschenhafter wurden, schimmert gerade noch in einer Indianersage durch, wo es heißt, nach der Flut sei die Erde durch Verwandlung der Tiere in Menschen wieder bevölkert worden[35]).

Wer weiß, was alles an Menschentypen und Menschenarten und -abarten in den erdgeschichtlichen Jahrmillionen durch die Welt gegangen ist. Ich glaube, wir können uns die Völker gar nicht mannigfaltig genug vorstellen. Ebenso wie die Säugetiere der Tertiärzeit in vielen grundverschiedenen Ordnungen, Familien,

Gattungen und Arten lebten und verhältnismäßig rasch kamen und gingen, dabei hervorkamen aus Stammlinien und Typen, die wir bis jetzt nicht imstande sind, genetisch miteinander zu verbinden, so mag es auch mit der Verschiedenartigkeit der Menschenstämme und -typen gewesen sein. Und so gibt es auch Platz, die vielen Sagen und Vorstellungsbilder von Menschen mit Vogelgesichtern oder Hundsköpfen, von kentaurischen oder faunischen, oder von ebenmäßigen Körpern mit sylvenhafter Zartheit und Schönheit reden zu lassen und ihnen naturhistorischen Sinn abzugewinnen. Es soll dies aber nicht dahin mißverstanden werden, daß etwa Faunen und Kentauren oder Riesen und Zwerge selbst wirkliche Menschenwesen in ihrem sagenhaften Abbild seien; vielmehr sind solche Gestalten vom Menschen erkannte Wesenheiten, die dem ursprünglichen naturverbundenen Menschen eben jene unmittelbar geschauten Wirklichkeiten waren, die wir Naturkräfte nennen, die aber lebendig wesenhaft erschienen und erscheinen mußten jenen Menschen, die mit einer entsprechenden, natursichtigen Seele begabt waren — ein Begriff, der später noch im Mittelpunkt unserer Betrachtung stehen wird.

Abgesehen von der allgemein bekannten und hier nicht zu wiederholenden biblischen Überlieferung, daß sich nach der Sintflutkatastrophe die noachitischen Menschensöhne über die Erde als verschiedene neue Grundrassen ausgebreitet haben, liefert uns die Sagengeschichte noch zwei markante Erzählungen, die zwar nicht im Wortlaut, wohl aber im Sinn ziemlich gleich sein dürften, zumal die eine die andere wertvoll ergänzt und beleuchtet. Es ist die griechische Überlieferung vom noachitischen Deukalion und die babylonische vom wilden Gebirgsmenschen Engidu. Es sind neue Rassen. Wenig rein und offenbar aus dritter und vierter Hand übernommen, tritt uns in der griechischen und ovidischen Überlieferung der Sintflutsage ein Anklang entgegen daran, daß ein nachsintflutlicher Menschenstamm aus dem rauhen Gebirge als seiner ursprünglichen Heimat gekommen ist. Man hat ja oft überlegt, was es heißt, daß Deukalion mit seinem Weib Pyrrha Steine hinter sich wirft und dadurch neue Menschen erzeugt. Erinnern wir uns, daß hier eine symbolische und von der Spätzeit, die es überlieferte, nicht mehr verstandene Sprache ertönt und daß es in älterer vorovidischer Überlieferung nicht heißt: sie warfen Steine hinter

sich, sondern: sie warfen das Gestein des Gebirges hinter sich[36]), also mit andern Worten: sie ließen die Felsen des Gebirges hinter sich, woher sie gekommen waren. Vergleichen wir nun hiermit die im Gilgameschepos viel klarer und naturhafter berichtete Sage vom Hereindringen einer jungen wilden, eben erst geschaffenen Rasse aus dem Gebirge, wo sie sich noch herumtummelt mit dem Vieh, kulturlos lebend, und dann in den alten Kulturkreis des Gilgamesch eindringt. Im weiteren Verlauf ist mit dieser unverkennbaren Parallele wieder eine Art Vertreibung aus dem Paradies naturhafter Unschuld verbunden, wie sie in der Bibel dem Adamiten zugeschrieben wird, so daß hier, wie gesagt, die Stoffe durcheinandergewoben zu sein scheinen. Der Inhalt[37]) der wichtigen Zeilen ist, mit einigen Auslassungen, folgender:

Als Aruru dieses hörte,
Schuf sie in ihrem Herzen ein Ebenbild (?) Anu's; . . .
Lehm kniff sie ab, spie (?) darauf . . .
Schuf einen Helden, einen erhabenen Sproß . . .
[Bedeckt] (?) mit Haar war sein ganzer Körper . . .
Er wußte nichts von Land und Leuten;
Mit Kleidung war er bekleidet . .
Mit den Gazellen ißt er Kräuter,
Mit dem Vieh versorgt er sich an der Tränke,
Mit dem Gewimmel des Wassers ist wohlgemut sein Herz.
Einem Jäger . . stellte er sich entgegen . . .
[Es s]ah ihn der Jäger, da ward sein Antlitz verstört . . er schrie:
„[Mein] Vater, [ein] Mann, der gekommen [ist vom Gebirge],
[Im Lande] ist stark [seine] Kraft . . .
Er geht einher auf dem Gebirge b[eständig (?)] . . ."

Es sind uns jetzt aus den dürftigen Anhaltspunkten, welche sich aus den mit naturhistorischen Tatsachen und Möglichkeiten vergleichenen Sagen gewinnen lassen und die sich wohl für den Sagenkenner noch treffender belegen oder vermehren und in ein besseres Licht rücken lassen, als wir es dürftig können — es sind uns jetzt zwei Hauptmenschenstämme nahegerückt, von denen wir den noachitischen als den des Säugetierzeitalters, also wesentlich der spätmesozoischen und Tertiärzeit ansprechen, weil ihm die alte Eigenschaft des Scheitelauges fehlt und seine Hand unverwachsen ist. Er dürfte in zurückgedrängter Stellung und Zahl schon seit der Permzeit und im frühmesozoischen Zeitalter existiert haben; vielleicht, wie vermutlich alle anfänglichen Säugetiere, noch mit einem

kleinen Stirnauge begabt gewesen sein und wohl, wie die mesozoische höhere Tierwelt überhaupt, zunächst noch keinen vollständig aufrechten Gang gehabt, sondern diesen vom vierfüßig kriechenden oder gehenden Zustand her erst während des Mesozoikums erworben haben. Der andere Menschenstamm ist der vornoachitische gewesen, mit Scheitelauge und verwachsener Hand, den wir mangels eines treffenden Personennamens den nachadamitischen Menschentypus oder den vornoachitischen nennen wollten und dessen Lebenszeit wesentlich mit dem permisch-mesozoischen Zeitabschnitt zusammenfallen wird, besonders mit dem ganz früh- und mittelmesozoischen, wo, wie gezeigt, jene hervorstechenden Körpermerkmale vollendet als Zeitsignatur noch im Tierreich bestanden haben. Er muß entsprechend der Entfaltung seines Parietalauges bis in die Oberpermzeit mindestens zurückgehen, und dort dürfen wir hoffen, Anhaltspunkte für den „adamitischen", d. h. den ersten, frühesten, fremdartigsten Menschentypus zu finden.

Wie müßte dieser aussehen, wenn wir ohne Nachricht durch die Sagen versuchten, ihn uns aus der Anatomie des Spätmenschen einerseits und aus der Zeitsignatur jener Epoche bei den Tieren andererseits abzuleiten? Er wird noch stark amphibienhafte Merkmale besessen haben; seine Hand wird verwachsen fünf- bis siebenfingerig ohne opponierbaren Daumen, vielleicht sogar zum Schwimmrudern im Wasser geeignet, sein Stirnauge klein oder doppelt, seine Körperhaut geschuppt, teils gepanzert gewesen sein; denn gerade das ist der Zeitcharakter der ältesten Landbewohner.

Wir finden in den Sagen wenig, was auf jenen Urzustand des Menschenwesens deutet; aber ganz vereinzelt klingt doch einiges an. So heißt es in einer bekannten, öfters abgebildeten indianischen Bilderschrift, wo auch die Sintflut beschrieben ist, von dem Großvater der Menschen und Tiere, daß er kriechend geboren war und sich auf dem aus dem Meer auftauchenden Schildkröteneiland bewegen kann[38]). Ferner heißt es in einer vom Babylonier Oannes übermittelten Sage: Im ersten Jahre nach der Schöpfung sei aus dem erythräischen Meer ein vernunftbegabtes Wesen erschienen mit einem vollständigen Fischleib. Unter dem Fischkopf aber war ein menschlicher Kopf hervorgewachsen und Menschenfüße aus seinem Hinterende oder Schwanz; es hatte auch eine menschliche Stimme, und sein Bild wird bis jetzt aufbewahrt. Dieses Wesen verkehrte

den Tag über mit den Menschen, ohne Speise zu sich zu nehmen, gab ihnen die Kenntnis der Schriftzeichen und Wissenschaften, lehrte sie Städte und Tempel bauen, Land vermessen, Früchte bauen. Seit jener Zeit habe man nichts anderes darüber Hinausgehendes erfunden. Mit Sonnenuntergang sei dieses Wesen wieder in das Meer hinabgetaucht, habe die Nächte in der See verbracht, denn es sei amphibienartig gewesen. Später seien noch andere ähnliche Wesen erschienen. Ein solches mit Fischleib, jedoch mit Armen und Füßen des Menschen, habe die Sternkunde gelehrt[39]).

Wenn man einen Widerspruch darin sehen will, daß dieses älteste amphibische Menschenwesen zu den Menschen gekommen sei, daß es mithin schon Menschen gegeben habe, jenes also auch keine stammesgeschichtliche Anfangsform gewesen sein könne, so ist demgegenüber erstens denkbar, daß nur die sinnbildliche Ausdrucksweise der Erzählung den Widerspruch mit sich bringt. Denn daß das amphibische Menschenwesen zu den Menschen kommt, braucht ja nichts anderes zu heißen, als daß es selbst zum Menschen wurde. Ein solches, erst menschwerdendes Wesen mußte ja, sobald seine Menschenhaftigkeit einsetzte, auch der Umwelt mit Bewußtsein oder instinktiv hellsichtig gewahr werden; und da zu den ältesten überwältigendsten Eindrücken auf die Menschenseele der ungreifbare funkelnde Nachthimmel gehört, so begann alsbald in seiner Seele, in seinem Bewußtsein das zu erwachen, was in den ältesten mythischen Zeiten des Menschendaseins mit dem Schauen und dem natursichtigen Durchfühlen der Sternenwelt und ihres Zusammenhanges mit der irdischen Natur verbunden war; denn der Sinn des Wortes Sternkunde oder gar Astronomie ist hier spätzeitlich. Andererseits kann man, wie es meiner Auffassung weit mehr entspricht, bei dem wörtlicheren Inhalt der Sage bleiben und muß dann, wie oben schon angedeutet, folgern, daß neben einem amphibischen Urtypus des Menschenwesens bereits ein terrestrischer bestand, der sich auf einer anderen Stammbahn entwickelt hatte und daß daher beide in ihrer verschiedenen Entwicklungsart genetisch nicht unmittelbar zusammenhingen. Denn es ist wahrscheinlich und würde der Entwicklung der übrigen Tierwelt entsprechen, daß selbst einander sehr nahestehende Typen vielstämmigen Ursprungs sind, so daß auch einzelne Typenkreise

innerhalb des Gesamtmenschenstammes verschiedenartig entstanden und organisiert und an verschiedene Lebensbedingungen angepaßt waren. Auch dafür gibt es in der Überlieferung einige Anhaltspunkte. So lesen wir bei Moses, daß die Adamssöhne in ein anderes Land gingen und dort der Menschen Töchter freiten; wir vernehmen dort und sonstwo in den Sagen, daß es gewöhnliche Menschen gegeben habe und vom Himmel gekommene Engel und Kinder Gottes, die an der Menschen Töchter Gefallen fanden und sich mit ihnen zusammentaten.

Nach den schon auf Seite 71 erwähnten Entdeckungen Westenhöfers an einigen inneren Organen des Menschen hat vielleicht in vortertiärer Zeit auch ein an das Wasserleben angepaßter Typ des Menschenstammes existiert. Dieser Forscher, der von unserem Gedankengang nichts wußte, schreibt: „Solche Wasserzeiten für den Menschen könnten ganz gut zur Kreidezeit und noch früher bestanden haben. Die menschliche Tradition reicht außerordentlich weit zurück, und sicher ist, daß der Mensch nichts erfinden kann, was nicht wirklich existiert... So ist z. B. für mich die Sage von Beowulfs Kampf mit dem Drachen unter dem Wasser ein Hinweis, daß der Mensch im Wasser mit solchen Drachen lebte und kämpfte.“ Nun ist eine der hervorstechendsten Zeitsignaturen der mesozoischen Epoche die damals einsetzende und sich vollendende Anpassung vieler Landtierstämme an das Wasserleben. Es sind meistens Reptilien; aber auch die erst im Tertiärzeitalter erscheinenden Wassersäugetiere deuten alle schon auf eine mesozoische Herausbildung ihrer Form hin. Es könnte also auch der Menschenstamm selbst damals eine an das Wasser angepaßte Gestalt nebenher entwickelt haben. Auch diese Deutung läßt sich auf die babylonische Sage, daß jenes Fischwesen schon zu fertigen Landmenschen gekommen sei, anwenden.

Außer jener babylonischen Urmenschensage haben wir noch Überlieferungen, die noch einen echten adamitischen Menschentypus schildern; sie behandeln das Aussehen von Adam und Eva bei ihrer Vertreibung aus dem Paradies. Nach der einen Version waren sie behaart wie der Wildmensch Engidu im Gilgameschepos; das Haar fiel ab und sie wurden nackt. Nach der anderen Lesart aber hatten sie einen Hornpanzer wie Krebs und Skorpion. „Die Haut war ähnlich unseren Nägeln“, heißt es in der mohammedanischen Überlieferung. Es war ein hornartig weicher glänzender

roter Panzer, der nun allmählich abging; nur die Zehen- und Fingernägel sind noch Überbleibsel davon[40]).

Ob der von Berossus überlieferte Fischmensch als ältester Typus des Menschenstammes und ob der auch im Gilgameschepos seine Rolle spielende Skorpionmensch der alten Sage, wo er als Schreckgestalt, aber doch als menschlich umgängliches Wesen erscheint, an jenen geschuppten und gepanzerten Urmenschenkörper des Adamiten anknüpft, ob er nur eine Verzerrung oder eine Parallelgestalt zu ihm ist und irgendwie mit dem erdgeschichtlich ältesten Adamiten zu tun hat, ist nicht recht ersichtlich. Jedenfalls ist eines geeignet, ein Licht auf die Sache zu werfen. Fragt man sich, was im körperlichen Sinn Skorpionmensch bedeuten kann, so ist es eben jenes Wesen mit gepanzerter und wahrscheinlich stacheliger oder knotiger Haut. Für solche gepanzerten und stacheligen Wesen ist aber die jüngere Phase des Paläozoikums bis herauf zum Ende der Permzeit jene Zeitspanne, worin solche Gestalten erscheinen: geschuppte Amphibien und Reptilien, zum Teil sogar mit Dornfortsätzen auf dem Körper, insbesondere dem Rücken und am Schädel; so daß hier immerhin Andeutungen einer allerältesten Zeitsignatur vorliegen könnten, an der auch der älteste Teil des Menschenstammes Anteil gehabt haben könnte. Wir hätten dann in jenen gepanzerten Typen der Sage den „uradamitischen" Menschentypus vor uns, dem verfeinerteren, wenn auch noch hornhäutigen Adamiten vorausgehend.

Daß Siegfried im Grund vielleicht ein solcher Adamit ist, läßt sich vermuten an folgender, ganz offenkundiger Parallele: Siegfried hat eine Hornhaut, vom Drachen. Sie fällt nach der deutschen Sage von ihm ab oder wird wertlos, als er Verrat übt und daher wieder verraten werden kann. Es ist das Motiv der Schuld, wie im Sündenfall des Adam. Und in der jüdischen Überlieferung, welche in die Volkssage der Kleinrussen übergegangen ist, heißt es: „Noch lange ehe der erste Mensch gesündigt hatte, war er auf dem ganzen Körper mit solchem Horn, wie wir es an den Nägeln haben, bedeckt. Und es verlangte ihn weder nach Kleidern, noch nach Schuhen, wie uns jetzt. Als er aber sündigte, fiel das Horn von ihm ab[41])." Ob auch in dem gepanzerten Achill noch der unverstandene Anklang an den hornhäutigen Adamiten steckt?

Es ist eine alte, tief wahrhaftige Anschauung, die uns in einem

letzten modernisierten und symbolisierenden Ausklang noch in Herders „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" begegnet, daß im Menschenwesen körperhaft und seelisch — wir würden sagen entelechisch — alles enthalten sei, was die lebende Natur bildet, wie auch dies, daß die lebende Natur des Menschen körperliches und seelisches Werden widerspiegele. Auch hier haben wir einen Mythus voller Wirklichkeit Wie wahr, wie tief, wie unentrinnbar bestimmend er ist, zeigt uns ein Blick in die ihm scheinbar ausschließend entgegenstehende naturwissenschaftliche Abstammungslehre. Wir finden in ihr den Gedanken, daß der Mensch im Lauf der Erdgeschichte alle Stadien vom niederen einzelligen Wassertier über den Wurm, den Fisch, das Amphibium und das Säugetier bis herauf zu seinem quartärzeitlichen Menschendasein durchlaufen habe. Dann kam das biogenetische Grundgesetz hinzu, wonach die embryonalen Formzustände des menschlichen Einzelindividuums der Reihe nach, wenn auch in vielem verschoben und verdeckt, die allgemeinen Formzustände dieser Ahnenreihe wiederholen sollten. Zuletzt wurde diese ganze Lehre aus dem Organisch-Physischen heraus auch auf die Entwicklung der Sinne und des Geistes, wie der Kulturseelen, übertragen.

Macht man sich klar, was das heißt, so war es nichts anderes als dies, daß der Menschenstamm einmal eine Amöbe, ein Fisch, ein Amphibium usw. war, daß also das Amöb, der Fisch, das Amphibium auch Formzustände des Menschen waren. Das ist hinwiederum gar nichts anderes als die von uns vertretene Vorstellung, daß der Mensch naturhistorisch ein uralter, auch die übrigen organischen Formzustände mit umfassender Stamm ist. Denn auch die bisherige Form der Abstammungslehre, wie sie ja fast allgemein noch gültig ist oder bis vor kurzem es wenigstens noch war, ist ja nicht der Meinung gewesen, daß irgend ein heutiges Amöb oder Amphibium der Ahne des Menschen sei, sondern daß es eben andere, geologisch ältere waren, die entweder nur auf einer Linie oder auf mehreren, durch viele sonstige tierische Zwischenstadien, zum Menschen wurden und von denen sich gelegentlich Seitenzweige ablösten und in entwicklungsgeschichtliche Sackgassen gerieten und Nichtmenschenhaftes hervorbrachten. In diesem Gedanken sind, das darf man wohl sagen, die biologischen Naturforscher wesentlich einig, wenn sie überhaupt eine Evolution zugeben[42]).

So haben wir auch in Konsequenz rein naturwissenschaftlichen Zuendedenkens den Beweis, daß eine andere Vorstellung vom Kommen und Werden des Menschen gar nicht vorhanden und wahrscheinlich überhaupt nicht möglich ist als die, welche uns als älteste und festgeschlossenste Lehre in allen Mythen und Religionen entgegentritt: daß der Mensch ein eigenes Wesen, ein eigener Stamm ist, uranfänglich gewesen, was er sein und werden sollte, wenngleich mit allerlei grundlegenden Veränderungen seiner Gestalt; und daß er, körperlich und seelisch mit der Tierwelt stammesverwandt, doch als die von Uranfang an höhere Potenz die anderen aus seinem Stamm entlassen haben muß, nicht umgekehrt. Die volle Entfaltung der reinen, jetztweltlichen Menschenform trat dann ein, als zuletzt auch die in ihm latente Affenform aus ihm entlassen war, ebenso wie er durch Entlassung früherer Formpotenzen immer jetztweltmenschlicher schon geworden war — vom Faun zum Apoll. Und Apoll tötete dem Zeus seine Kyklopen und deren Söhne; so berichtet die wissende Sage[43]).

Die letzte Phase des Menschenwerdens, die wir allein bis jetzt in der Naturforschung als solche anerkannt sehen, hat sich damals abgespielt, als in der Tertiärzeit in allen Stämmen Affenmerkmale und Menschenmerkmale als Zeitsignatur ausgebildet wurden, wie im vorigen Abschnitt schon gezeigt wurde. Damals dürften sich jene halb tierischen, halb menschlichen Gestalten gezeigt haben, von denen viele Sagen berichten, die sich aber darin zu widersprechen scheinen, daß sie bald affenartige Tiere aus dem Menschen, bald Menschen aus affenartigen Tieren hervorgehen lassen. Wenn die Tibetaner das Letztere zu berichten wissen, die malayischen Märchen dagegen eine Geschichte von einem bösen Menschensohn, der verflucht und zum Affen wurde, so ist eben beides möglich und kein Widerspruch zueinander und zu unserer Theorie. Denn in den sich bei der Evolution überschneidenden Formenkreisen mußte in der Zeit der anthropoiden und pithekoiden Formgestaltung sowohl im Primatenstamm Menschenähnliches, wie im Menschenstamm Affenähnliches als biologischer Habitus erscheinen. Und solche Konvergenzformen, wenn sie einmal fossil gefunden würden, wären von neuem geeignet, Verwirrung zu stiften und glauben zu lassen, der Mensch stamme von tertiärzeitlichen Tieren her. Daß solche Habitusannäherungen auf mehreren Linien und in mehreren For-

menkreisen möglich waren und tatsächlich vor sich gingen, ist eine selbstverständliche Möglichkeit für den Paläontologen, und sie wird auch in mongolisch-tibetanischer Überlieferung festgestellt. Dort heißt es: Ein König der Affen wurde von einem Chutuktu in die Felsenkluft des Schneereiches gesandt, um Bußübungen auf sich zu nehmen. Da kam ein weiblicher Manggus, ein feindseliges, verderbliches Geisterwesen zu ihm, von scheußlichem Aussehen, aber mit der Gabe, schön und reizend zu erscheinen, und wollte sich mit ihm vermählen. Der Affe wies sie zurück, weil sein Büßerstand ihm die Ehe verbiete. Aber die Manggus führte ihm zu Gemüte, daß sie sonst mit übrig gebliebenen männlichen Manggus zusammenkäme und daß sich dann ihr Geschlecht zum Verderben der Bewohner des Schneereiches aufs neue vermehren werde. In seinem Zweifel vernahm er eine Stimme vom Himmel, er solle die Manggus zum Weibe nehmen. Mit ihr erzeugte er sechs Junge, jedes mit einer anderen, nur ihm eigentümlichen Gemütsbeschaffenheit. Nach ihrer Entwöhnung brachte sie ihr Vater in einen Wald von Fruchtbäumen und überließ sie sich selber. Als er aber nach einigen Jahren hinging, nach ihnen zu sehen, hatten sie sich schon auf fünfhundert vermehrt und bereits alles Obst im Walde aufgezehrt; sie liefen ihm, von Hunger getrieben, mit kläglichem Geheul entgegen. Der Affe klagte dem Chutuktu, wie er durch Nichtbeobachtung seines Gelübdes nun an dem Dasein so vieler elender Wesen schuld sei und bat ihn, sich seiner Kinder zu erbarmen. Der Gott warf ihm von der Höhe eines Berges fünf Gattungen Getreide in Menge herab, das nicht nur zur augenblicklichen Sättigung der verhungerten Affen ausreichte, sondern auch wuchs und ihnen für die Zukunft Lebensunterhalt bot. Aber der Genuß des Getreides hatte merkwürdige Folgen: die Schwänze der Affen und die Haare ihres Körpers verkürzten sich zusehends und verschwanden endlich ganz. Sie fingen an zu reden und wurden Menschen; sie bekleideten sich mit Baumblättern, sobald sie ihre Menschheit bemerkten[41]).

So ist also der Vater dieser später zu Menschen werdenden Affen selbst schon ein sehr „menschlicher Affe" gewesen, naturhistorisch ausgedrückt also ein Mensch mit den pithekoiden Zeitmerkmalen, wie wir es ja im Diluvialmenschen noch so stark anklingen sehen. In dieser bedingten Weise stammt hier also der Mensch vom Affen ab

und wird mit der einsetzenden Bodenkultur und dem planmäßigen Getreidebau eben zum Vollmenschen.

Wenn wir also jetzt zusammenfassen, was wir den Überlieferungen entnehmen konnten, so ist es in den Grundzügen dasselbe, was sich im vorigen Abschnitt aus rein paläontologischen Erwägungen als heuristische These über das Alter und die wechselnde Grundgestalt des Menschenwesens ergab, was wir aber jetzt mit anschaulicherem Leben füllen können, während es uns dort nur skeletthaft, gewissermaßen nur fossil, entgegentrat.

Urmensch und Sagentiere

In allen Literaturen spielen Drachen- und Lindwurmsagen eine große Rolle. Auch sie sind als Ausgeburten unkultivierter Phantasie oder als Angstprodukte vor Naturerscheinungen erklärt oder bloß allegorisch gedeutet worden. So heißt es in der „Germanischen Mythologie" von Golther:

„Der gewaltige Giftwurm, dessen Flügelgestalt und Name Drache dem antiken Fabeltier nachgebildet sind, erscheint in der Volkssage unter dem Eindruck von Naturbegebnissen. Aus Wasser, Nebel, Meteorfeuer läßt die Phantasie diese Drachen hervorgehen. Das Weltmeer als Schlange wurde genannt, Grendel ist vielleicht ursprünglich eine Wasserschlange. Die Drachen liegen auf Gold und schädigen bei ihrer Ausfahrt Land und Leute. Vornehmste Aufgabe der Helden ist Bekämpfung dieser Ungetüme, Erlösung von der Landplage, Hebung des Hortes. Die Volkssage denkt bei den riesigen Würmern an Verwüstung durch die See, im Binnenlande an plötzlichen Wassersturz anschwellender Ströme oder Bäche. Schützt Kraft und Einsicht endlich das Land gegen solche Gefahren, so ist ein großer Schatz, das Gedeihen der ganzen Gegend, damit erkämpft. Neben den Meeresdrachen ragen besonders die des Hochgebirges hervor, mit denen Dietrich von Bern wie auch mit allen andern Riesen der Bergwelt viel zu schaffen hat. Wo der Bach vom hohen Fels herabbricht, da springt der grimmige Drache, Schaum vor dem Rachen, fort und fort auf den Gegner los und sucht ihn zu verschlingen; bei eines Brunnen Flusse vor dem Gebirge, das sich hoch in die Lüfte zieht, schießen große Würmer her und hin und trachten, die Helden zu verbrennen; bei der Herankunft eines solchen, der Roß und Mann zu verschlingen droht, wird ein Schall gehört, recht wie ein Donnerschlag, davon das ganze Gebirge ertost. Leicht erkennbar sind diese Ungetüme gleichbedeutend mit den siedenden donnernden Wasserstürzen selbst"[45]).

Bei aller schuldigen Achtung vor der Arbeit, worauf die philologisch vergleichende Mythen- und Sagenliteratur sich gründet und

womit sie Zusammenhänge historisch-etymologischer Art erkennt und aufdeckt, kann es doch nicht zweifelhaft sein, daß mit solchen Erklärungen derselbe Fehler gemacht wird, den wir bei allen Sagenerklärungen dieser Art immer und immer wieder feststellen: daß man sich mit einer Aufdeckung der Allegorien und philologischen Zusammenhänge begnügt, die nur eine späte Verwertung eines nach seinem lebendig ursprünglichen Inhalt längst verloren gegangenen Mythus oder Naturereignisses allenfalls dartun.

Ich muß hier noch von der tief seelenhaft metaphysischen Bedeutung des Schlangen- und Drachenmythus absehen; wohl aber ist darauf hinzuweisen, daß die Drachensagenerklärungen Abels da schon viel naturhafter sind und der Wirklichkeit grundsätzlich näherkommen[46]) als solche allegorischen Deutungen. Auf seine Erklärung des stirnäugigen Riesen Polyphem wurde schon hingewiesen (S. 82), wie überhaupt nach seinen Darlegungen Funde fossiler Knochen, die im Mittelalter und in der Neuzeit gemacht wurden und zum Teil noch heute erhalten sind, immerzu Anlaß zur Neubelebung alter Riesen- und Drachensagen — nicht zur Entstehung, wie Abel sagt — gegeben haben. Er gibt da Verschiedenes an: „Zur Zeit Ludwigs XIII. kamen in der Dauphiné im Chaumonter Feld, das noch heute ‚le champ des géans' heißt, gewaltige Knochen zum Vorschein, aus denen die Gelehrten der damaligen Zeit den König Teutobochus erstehen ließen; am 11. Januar 1613 war in einer Sandgrube beim Schlosse Chaumont ein Skelett entdeckt worden, das ein Arzt von Beaurepaire namens Mazurier an sich brachte und zuerst in Paris, später auch an anderen Orten Frankreichs und Deutschlands für Geld zeigte. Nach Mazurier sollten es die Gebeine des im Kampfe gegen Marius gefallenen Cimbernkönigs Teutobochus sein. Er erzählte, daß er die Knochen in einem ausgemauerten, 30 Fuß langen Grabmal entdeckt hätte, auf dem der Namen des Cimbernherzogs geschrieben gewesen sei. Dieser Schwindel hielt die wissenschaftliche Welt seinerzeit fünf Jahre lang in Atem; zahlreiche Streitschriften erschienen über diese Frage. Die Reste werden noch heute im Jardin des Plantes in Paris aufbewahrt; sie gehören einem Dinotherium an. Wenn solche abenteuerlichen Ideen noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts allen Ernstes von den Akademien diskutiert wurden, darf man sich wohl nicht über Pau-

sanias lustig machen, der ein bei Milet gefundenes, zehn Ellen langes Gerippe für die Gebeine des Telamoniers Ajax hielt."

„In Klagenfurt steht auf dem Stadtplatz ein gewaltiges Lindwurmdenkmal; es knüpft an die Sage von der Tötung eines Lindwurmes an. Dieser Klagenfurter Lindwurm ist, wie Cäsar von Leonhard berichtete, im Zollfelde an einer Stelle gefunden worden, die heute noch die ‚Drachengrube' heißt. Der Schädel des Lindwurmes wurde nach Klagenfurt gebracht und dort im Rathaus an Ketten aufgehängt; er diente nachweisbar dem Künstler zum Vorbilde, der im Jahre 1590 das Lindwurmdenkmal auf dem Klagenfurter Stadtplatz fertigte; dieser ‚Lindwurm' ist aber nichts anderes als ein eiszeitliches Nashorn gewesen."

„Die Drachensage hat, ebenso wie die Lindwurmsage, durch Funde fossiler Schädel wiederholt neue Nahrung erhalten. Aus dem Funde eines Höhlenbärenschädels in einer Kalksteinhöhle konnte leicht durch die Großmannssucht und Übertreibung des Finders ein Kampf mit dem lebenden Unhold werden; die Weitererzählung steigerte die Schrecken des Drachens und die Gefahren der Bekämpfung in seiner Höhle; von der Raublust des Ungetüms legten ja die zahlreichen Knochen der Bärenhöhle genügendes Zeugnis ab. Man sollte meinen, daß der Schädel des Bären auch als solcher von unseren Vorvätern hätte erkannt werden müssen; indessen weise ich nur auf die Tatsache hin, daß in dem Verzeichnis der Sammlung des Benediktinerstiftes Kremsmünster ein ‚Drache' angeführt erscheint, der im 18. Jahrhundert gefunden wurde, und dieser Drachenschädel gehörte einem Höhlenbären an. Wenn dies noch im 18. Jahrhundert an einer Stätte reger geistiger Tätigkeit und humanistischer Bildung möglich war, so kann uns die Deutung von Eiszeittieren als Drachen im Mittelalter kaum verwundern."

„Die deutsche Drachensage hat ganz unverkennbar süddeutschen Einschlag. Dies hängt sicher damit zusammen, daß in Süddeutschland reiche Fundstätten für fossile Saurier liegen, die ganz sicher schon im frühen Mittelalter beim Brechen der Bausteine für Burgen, Kirchen und Schlösser ganz ebenso gefunden werden mußten, wie sie noch heute gefunden werden. ‚Am Fuße des Hohenstaufens', schreibt O. Fraas 1866, ‚werden im dortigen Lias alljährlich Dutzende von Sauriern aufgefunden bei Gelegenheit

des Ausbrechens von Steinplatten. Uralt ist diese Plattenindustrie, Trümmer auf der Hohenstaufenburg zeigen, daß schon bei Gründung der Wiege des alten Kaisergeschlechtes dort Platten gewonnen wurden. Die Saurier konnten damals so wenig wie heute der Aufmerksamkeit der Arbeiter entgehen, der Gedanke an unterirdische Tiere lag nahe. So macht Quenstedt auf die Ähnlichkeit aufmerksam zwischen dem Drachenbilde an der alten Stadtkirche zu Tübingen und den Resten des schwäbischen Lindwurms, der an den Ufern des Neckars im obersten Keuper vielfach sich findet. Wir dürfen daher wohl auch keinen Augenblick Anstand nehmen, wenigstens lokal den Ursprung einzelner Drachensagen auf den zufälligen Fund von fossilen Sauriern zurückzuführen."

„Die Chinesen bezeichnen seit alter Zeit die Knochen und Zähne fossiler Säugetiere als Drachenknochen und Drachenzähne. Die Drachenknochen (Lung-ku) und Drachenzähne (Lung-tschih) kommen in China in ungeheuren Mengen vor; sie stammen größtenteils aus dem Innern Chinas, wo sie entweder in Höhlen oder geschichteten Ablagerungen in außerordentlicher Zahl gefunden werden. Die Chinesen sammeln diese Drachenreste sorgfältig, da sie einen sehr begehrten Handelsartikel bilden; die Knochen und Zähne des Drachen spielen in der Heilkunde der Chinesen noch heute eine sehr große Rolle. Nach der Vorstellung der Chinesen sind die Lung-ku und Lung-tschih die Reste der Drachen, die infolge Mangels an Wolken und Regen nicht imstande waren, sich in den Himmel emporzuschwingen."

Ich habe diesen Beispielen aus Abels Abhandlung einen breiteren Raum geboten, weil sie uns zeigen, wie völlig die alte Bedeutung der Riesen- und Drachensagen den Spätmenschen abhanden gekommen war, wie sehr aber die Sagenkerne selbst ungeschwächt weiterlebten und immer wieder die Phantasie dazu anregten, sie in unmittelbar gegebene Naturbilder einzukleiden. Damit ist aber über den Sinn und Inhalt der Ursage selbst nichts bewiesen, und wir verfolgen weiter den im vorigen Abschnitt dieses Kapitels eingeschlagenen Weg.

Vor allem ist gegen Abels so plausible Erklärungen dasselbe einzuwenden, was schon im vorigen Abschnitt auch gegen Polyphem einzuwenden war: die lokale und spätzeitliche Anknüpfung einer Sage, einer Tradition an Knochen- und Skelettfunde be-

weist nichts gegen das hohe und höchste Alter einer solchen und auch nichts gegen das ursprünglich ganz anders geartete Erlebnis der darin enthaltenen Historie. Wenn das Alpenvolk nach Jak. Grimm noch viele Sagen bewahrt hat von Drachen und Würmern, die vor alter Zeit auf dem Gebirge hausten und oftmals verheerend in die Täler herabkamen, und wenn noch jetzt bei Gießbachkatastrophen die Redeweise umgeht: „Es ist ein Drach' ausgefahren", so beweist das ganz offensichtlich zunächst doch nur, daß die alte Drachenvorstellung vom Volk und seinen Vätern nur noch in dieser Form gedacht, erlebt, empfunden wird; auch der Tatzelwurm in den oberbayerischen Alpen, den Scheffel besingt, ist an einen in schwer zugänglicher Felsenschlucht niederbrausenden und Höhlen schaffenden Wassersturz geknüpft. Aber das alles trifft ebensowenig Ursprung und Wesen der Sagenidee selbst und der darin unbewußt überlieferten naturgeschichtlichen Wirklichkeit, wie die naturwissenschaftlichen, nicht aber naturhistorischen — beides scharf auseinanderzuhaltenden — Erklärungen der Drachensagen, wie sie oben zitiert wurden.

Wieder fällt sofort eine Tatsache auf, die schon an sich die Erklärung als später, erst von Fossilfunden abgeleiteter Phantasmen nicht als ausreichend erscheinen läßt. Die alten Drachen- und Lindwurmbeschreibungen und die nach solchen Beschreibungen oder auch traditionell als solche überlieferten Bildvorstellungen entsprechen keineswegs den fossilen Skeletten selbst, die man doch allein fand und findet, weil Weichteile des Körpers gar nicht versteinert vorkommen; sondern diese sagenhaften Schlangen und Lindwürmer werden nicht selten in voller Leibhaftigkeit so geschildert, wie sie die Paläontologie jetzt erst nach jahrzehntelanger, streng vergleichend anatomischer Forschung mit Fleisch und Blut allmählich zu rekonstruieren wagt und womit sie der ehemaligen Gestalt dieser mesozoischen Tierwelt wohl in vielem schon nahegekommen sein dürfte. Wie sollten also in der bloßen Phantasie aus oft sehr nichtssagenden Knochenfragmenten oder auch Skeletten gerade so ganz entsprechende Bilder des Äußeren der Drachen sich gestaltet haben, wie wir sie jetzt wissenschaftlich erhalten? In einem späteren Abschnitt sind solche Rekonstruktionen nach den Arbeiten amerikanischer Forscher gegeben (S. 260), mit denen wir uns in Europa an Materialfülle und zielbewußter Betriebsamkeit

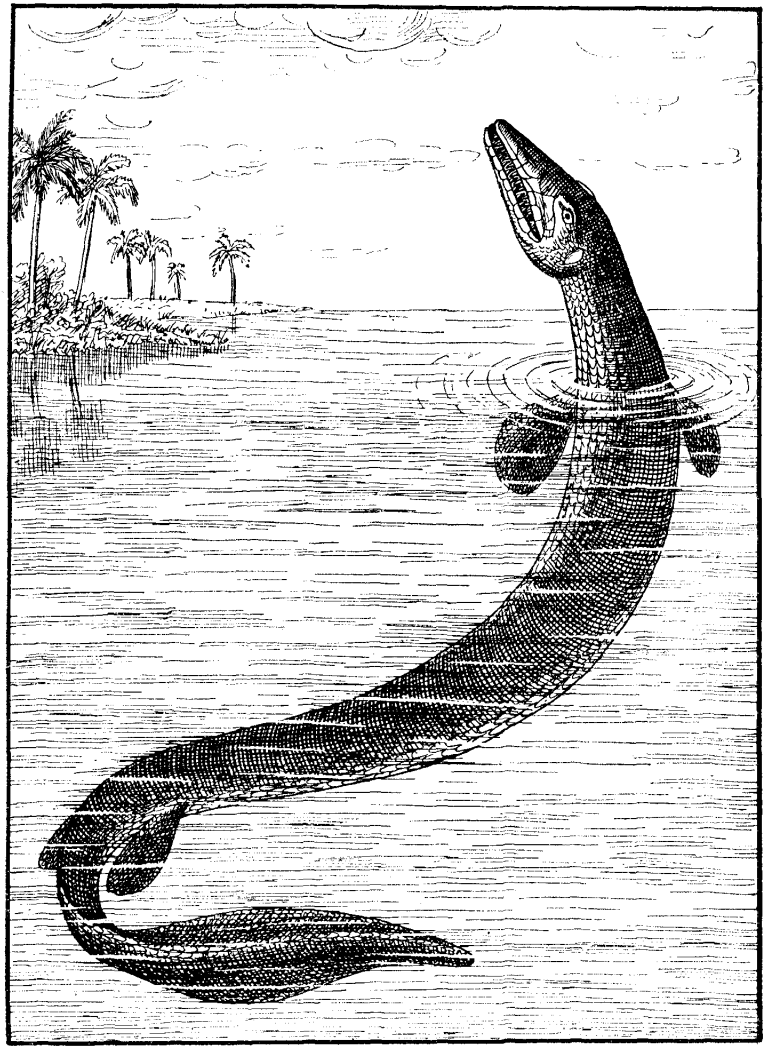


Fig. 15.
Rekonstruktion einer gedrungeneren Form der Seeschlange (Mosasaurus). Kreidezeit. Belgien. Größte Körperlänge 12 m. (Nach L. Dollo aus O. Abel, Paläobiologie der Wirbeltiere 1912.)

nicht messen können. Sind das nicht die unverkennbaren Lindwürmer der Sagen, wie wir sie ahnen? Wo bleibt gegenüber solchen Gestalten „der spritzende Gebirgsbach" und „die Verwüstung durch die See" und was wir sonst an Allegorien noch zu hören bekommen? Oder haben unsere Altvorderen in den Wäldern Germaniens nach Skelettfunden diese Schreckſaurier vergleichend anatomisch rekonstruiert, wie der wissenschaftlich geschulte Künstler im American Museum of Natural History, und sie dann zu „Sagen" umgedichtet? Ach nein: hier redet uraltes wirkliches Leben durch die verworrenen und umgedichteten Sagen noch aus weiter, weiter Ferne zu uns und zeigt uns den Menschen des mesozoischen Erdzeitalters in dieser hochdämonischen Umwelt, erschrocken fliehend oder kämpfend und oftmals siegend oder erliegend. Wenn wir bedenken, daß es unter diesen Schreckſauriern Formen gab von der Höhe eines zwei- bis dreistöckigen Hauses; daß man von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzspitze bei einem amerikanischen Exemplar 32 m gemessen hat; daß im ehemaligen Deutsch-Ostafrika ausgegrabene Skelette auf noch gewaltigere Gattungen hinweisen — was braucht man da noch an dem vom Menschen der Vorwelt lebend Geschauten zu zweifeln, das sich in Sagen forterbte, weil es übermächtige und vielleicht oft für das Leben von Völkern entscheidende Eindrücke der Natur auf das noch kindlich empfängliche Gemüt jener Vorläufer unserer Tage waren?

Nicht nur von Landtieren, sondern auch von Wasser- und Lufttieren aus dem Reptilgeschlecht ist in den Sagen die Rede. Die Seeschlange, aus Landechsen hervorgegangen und in den Ablagerungen der niederländischen und nordamerikanischen Kreidezeit entdeckt, in Skeletten bis über 12 m lang, wovon Fig. 15 nur eine gedrungenere Form wiederspiegelt: immer wieder lebt sie in Märchen und Reiseberichten älterer Zeit auf und ist ebenso oberflächlich und nichtssagend gedeutet worden, wie das Übrige. Was beweist es gegen den Wahrheitskern der uralten Sagen von der Seeschlange, wenn dieser von späteren und spätesten Seefahrern mit erhitzter Phantasie an Dinge und Naturerscheinungen geknüpft worden ist, die gewiß mit der mesozoischen, dem Paläontologen wohlbekannten Seeschlange nichts mehr zu tun hatten? Wenn sagenkundige Seefahrer — und diese wissen und wußten

viel Märchen und sind dämonischem „Aberglauben“ von jeher sehr zugänglich gewesen — wenn diese Leute in fernen Meeren hintereinander schwimmende Delphinrücken für Seeschlangen hielten, oder wenn ein Curtius Rufus mit so einer alten Sage die Belagerung Sidons durch Alexander den Großen ausschmückt, warum soll denn die uralte Sage, die hier wieder mit Falschem verjüngt wurde, nicht ihren dem Wortsinn entsprechenden Wahrheitskern haben, wo wir doch wissen, daß es solche Wesen wirklich einmal gegeben hat, vielleicht sogar noch in der Tertiärzeit, sicher aber in der letzten Phase des mesozoischen Zeitalters? Wir haben nach all' den vorausgegangenen Darlegungen keinen Grund mehr, uns mit den gekünstelten Scheinerklärungen zufrieden zu geben, wo wir mit Fug und Recht an den mesozoischen Menschen und diese von ihm gesehene Tierwelt glauben dürfen und sie fossil wirklich vor Augen haben.



Fig. 16.
Assyrische Reliefdarstellung eines Drachen aus dem Kampf mit dem Gott Marduk. Man vergleiche die Behornung mit jener der mesozoischen Riesenechse Fig. 19, S. 116. (Aus K. G. Seeley, Dragons of the Air, London 1901.)

Indessen ist das Bild der eigentlichen Drachen, wie es etwa Fig. 16 wiedergibt und wie es auch in Beschreibungen und Skulpturen gleich oder ähnlich wiederkehrt, immerfort ein Rätsel geblieben, deshalb, weil es eine anatomische Unmöglichkeit scheint und auch ist, daß vierfüßige Tiere noch einmal eigene Flügel, also gewissermaßen zwei Extremitäten zuviel an der Seite oder gar am Rücken gehabt haben könnten. Denn der Flügel, insbesondere auch bei den reptilhaften Flugdrachen des mesozoischen Zeitalters, ist ja keine überzählige Extremität, sondern hängt an der umgebildeten Vorderextremität, wie beim Vogel. Trotzdem glaube ich, daß auch in jener Überlieferung gefiederter Drachentiere keine Phantasie, sondern unmittelbare Naturwahrheit zu uns redet. Wir haben nämlich fossil eine Gruppe von Dinosauriern, welche einen

durchaus vogelartigen Körperbau hat, nämlich lange Hinterbeine, kurze Vorderbeine, aufrechten Gang und hohle Vogelknochen. Aber auch die großen Schreckſaurier vom Habitus der in Fig. 4 (S. 51) abgebildeten, von denen es auch leichter gebaute und nur menſchenhohe Formen gab, die zum Teil ſpringend auf den Hinterbeinen hüpften, ſind großenteils hohlknochig, hatten alſo ein leichtes Skelett und legten auch Eier. Nach dem Geſetz der Korrelation, wonach ſich bei den Tiertypen die anatomiſchen Einzelheiten des Skeletts und der Organe meiſtens ſo entſprechen, daß man vom Vorhandenſein der einen Eigenſchaft auf die andere ſchließen

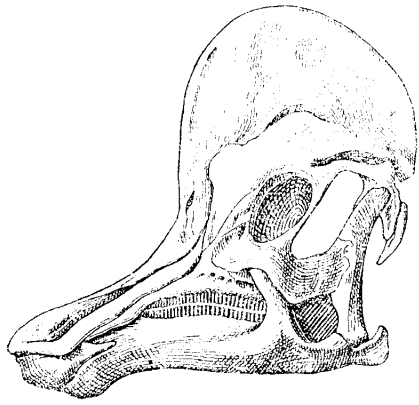


Fig. 17.
Schädel eines großen Schreckſauriers mit vogelähnlichem Hornſchnabel und kaſuarartigem Hornhelm. Sumpf- oder Waſſerbewohner nach Art der Enten. Ende der Kreidezeit. Kanada. Ganzes Skelett ca. 10 m lang. (Aus W. D. Matthew. Dinosaurs. New York 1915.)

muß, iſt es nun recht wahrſcheinlich, daß manche aufrecht hüpfende, körperlich leichte, hohlknochige, wenn auch ſehr große Saurier ſtatt des reptilhaften Hornſchuppenpanzers ein Federkleid hatten; denn die vogelartige Feder iſt eine unmittelbare Steigerung der Reptilſchuppe, was auch embryologiſch nachweisbar iſt. Möglicherweiſe iſt auch der einzige echte Vogeltyp der Jurazeit nur ein gefiedertes Reptil mit konvergenten Vogeleigentümlichkeiten. Es iſt alſo recht wohl denkbar, daß es unter den halb aufgerichteten Schreckſauriern nicht wenige gab, welche eine Art Vogelkleid beſaßen und dieſes in Abwehr-, Angriff- oder Zornesſtellung

quer über den Rücken herüber und an den Seiten spreizen konnten, etwa wie ein Pfau sein Rad schlägt. Dann mußte trotz der Vierbeinigkeit das Tier wie mit Vogelflügeln begabt erscheinen, zumal das Federkleid von vorneherein in der Vorstellung des Beschauers den Flügel erwarten ließ. Ja, sie mögen sogar unter Umständen dieses Federnrad durch schlagende Bewegungen zur Unterstützung und Hebung des Springens oder als Schreckmittel bei dem plötzlichen Aufsträuben mitbenützt haben, was sicher nicht geräuschlos vor sich ging. Und schließlich würde diese Gedankenreihe noch ein Merkmal verständlich machen, das auch derartigen Flügeldrachen zugeschrieben wird: ihr piependes Rufen. Denn auch dieses ist



Fig. 18.
Fragment eines Siegelzylinders aus Babylon mit einem Drachen von Vogelaussehen.
(Aus Jeremias, Das Alte Testament, 1904.)

eine auf anatomischer Grundlage beruhende Eigentümlichkeit der doch zweifellos aus den Reptilien irgendwie hervorgegangenen Vögel; und mit dem sonstigen vogelähnlichen Habitus und dem Federkleid mancher Drachen wäre dann auch diese Art Stimme eine recht begreifliche Eigenschaft gewesen. Gerade große Schreckſaurier mit vogelartigen Schnäbeln sind schon mehrere bekannt. Einige haben starke Knochenzapfen wie lebende Rhinozeroten auf Nase und Stirn gehabt; auch das Schädeldach war nach rückwärts in einen den Hals gegen die Bisse noch gewaltigerer Feinde schützenden Schild verlängert (Fig. 20, S. 119); oder es hatte einen durchbrochenen Steg, ja schließlich einen kasuarartigen Hornhelm (Fig. 17), der in geringeren Stadien mitsamt dem Hornschnabel, der auch gelegentlich entenartig breit sein konnte, an den Kopf des Drachen auf einem babylonischen Tonzylinder (Fig. 18) immerhin

so erinnert, daß auch derartige Formen existiert haben können und daß daher dieses Zusammentreffen wohl mehr als ein zufälliges Phantasiespiel ist. Daß man bei solchen oder ähnlichen fossilen Sauriern das Federkleid noch nicht hat nachweisen können, ist kein schwerwiegender Grund gegen unsere Folgerungen, weil solche Typen entweder noch nicht erkannt oder noch nicht gefunden, oder weil die Federn an sich verweslich und daher fossil nur unter ganz selten günstigen Umständen erhaltungsfähig sind; sie fielen vielleicht auch nach dem Tode rasch ab, rascher als bei den echten Vögeln; und dies alles mag der Grund sein, weshalb bisher bei entsprechenden Skeletten nie eine Spur des Gefieders entdeckt werden konnte. Es ist also anzunehmen, daß einige Rekonstruktionen des äußeren Körpers einiger mesozoischer Schreckssaurier, wie sie uns die amerikanischen Forscher jetzt geben, späterhin noch durch Funde mit Federkleid ergänzt werden können.



Fig. 19.
Verwischtes Feld aus der Dresdener Mayahandschrift, mit altertümlicher Flugtiergestalt.

Die schon zuvor einmal erwähnte Dresdener Mayahandschrift weist einen unverkennbaren Einschlag mesozoischer Tiervorstellungen auf. Immerfort erscheinen dort Reptil- und Schlangengestalten, die mehr ein urweltliches als ein jetztweltliches Aussehen haben. Schon auf Seite 88 sind herausgegriffene Probestücke wiedergegeben, von denen das rechte (c) ein Zusammentreffen zwischen einem Vogel und einem schlangenartigen Lindwurm zeigt, wobei der Vogel das Reptil begattet. Der Vogel hat aber etwas erdgeschichtlich Altertümliches in seinem Habitus. Ebenso eine andere Tiergestalt, welche sich in dem Bildfeld hier neben darstellt und die eher ein mesozoisches fliegendes Tier versinnbildlichen könnte, besonders was das große Auge betrifft, das solchen Tieren eigen war und von denen sich einige hautbeflügelte Formen mit einem ebenso eingeringelten kurzen Schwanzende im Ruhezustand angehängt haben, wie ihn das Mayabild auch zeigt. Auch das bestärkt die schon oben (S. 88) ausgesprochene Ansicht, daß die Mayahandschrift urmenschheitsgeschichtliche sagenhafte Entwicklungsphasen beschreibt, und daß man es hier teilweise mit einer

altertümlichen Tierwelt zu tun hat, die sich auf die Zeit bezieht, aus welcher die Überlieferungen berichtet werden; unbeschadet der allenfalls darin enthaltenen und gleichzeitig damit ausgedrückten symbolischen oder religiösen Inhalte, die an das Naturhistorische darin geknüpft und durch dasselbe versinnbildlicht sein mögen.

Wir haben somit, um es zusammenzufassen, in den alten Drachen- und Lindwurmsagen unverkennbar eine echt mesozoische Tierwelt vor uns mit ihrem auch paläontologisch feststellbaren biologischen Formcharakter, die wir nun als etwas vom Menschen Erlebtes hinnehmen wollen, nachdem wir, wie gezeigt, keinen unüberwindlichen Grund mehr haben, uns der damaligen Existenz des Menschen oder eines Menschenwesens zu widersetzen. So fänden auch hier die Sagen eine natürliche, ungezwungene Erklärung, und ich kann dem Sinn nach nur unterstreichen, was ein anderer Forscher[47]), auf einem anderen Weg zum selben Ziel gelangend, schon einmal ausgesprochen hat:

„Sollte jener Drache der Chinesen, der bei Sonnenfinsternissen das Tagesgestirn verdunkelt oder auffrißt, wirklich nur die Ausgeburt einer vorchristlichen Mandarinenphantasie sein, oder bewahren vielleicht die altchinesischen Archive Aufzeichnungen von uralten Drachenüberlieferungen des unsererseits vermuteten Ursprunges, die solche Phantasie befruchtet haben konnten? Sollten wirklich nur die Rücken reihenweise schwimmender Delphine den Anstoß zu den Seeschlangengeschichten alter Seefahrer gegeben haben, oder bestand bei letzteren etwa schon von früher her eine überlieferte Voreingenommenheit für die Möglichkeit solcher Plesiosaurier und Mosasaurier der Gegenwart? Sollten die Sänger unglaublicher Drachentöter-Abenteuer (Herakles, Siegfried, Siegmund, Beowulf) wirklich nur rein Erfundenes niedergeschrieben haben, oder wurden sie durch dunkle Überlieferungen angeregt? Was nun von solchen dämmernden Überlieferungen in spärlichen Resten endlich unsere frühgeschichtliche oder auch nur die unmittelbar vorgeschichtliche Zeit des ersten Schrifttums, Dichtertums und Priestertums erreichte, wurde dann von dessen Vertretern aufgefangen, gesammelt, konserviert, in unsere quartäralluvialen Lebensverhältnisse hereinkonstruiert und von den Nachkommen zu den Drachentötergeschichten und Drachensymbolen verarbeitet, die wir heute bei allen älteren Kulturvölkern vorfinden.

Es ist wohl ganz ausgeschlossen, daß paläontologisches Wissen die alten Drachenkampfsänger angeregt haben könnte, indem alle diese Drachensagen älter sind als unsere ersten Kenntnisse von den fossilen Sauriern. Ebenso undenkbar scheint es uns, daß die so weltweit verbreiteten Vorstellungen von drachenähnlichen Ungetümen rein erdacht sein sollten."

Was aber das Maß dieses auffallenden und kaum mehr als zufällig anzusehenden Zusammentreffens von Fabeltieren und Wirklichkeit voll zu machen geeignet ist, ist die nicht eben seltene Wiederkehr des Mythus, daß die Schlange ursprünglich auf vier Beinen oder mehr aufrecht auf zwei Hinterbeinen gegangen sei; später aber auf dem Bauch gehen mußte, weil sie die Füße verlor. Zahlreiche jüdische Sagen, in spätere Texte übergegangen, überliefern dieses Bild. Dähnhardt hat in seinen „Natursagen" mehrere Überlieferungen zusammengestellt[48]). Die Schlange aber, die auf dem Bauche kriecht, tritt tatsächlich als einer der letzten Reptiltypen in die Erscheinung. Sie ist, wie anatomisch nachzuweisen ist, eine spätere Rückbildung eines ehemals vierbeinigen Reptils, dem die Extremitäten abhanden gekommen sind und das noch unscheinbare Reste derselben gelegentlich andeutungsweise im Körperinnern zeigt. Sie kommt wohl am Ende des mesozoischen Zeitalters als solche zur Entwicklung und ist fossil in der Alttertiärzeit zum erstenmal sicher gefunden.

Wenn dies die Sagen schon wissen, so können auch hier nicht Fossilfunde der Anlaß zu diesem merkwürdig richtigen Wissen sein, und wahrscheinlich auch keine vergleichend anatomischen Untersuchungen. Freilich kann der Naturwissenschafter oder Philologe behaupten wollen, daß die anatomische Untersuchung von Schlangenbälgen auch den alten Ärzten gelegentlich schon die rudimentären Extremitäten verraten habe, was dann mittels der sattsam bekannten „phantastischen Ausmalung" zur Sage der ehemals auf Beinen laufenden, dann von Gott kriechend gemachten Schlange geworden sei. Wir hätten so wieder dieselbe Erklärungsart, wie wir sie entsprechend überhaupt für die Drachen und Lindwürmer oder für den Polyphem bekamen — und gerade die halte ich für gründlich falsch.

Es ist ferner bei Namens- und Vorstellungsübertragungen von sagenhaften alten Ungeheuern oder Tieren auf jüngere, jetzt-

weltliche Typen auch noch zu erwägen, daß manche urweltlichen Typen sowohl im tertiären wie im mesozoischen Zeitalter habituell schon Formen darstellten, die wir in der quartären erdgeschichtlichen Zeit oder in der Jetztwelt finden[49]). So hat beispielsweise das Rhinozeros, eine allbekannte jetztweltliche und auch schon tertiärzeitliche Tierform, ihren es nachahmenden oder vielmehr vorwegnehmenden Habitusvorläufer in einem Schreckſaurier aus der Sippe der schon teilweise beschriebenen Riesenreptilien (Fig. 20), und es ist mit größter Wahrscheinlichkeit zu folgern, daß auch andere spätweltlichen Säugetiertypen, wie etwa das Nilpferd, womit gelegentlich das alttestamentliche Bohemoth oder der Leviathan identifiziert wurden, ähnlich im Habitus unter den mesozoischen Riesenreptilien entdeckt werden. Haben wir doch, wie schon beiläufig erwähnt, unter jenen auch Formen, die große Entenschnäbel besaßen und nach Art der Sumpfvögel mit untergetauchtem Kopf im Schlamm des Wassers ihre Nahrung suchten, ja sogar in verwandten Formen nach Art des Kasuarvogels hohe Hornhelme trugen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß der alttestamentliche Bohemoth und Leviathan nicht ursprünglich kosmisch-mythische Gewalten waren, sondern es soll nur gezeigt werden, wie wenig die Erkennung eines Jetztwelttieres als Träger einer sagenhaften Tiervorstellung unbedingt die naturhistorische Wahrheit einer noch älteren Vorstellung und Überlieferung eines fast ebenso geschilderten Tieres auszuschließen braucht.

Nicht minder häufig geht auch die Sage von riesigen Vögeln, nicht Drachen, mit denen es die Urmenschen zur Sintflutzeit zu tun hatten, aber offenbar zu einer etwas späteren erdgeschichtlichen Zeit als mit den Drachen. Der altpersische Vogel Rock, der auch in 1001 Nacht vorkommt, ist ein solcher Typus[50]). Auch bei dieser Gestalt hat man wohl nicht das Richtige getroffen, wenn man die Sage allzu einfach auf ausgestorbene Riesenlaufvögel von Madagaskar und Neuseeland zurückführte, „die der Mensch noch erlebt hat". Diese Vögel waren im Habitus straußenartige Typen, also Laufvögel mit rückgebildeten Flügeln; auf Madagaskar sind spätdiluviale fossile Reste des Aepyornis gefunden worden, dessen Eier dreimal so groß im Durchmesser wie Straußeneier sind; der Dinornis von Neuseeland hatte aufrechtstehend eine Höhe von 3,5 m. Beide Typen dürften wohl erst in geschichtlicher Zeit ausgestorben

sein, vom Menschen ausgerottet. Bölsche führt die Sagen sibirischer Stämme von riesigen Vögeln auf Funde fossiler Rhinozerosklauen zurück[51]). Wir kennen aber aus der Alttertiärzeit schon riesige Vögel ähnlicher Art mit großem, komprimiertem Schnabel, kurzem, dickem Hals, gedrungenem Rumpf, rückgebildeten Flügeln und hohen, vierzehigen Laufbeinen. Sie sind in der Tertiärformation von Nordamerika gefunden und stehen anatomisch südamerikanischen Typen der jüngeren Tertiärzeit nahe, die einen gewaltigen, über $^1/_2$ m langen Schädel hatten und deren Größe man ermessen kann, wenn man das in entsprechendem Maß auf den übrigen Körper überträgt. Schon jene erwähnten alttertiären Riesenvögel von Nordamerika sind bereits rückgebildete Flugvögel gewesen. Sie mußten also eine längere Entwicklungsgeschichte hinter sich haben und von an und für sich schon großen Flugvögeln abstammen — und nur von solchen ist in der Sage die Rede, nicht von flügellosen Laufvögeln — und diese müssen geologisch daher etwas älter, also ganz früh alttertiärzeitlich oder spät kreidezeitlich, wie die Seeschlange, sein.

Auch die Sagen von Riesenvögeln mußten immer wieder dazu dienen, die Abenteuer der Seefahrer noch zu vergrößern. Wie die in fernen Ländern ihnen begegnenden fremdartigen Naturerscheinungen oder Berichte, so mögen auch die madagassischen oder neuseeländischen jungzeitlichen Vogelriesen noch als lebendige Vorbilder einem alten, schon mitgebrachten oder sonstwo aufgefundenen Sagenstoff untergeschoben worden sein. Gerade so machte es ja Homer mit Polyphem, so das Nibelungenlied mit dem hürnenen Siegfried, so machten es mit Tier- und Flutsagen vor allem viele römische und griechische Schriftsteller, wie Diodorus, Curtius Rufus, Plinius oder der babylonische Oannes oder der alttestamentliche Übermittler der Sintflut und der Psalmen, oder der Verfasser des Gilgameschepos oder die Indianer Nordamerikas — sie alle, tausendfach immer und immer wieder. Das ist gerade das ewig Charakteristische, ein das Gewand an Stelle des Kernes setzendes stetes Schicksal aller Sagen, wo wir auch hingreifen. Und so sei immer und immer wiederholt: eben deshalb ist jede Sagenauslegung, die sich in solchen jetztweltlichen, oft nur allegorisch-formalen Beziehungen oder Deutungen erschöpft, keine wirkliche Sagenauslegung, sie lehrt den Aufbau der Schale zwar verstehen,

aber sie vorenthält uns die lebenspendende Kraft des Innern. Und dieses Innere erschließt sich, wenn wir nach naturhistorisch sicheren Daseinsbildern der tieferen Vergangenheit suchen, die dem klaren Sinn und Bericht der Mythen und Sagen entsprechen, bei deren Berührung sie von innen heraus anklingen und die Türen ihres Zauberschlosses aufspringen lassen. Das geschieht nie, wie die Literatur zeigt, wenn wir immer an unser bischen Umwelt alles binden wollen oder philologische und ästhetische Netze flechten, in denen das aus den Sagen und Mythen stets so vernehmlich herausrufende uralte Leben immer von neuem wieder erdrosselt wird. Ziehen wir also noch die Erfahrungen mit in Betracht, die wir mit den Lindwurm- und Urmenschensagen hinsichtlich ihrer naturhistorischen Wahrheitsmöglichkeit machten, so möchte auch die Herkunft der Sage von den Riesenvögeln und dem fliegenden Vogel Rock mindestens in den Beginn der Tertiärzeit zu verlegen sein, wo Abkömmlinge solcher Geschlechter tatsächlich schon paläontologisch zu finden oder sie selbst noch zu erwarten sind.

Aber noch etwas anderes wird, wenn wir dieses erdgeschichtliche Datum annehmen wollen, erklärlich, was sonst als sinnlose Übertreibung erscheinen müßte: das Emporheben von Elefanten durch jene Riesenvögel, dem wir ja selbst bei aller Geneigtheit, in den Sagen Wirkliches zu sehen, sonst nicht leicht beistimmen dürften. Vergleicht man einen Vogel von der Höhe der geschichtlichen Moas oder Emus mit einem Kamel oder Elefanten aus dem gleichen Erdzeitalter, so wäre es, selbst wenn wir uns jene Laufvögel im Vollbesitz eines starken Flugvermögens dächten, eine groteske Ungereimtheit, sie für fähig zu halten, solche großen Vierfüßler emporzutragen. Haben wir uns aber den Vorgang im früheren Teil des Tertiärzeitalters vorzustellen, so walteten dort tatsächlich andere Größenbeziehungen zwischen den in Betracht kommenden Tieren. Es ist nämlich ein durchgehendes, besonders in der tertiärzeitlichen Säugetierentwicklung hervortretendes Gesetz, daß die älteren Formen eines Spezialstammes kleiner sind als die nachher kommenden; das ist u. a. für die Pferde, die Elefanten, die Kamele und die Rhinozeroten erwiesen, die damals teilweise nur die Größe einer Dogge oder eines Kalbes hatten, wie fossile Skelette zeigen. Damals waren also die Gattungen dieser Stämme auch im ausgewachsenen Zustand von wesentlich kleinerem Körperhabitus als

die heutigen; und Flugvögel von der Größe auch nur eines Moa oder eines vermutlichen alttertiärzeitlichen Riesenvogels, wenn wir ihn fliegend denken, wären imstande gewesen, jene Elefanten und Kamele in die Luft emporzutragen, ihrer sogar mehrere; und dies wohl leichter als heutzutage ein großer Adler ein junges Lamm.

Die Alttertiärepoche ist die Zeit, wo die späteren und heute lebenden Säugetiertypen der oben erwähnten Elephantiden, Cameliden, Pferde und Wiederkäuer besonders klein gewesen sind, um erst mit zunehmender Annäherung an die Jetztzeit größer und größer zu werden. Es scheint die Kleinheit damals der Zeitcharakter für solche Anfangsgattungen, jedoch nur der Säugetiere, gewesen zu sein, und so könnte auch der spätere Mensch damals in gewißen Linien seines Stammes diese Zeiteigenschaft besessen haben und dieser Säugetierumgebung gegenüber von entsprechender Größe gewesen sein. Diesen allen gegenüber wären dann jene riesigen tertiärzeitlichen Laufvögel und ihre zu vermutenden fliegenden Parallel- oder Ahnenformen in noch viel stärkerem Grade Riesen gewesen als die historischen, neuseeländischen und madagassischen Laufvögel dem Jetztweltmenschen gegenüber.

Die Riesenvögel kehren besonders auch in chinesischen Überlieferungen wieder, wo teilweise auch von kleinen Menschen die Rede ist, die von riesigen Kranichen weggeraubt werden konnten und die darum von ihnen schwer gefürchtet waren; oder die ihnen die Augen aushackten oder sie beim Bestellen der Felder raubten. Im Zusammenhang mit solchen Riesenvögeln wird in der chinesischen Überlieferung eine Art pygmäenhafter Menschen erwähnt, die ihren Angriffen ausgesetzt waren. Es heißt da u. a.: Im Gebiet des westlichen Meeres liegt das Land der Kraniche, wo Männer und Frauen nur sieben Zoll hoch sind. Sie leben nach dem natürlichen Sittengesetz und scheuen davor zurück, einander zu kränken. Sie scheinen zu fliegen, wenn sie gehen, und legen an einem Tag sieben Meilen zurück. Die einzigen Geschöpfe, die sie fürchten, sind die Kraniche, die vom Meer herkommen. Diese Kraniche, die mit einem Flug tausend Meilen machen, können sie verschlingen; nur Leute von drei (?) Jahren ab erliegen nicht ihrem Angriff[52]).

Wenn hier diese Menschen als besonders klein geschildert werden, so bestehen zwei Möglichkeiten für ihre Deutung: entweder sind sie wirklich im Vergleich zu unserer Körpergröße Pygmäen ge-

wesen; oder sie sind von unserem Normalmaß gewesen und daher für wirkliche Riesenvögel ebenso gut raubbar gewesen wie die oben erwähnten kleineren tertiärzeitlichen Elefanten.

Und in diesem Fall kann der Originalbericht zuerst von Menschen mit wesentlich größeren Körperdimensionen als den unserigen mitgeteilt worden sein, denen diese Riesenvögel nichts anhaben oder ihnen höchstens die Augen im Kampf gelegentlich aushacken konnten. Auch darauf deutet eine vom Araber Qazwini vermittelte Sage: Ein Mann wurde bei einer Reise übers Meer auf eine Insel verschlagen, deren Einwohner (nach seinem Maß) eine Elle hoch und meistens einäugig waren, weil ihnen die großen Vögel ein Auge ausgestoßen hatten. Sie sperrten ihn in einen Käfig. Bald darauf aber wurden sie wieder von einer Schar Störche heimgesucht. Der Mann stellte sich gegen die Vögel mit einem großen Stock und trieb sie in die Flucht, worauf ihn die Zwerge hoch ehrten.

Die Erzählung hat übrigens „Gullivers Reise nach Liliput" zur Grundlage gedient; diese würde also späteren Forschern auch den uralten Sagenkern richtig übermitteln und die gleichen naturhistorischen Rückschlüsse erlauben, wie die alten arabischen und chinesischen Erzählungen selbst. So unverändert erhält sich das Wesen der Sagenstoffe, selbst bei bewußter Umarbeitung. Wenn aber ein Sagenforscher späterer Jahrzehntausende in „Gullivers Reisen" ganz richtig einen Tendenzroman aus der Quartärzeit entdecken würde und dartäte, daß Gulliver die Gestalt eines vom Kleinlichkeitsgeist seiner Zeitgenossen gequälten Menschen nacheiszeitlichen Alters ist, so hätte er eine gewiß richtige Feststellung gemacht und dennoch würde er nicht die volle Wahrheit, nicht das Wesen der Sage gefunden haben, sondern nur die äußerliche Beziehung zwischen ihrer spätzeitlichen Fassung und einem ihr untergelegten spätzeitlichen Sinn.

Es gibt besonders noch eine sagenhafte Tiergestalt, aus der man bis jetzt noch nichts zu machen wußte: das Einhorn. Nicht das in der germanischen Mythologie die Weltesche anbohrende Einhorn; das ist etwas ganz anderes; sondern das als späteres Fabeltier, gleichgeordnet mit anderen Sagentieren auftretende Einhorn. Auch die rein allegorisierenden Sagendeuter wissen nicht viel mit ihm anzufangen. Und so gut Abels Erklärungen sonst

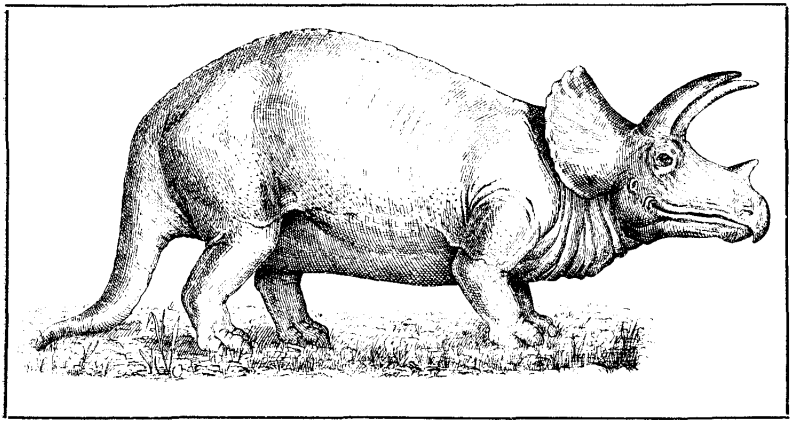


Fig. 20.
Riesensaurier (Triceratops) vom Ende der Kreidezeit. Nordamerika. 8 m lang. Vorwegnahme der rhinozerosartigen Gestalt. Vogelartiger Schnabel. (Halbschematische Rekonstruktion mit Benützung von Skizzen von Ch. W. Gilmore, Smithson. Rep. 1920, Washington 1922 und O. Abel, Paläobiologie 1912.)

für die Aufhellung der lokalen Sagengestaltung sind, so weiß er auch gerade für das Einhorn keinen eindeutigen Fund anzugeben, an den er allein es knüpfen würde, wie etwa den Polyphem. Er zählt nur eine Menge der törichten spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Einhornvorstellungen auf, die auf Fossilfunden von ganz verschiedenen jungzeitlichen Tierresten beruhen. Er sagt darüber: „Enge verknüpft mit den Riesensagen ist die Einhornsage. Heute kann kaum ein ernster Zweifel darüber bestehen, daß es Stoßzähne von eiszeitlichen Elefanten waren, die als Einhornreste gedeutet wurden. Der Bauer des niederösterreichischen Lößlandes bezeichnet noch heute die vereinzelten Funde von Mammutstoßzähnen als das ‚Hurn von an Oanghürn' (Horn des Einhorns); noch immer lebt also die Vorstellung des großen ‚Einhorns' im Volke fort. Die erste ‚Rekonstruktion' eines Einhorns stammt von Otto von Guericke, dem berühmten Bürgermeister von Magdeburg. Er hatte am Zeunicken bei Quedlinburg ein Haufwerk von Knochen und Zähnen ausgegraben, die er kühn zu dem ‚Unicornu fossile' kombinierte; Leibniz bildete dieses Monstrum in seiner Protogaea zum ersten Male ab und es ging von hier aus in fast alle Lehrbücher jener Zeit über." Es gibt allerdings auch unter

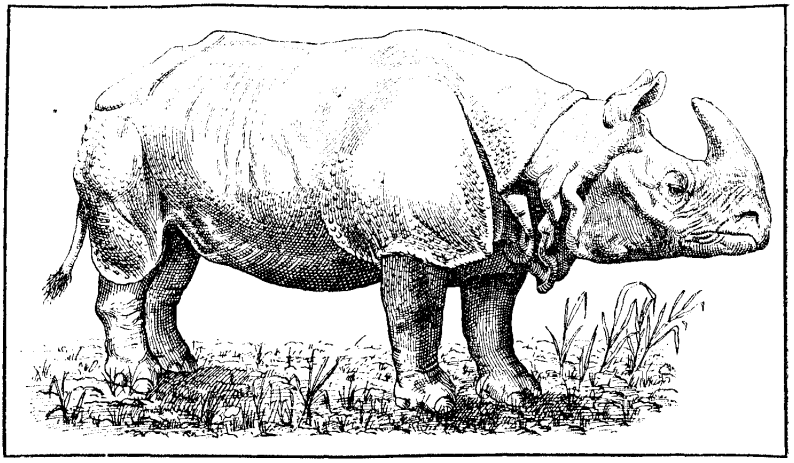


Fig. 20a.
Jetztweltliches Rhinozeros zum Vergleich mit dem Reptil Triceratops.
(Entwurf nach Abbildungen in Brehms Tierleben, 4. Aufl. 1915.)

den fossilen Tieren mehrere, deren Schädel ein großes Horn trägt, sie sind auch sogar unter den Schreckfauriern der mesozoischen Ära zu finden; aber nirgends ist das Horn so groß wie es die Einhornsage darstellt, und ich wüßte nicht, welche dieser Tiergestalten darauf bezogen werden könnte. Im Schlußkapitel werden wir auf dieses sagenhafte und bisher auch durch Fossilfunde nicht zu identifizierende Wesen zurückkommen.

Ohne auf wirkliche innere Anschauung gegründete „Phantasie" läßt sich ja überhaupt keine Wissenschaft treiben, keine chemische Synthese machen, keine in die Vorweltzustände eindringende Kombination allergewöhnlichster Art. Schließlich kommt eben doch auch in der Wissenschaft der Seher zu seinem Recht; denn er kennt die Quelle alles Wissens: das Schauen. Dieses Wissen und daher dieses Recht des Dichters und Sehers hat ein origineller deutscher Schriftsteller[53]) gerade im Hinblick auf das Schauen in die erdgeschichtliche Vorwelt einmal herausgehoben: „Seit Arnold Böcklin Tritonen und Nereiden, Faune und Centauren malte, sind die Fabelwesen der Phantasie wieder geläufig und glaublich wie je vorher. Was keine Gelehrsamkeit und philologische Erklärung vermochte, gelang der belebenden Kraft künstlerischer Arbeit.

Man wünschte sich einmal einen Böcklin, dem es statt der Kunde halbvergessener Mythen diejenige vergangener Erdentage anstäte. Wie unendlich viel gäbe es da zu entdecken und zu gestalten! Der Verstand hat uns das Wesentliche wieder zugänglich gemacht. Aber der Verstand ist ein armer Geselle, und alle philologische Gelehrsamkeit ist mit ihren wissenschaftlichen Rekonstruktionen doch ohnmächtig, solange nicht eine Künstlernatur uns wieder schauen und glauben läßt, was wir einstweilen nur „wissen". Wissen etwa, wie ein nüchterner und seelisch armer Jurist um einen Mord weiß, wenn er sich nur an ein paar Indizienbeweise und Belastungsobjekte hält; denn mehr sind unsere im Verhältnis so dürftigen geologischen Funde und wissenschaftlichen Arbeiten auch nicht, nach denen wir die Vergangenheit einschätzen und aburteilen wie einen armen Angeklagten. In keine Epoche irdischer Vergangenheit kann man sich versenken, ohne diesen Gegensatz von Wissen und Anschauung zu empfinden. Was wir gewinnen könnten, wenn die wissenschaftlich gehobenen Schätze auch künstlerisch entdeckt würden, das läßt uns gleichfalls Böcklin ahnen. Wir kennen sein Bild „In Höhlen haust der Drachen alte Brut". Aus einem Felsenloch, in dem es sich schlummernd versteckt hielt, schiebt sich der Riesenhals eines Ungeheuers. Vorbeiziehende Reisende haben es geweckt. Das Tier hat keine Eile. Halb verschlafen noch blinzelt es in den Tag hinein und reckt seinen Hals so langsam und faul, wie es selbst ungeschlacht und plump ist. Aber dieser Hals ist von Urweltgröße, er kann Schluchten ergründen und sich über Felsen biegen — es wird ihm keine Mühe machen, die rasend davonsprengenden Reiter gemächlich einzulangen. Einen Albtraum meint man zu sehen, undenkbar in Wirklichkeit. Aber wie ein Gelehrter Böcklin nachweisen konnte, daß eine von ihm ‚nur gedachte' Blume in Indien wirklich blüht, so ist auch das nur gedachte Ungeheuer der Felsenschlucht einmal Wirklichkeit gewesen: in den ungeheuerlichsten Fabelwesen der Jurazeit, den Lindwürmern und Schreckſauriern." Und — fügen wir hinzu — der Mensch hat sie erlebt.

Wenn die Drachen- und Lindwurmsagen für mich einer der allerstärksten Wahrscheinlichkeitsbeweise waren, dem Menschen ein mesozoisches Alter zuzuschreiben, so möchte ich noch

eine andere Stelle aus der Mythenliteratur anführen, in der letzten Endes auch eine Andeutung auf dieselbe Zeit enthalten sein könnte.

Wir lesen im Gilgameschepos, daß nach dem Hereintreten des säugetierhaften Gebirgsmenschen Engidu in den Kulturkreis des Gilgamesch ein Kampf entbrennt. Engidu unterliegt; sie schließen Freundschaft und unternehmen einen Kriegszug gegen einen fremden Herrscher, den Besitzer der heiligen Zeder, der einen ganzen Zedernpark hat. Dieser Schützer und Kultivierer der heiligen Zeder, die in der Spätzeit eine ganz bestimmte symbolische Bedeutung hat, bewacht also sagengeschichtlich diese Baumart, die demnach in der Gilgamesch-Engiduzeit noch nicht Allgemeingut auf der Erde, sondern eine in einem bestimmten Land entsprungene und nur dort verbreitete Seltenheit war, so daß sich ein Kampf um sie lohnte. War aber damals die Zeder, wohl als Vertreter der jüngeren tannenartigen Nadelhölzer, noch eine so große Seltenheit, so stimmt das zu der Altersfestsetzung, die wir dem säugetierhaften noachitischen Menschentypus ohnehin schon aus anderen Gründen zugeschrieben haben, einem mesozoischen Alter. Denn jene Nadelhölzer, zu denen auch die Zeder gehört, kommen frühestens in der mittleren Phase des mesozoischen Zeitalters, in der Jurazeit vor; die Zeder selbst, wenn man die Baumbezeichnung wörtlich nehmen will, kommt wahrscheinlich noch etwas später, in der Unterkreidezeit, also gegen Ende des mesozoischen Zeitalters vor. Der Schützer der heiligen Zeder wäre also der Herrscher eines Landes und eines Menschenstammes, bei dem diese Gewächsgattung vielleicht zuerst entstanden und verbreitet war. Es dürfte sich dieser, von der späteren übertragenen Bedeutung losgelöste naturhafte Zug der Sage also auf jene Epoche beziehen lassen. Das aber stimmt mit allem überein, was wir sonst schon von jenen alten fabelhaften Menschenwesen und ihrem Zeitalter ermitteln zu können glaubten. Es ist keine Widerlegung der hier geäußerten Vermutung, wenn in historischer Zeit die Gegenstände der Dichtung nachweislich allegorische oder religiös-symbolische Bedeutung bekamen, wenn also gerade die Zeder als majestätisch großer, in sich ruhender Baum zum Symbol des Lebens oder der das Leben beherrschenden Gottheit geworden war. Es ist wie mit der Schlange, die später vielfach (China, Griechenland) das Symbol des Guten und Reinen

war und die doch im älteſten mythologiſchen Bewußtſein das Böſe und dämoniſch Düſtere verkörperte.

Eine weſentliche Frage ſei hier ſchon einſtweilen berührt. Man kann gegen unſere Deutung ſagenhafter Naturgeſtalten einwenden, die Phantaſie ſei wohl von ſich aus ſchöpferiſch genug, um ohne wirkliche Vorbilder Lindwürmer und Drachen hervorzubringen; es müßten alſo aus jenen alten Fabelweſen keineswegs natürliche, erdgeſchichtliche Erinnerungen zu uns ſprechen.

Zweifellos kann die gewöhnliche Phantaſie nach äußeren Erlebniſſen ihre Geſtalten bilden und Zerrbilder anderer Art gebären; aber ob ſie ohne Tradition ſo lebenswahre Tiere bilden könnte, wie ſie in den Sagen erſcheinen und wie ſie tatſächlich foſſil vorliegen, iſt doch zweifelhaft. Aus dem Leeren wird die Phantaſie kaum etwas ſchöpfen; es müſſen ihr äußere Anknüpfungspunkte geboten ſein. Daß dieſe Anknüpfungspunkte nur Jetztwelttiere oder Knochenfunde geweſen ſeien, erſchien uns eben wegen der Lebenswahrheit der Sagentiere ſchon unwahrſcheinlich. Will man aber trotzdem die Entſtehung der Drachen- und Lindwürmerſagen einer ſpätzeitlichen Phantaſiearbeit zuſchreiben, ſo darf man dabei auch eine andere Möglichkeit nicht außer acht laſſen. Der Menſch ſteht trotz aller Entwicklung nicht wurzellos über den Tagen der Vorwelt da. Er iſt ein Abkömmling und als ſolcher von Urzeiten her mit lebendiger Erbſchaft an Körper und Geiſt begabt. Eben darum iſt er als Einzelner auch der unbewußten Gattungsinſtinkte und eines unbewußten Gattungsgedächtniſſes teilhaftig, das nun, intuitiv berührt und ſtellenweiſe wieder erweckt, in das Individualbewußtſein des Schauenden Reflexe werfen und auf ſolche Weiſe Geſtaltenbilder hervorrufen könnte, die bei aller nachher erfolgenden Anknüpfung an Gegenwärtiges oder bei aller phantaſtiſchen Einkleidung und Verzerrung dennoch in ihrem innerſten Weſen urweltliche Naturwahrheit bergen können, weil ſie unbewußt aus Zeittiefen ſtammen, die von den Ureltern einmal lebendig durchwandert wurden.

Eben das iſt vielleicht der verborgene Quell, woraus ſpäte Zeiten ein ſagenhaftes Wiſſen um längſt Vergangenes ſchöpften, das bei einzelnen tiefdringenden ſtarken Sehern ins Bewußtſein gelangte und ſo ohne Sprache und Schrift, ohne unmittelbare Tradition dennoch aus urweltlichen Zeiten „überliefert“ war.

Die Atlantissage

Drei Auffassungen sind es, soweit ich sehe, die im wesentlichen über den untergegangenen Westkontinent Atlantis in Sage und Forschung beachtenswert sind.

Die älteste und bekannteste ist die aus der griechischen Literatur, überliefert von Platon, auch von vielen anderen Schriftstellern, wie Herodot, Hellanikos, Diodor, Strabo, Plinius nacherzählt oder erweitert, und die nach Platon[54]) folgende wesentliche Züge hat: In uralter Zeit brach eine gewaltige Kriegsmacht von Westen her in den mittelländischen Kulturkreis ein und fand hier ihr Ende. Damals konnte man das Atlantische Meer noch befahren; denn es lag vor dem Tor des Herakles eine Insel, größer als Asien und Libyen zusammen. Von ihr konnte man damals noch nach anderen Inseln hinüberfahren und so an das jenseits liegende Festland gelangen, das jenes Meer abschließt. Auf dieser Insel Atlantis bestand eine große Königsherrschaft, die auch noch vielen anderen Inseln und Teilen des Festlandes gebot und auch über Libyen bis nach Ägypten und Tyrrhenien herrschte. Später kamen gewaltige Erdbeben und Überschwemmungen, und im Verlauf eines schlimmen Tages und einer schlimmen Nacht verschwand die Insel Atlantis im Meer. Darum kann man auch das Meer dort jetzt nicht mehr befahren, weil hoch aufgehäufte Massen von Schlamm, entstanden beim Untergang der Insel, vorhanden sind.

So etwa lautet die Erzählung Platons im Timäos. Sie ist von Solon aus Ägypten mitgebracht worden, wo er sie aus alten Geheimberichten von Priestern gehört hatte, die ihn mit Ehren überhäuften. „Jung seid ihr alle an Geist", hatten sie ihm gesagt, „denn in eueren Köpfen ist keine Anschauung aus alter Überlieferung und kein mit der Zeit ergrautes Wissen" — man meint, die Priester müßten es auch uns Heutigen noch zurufen, die wir gelernt haben, so weit in erdgeschichtliche Vergangenheit schon hineinzublicken, ohne doch das Wesentlichste darin noch gesehen zu haben. Und dann berichteten sie ihm über Feuer- und über Wasserfluten, die schon kamen und noch kommen werden, von veränderten

Bewegungen der die Erde umkreisenden Himmelskörper und von allerlei Ursachen, an denen schon früher Menschen zugrunde gegangen waren und noch zugrunde gehen werden. Das klingt wie eine Fabel; so sagten sie ihm selbst; aber es ist wahre Überlieferung. „Denn was bei euch oder bei uns oder sonstwo geschieht, liegt, sofern es irgendwie bedeutend ist, insgesamt von der ältesten Zeit an in unseren Tempeln aufgezeichnet und bleibt dem Gedächtnis erhalten."

Nun folgt eine Schilderung der Atlantis, die hoch und steil aus dem Meere aufstieg; nur die Gegend bei der Hauptstadt war durchweg eine Ebene, rings herum von Bergen, die bis zum Meer hinabliefen, eingeschlossen. Am Rand dieser Ebene, etwa 30000 Fuß vom Meere entfernt, befand sich ein nach allen Seiten abgeflachter Berg. Auch stellte „Poseidon" noch mehrere kleinere und größere Ringe, zwei von Erde, drei von Wasser rings um den Hügel herum her, jeder nach allen Richtungen gleichmäßig von den anderen entfernt — das typische Bild einer Kraterinsel mit mehreren Eruptionsphasen und also auch Nebenkratern, und dabei ein Hauptkegel, wohl von der ältesten Eruptionszeit herrührend. Poseidon ließ auch zwei Quellen, eine kalte und eine warme, aus der Erde emporsteigen und reichlich Früchte aller Art ihr entsprießen; danach bevölkerte er sie mit Menschen. Von Tieren werden besonders Elefanten genannt. Die Schilderung paßt unverkennbar auf ein aus dem Meere aufgestiegenes und aufgeschüttetes Vulkaneiland, wenn auch von besonderer Größe.

Die geologische Forschung kennt zwei Elemente atlantischen Landes. Das eine und offenbar jüngste ist vulkanischer Natur; das andere, ältere und sehr alte ist rein kontinentaler Natur gewesen. Aus pflanzen- und tiergeographischen Gründen haben schon die Paläontologen vor vielen Jahrzehnten einen nord- und südatlantischen Brückenkontinent aus der alten in die neue Welt hinüber angenommen, der sich auch durch geotektonische Tatsachen, wie den plötzlichen Abbruch uralter, quer auf den Atlantik zu streichender Gebirgsrümpfe und übereinstimmender Fossilmaterialien aus älteren Epochen hüben und drüben erhärten läßt. Als der Kontinent verschwunden war, was ein offenbar über mehrere erdgeschichtliche Zeiten verteilter Vorgang war, machte sich in dem nun immer rein ozeanischer gewordenen Gebiet ein starker

Vulkanismus geltend, dem nicht nur vielleicht die ganze mittelatlantische submarine Bodenschwelle, sondern auch das, was von ihr an Inselkomplexen über das Wasser jetzt noch herausragt, seine Entstehung verdankt; dagegen sind die Kapverdischen Inseln und die Antillen Landreste aus später Tertiärzeit, die noch stehengeblieben sind. Die altgriechischen Atlantisschilderungen, soweit sie das Land als solches zum Gegenstand haben, weisen unverkennbar auf die letzte Phase der atlantischen Bodenentwicklung hin, nämlich auf die vulkanische, und es ist anzunehmen, daß sie letzten Endes aus der Zeit stammen, als die letzten kontinentalen Reste unter Erdbebenerscheinungen und gleichzeitig aufdringenden vulkanischen Ausbrüchen unter fortwährenden Bodenveränderungen und Meereseinbrüchen bzw. Landversenkungen verschwanden, wobei die geologisch verhältnismäßig kurzfristigen vulkanischen Aufschüttungen auch über dem Meeresspiegel sehr große Areale eingenommen und immerhin Jahrtausende langen Bestand gehabt haben können, so daß Ansiedelungen von Tieren, Pflanzen und Menschen dort sich entwickeln und ausleben konnten. Da aber an solchen Vulkaneilanden auch das Meer immerfort mit großem Erfolg zerstörend tätig ist und da ein vulkanisches Gebiet, besonders nach einer gewissen Abschwächung oder nach dem Erlöschen der paroxystischen Tätigkeit, auch Gase und warme Quellen oder Säuerlinge ausstößt, so passen vortrefflich die im Platonschen Bericht dem Poseidon zugeschriebenen Änderungen und Einrichtungen zu dem geologischen Sachverhalt; ebenso auch die spätere Verschlammung nach dem Untergang, die sich mit letzten Eruptionen durch Ausstoßen großer Mengen porösen Aschenmaterials und durch das zuerst vielleicht nur wenig tiefe Versenken des vulkanischen Landbodens für längere Zeit bilden konnte.

Eine zweite bedeutsame Auffassung der Atlantis stammt von dem nordamerikanischen Forscher Hosea. Er vertrat die Theorie[55]), daß der griechische Atlantisbericht seine sehr reale geschichtliche Grundlage haben müsse und nur der richtigen, wissenschaftlichen Deutung bedürfe, um diese alte Geschichte zu enthüllen. Die Deutung findet er darin, daß die amerikanisch-kontinentale Kultur mit der ägyptischen gemeinsamen Ursprunges sei oder daß wenigstens eine Verbindung der Ureinwohner Amerikas mit den Ägyptern oder anderen Völkern des Ostens bestanden habe. Viel-

leicht sei die alte Atlantis selbst tatsächlich eine größere Insel im Ozean oder eine Inselgruppe gewesen, die gleichfalls besiedelt war. Allerdings sieht Hosea in der von der Tradition behaupteten besonderen Größe des Atlantislandes, das Libyen und Vorderasien zusammen an Ausdehnung übertroffen haben soll, eine auf der griechischen Unkenntnis der damaligen ozeanischen Gebiete beruhende Übertreibung, die bei dem zur Phantasie neigenden Orientalen ja verständlich sei. Eben darin will Hosea auch die Behauptung eines raschen katastrophalen Versinkens und die angeblich gewaltige räumliche Ausdehnung des Ereignisses begründet sehen. Dagegen nimmt er an, daß im Atlantik ein Band vulkanischer Inseln bestand, welches für die in ganz alter Zeit noch unbeholfene Schiffahrt eine Möglichkeit, über den Ozean hinüber zu kommen, bot. Denn die frühe Schiffahrt hatte ja noch nicht die Mittel, ausgedehnte Fahrten in der offenen See zu machen, außer wenn eine Inselkette sie in den Stand setzte, sich auf kurze Entfernung sozusagen an den einzelnen Festpunkten hinzutasten. Daß dies nun auch die Art des angenommenen Verkehrs zwischen Ägypten und dem atlantischen Kontinent war, gehe aus der Sage selbst hervor. So könnten wir wohl verstehen, wie die Nachricht eines solchen mit der Zerstörung des Lebens verbundenen Unterganges, durch erschreckte Seefahrer in den mediterranen Kulturkreis gebracht, das Ereignis zu einem schrecklichen Kataklysmus vergrößerte und daß dessen Erinnerung tatsächlich von einer weiteren Durchforschung jener Gegend für viele Menschenalter die Schiffahrer abhalten konnte. Der von der Tradition jedoch dafür angegebene Grund ist namentlich der, daß durch die Katastrophe dieselbe Stelle, wo zuvor die Inselande lagen, durch ungeheure Schlammassen unpassierbar geworden war. Kurz und gut, diese mehr naturhistorisch begründeten Erläuterungen und die von Hosea vertretene Übereinstimmung zwischen den alten Kulturen diesseits und jenseits des Ozeans, die sich außer in Sprachwurzeln auch in Bauten (Pyramiden, Obelisken) und Figuren (Sphinxe) und religiösen astronomischen Vorstellungen (Seelenwanderung, Kalenderfeiertage) kundgebe, führten Hosea zu folgendem Ergebnis: Wenn auch die von der Überlieferung übermittelte Theorie der Atlantis noch nicht so begründet sei, daß sie mit wissenschaftlicher Sicherheit angenommen werden könne, so

verspreche sie doch wichtige Ergebnisse über den Kulturursprung des amerikanischen Kontinentes; denn man bemerke darin die Spuren fremder Einwirkung in weit zurückliegender Zeit, und diese Erscheinungen stimmten letzten Endes am besten mit der durch die Atlantissage vermittelten Tradition überein.

Einen dritten, wissenschaftlich gehaltenen, das Historische mit dem Naturhistorischen vereinigenden Hinweis auf die vom Menschen erlebte Existenz der Atlantis und ihren Untergang gibt der französische Geologe und Alpenforscher Termier. Aus verschiedenen geologischen Momenten[56]) ergebe sich ein spätatlantisches Inselland. Die Azoren bilden den höchsten Teil jener mittelatlantischen untermeerischen Bodenschwelle, die den Ozean in S-förmiger Krümmung, den Küsten parallel, mitten durchzieht, deren Haupterhebungen, die Azoren, genau westlich der Straße von Gibraltar liegen. Das von da ab südwärts an Westafrika vorbeiziehende tiefe Senkungsgebiet des Ozeanbodens ist stark vulkanisch; hier erheben sich die Sockel von Madeira, den Kanarischen und Kapverdischen Inseln. Viele von ihnen sind aus vulkanischem Gestein aufgebaut und es ist eine wenig stabile Gegend der Erdrinde. Im Sommer 1898 entdeckte ein französischer Kabelleger 900 km nördlich der Azoren in 3000 m Tiefe einen Meeresgrund von gebirgigem Charakter mit hohen Gipfeln, steilen Hängen und tiefen Tälern. Von den felsigen Gipfeln brachte man mit Greifzangen glasige Lava herauf, die nach Termiers Ansicht nicht unter Wasser, sondern nur an der freien Luft, also an der Landoberfläche erstarrt sein konnte. Da diese glasige Lava auch noch ganz ihre feinen Spitzen besaß, so kann sie nicht lange der Verwitterung ausgesetzt gewesen sein, sondern muß sehr bald nach ihrer Entstehung verhältnismäßig rasch in jene Meerestiefe versenkt worden sein. Bemerkenswert für die geotektonische Unruhe jener atlantischen Zone ist auch, daß im Atlasgebiet noch in der Quartärzeit gebirgsbildende Faltungsbewegungen vor sich gingen, wie ja überhaupt das mittelatlantische Gebiet als Kreuzungspunkt der nordsüdlich laufenden atlantischen und der ostwestlich darauf treffenden mittelländischen Senke besonders starken Erdkrustenbewegungen ausgesetzt sein mußte. Die beschriebenen vulkanischen Bewegungen seien also gewiß erdgeschichtlich sehr jung, und es stehe der Annahme nichts im Wege, daß der quartärzeitliche Mensch sie miterlebt habe.

Termier schließt mit einem lebendigen Ausblick: Es ist nach den Anhaltspunkten, die uns die Geologie und der Platonsche Bericht geben, nicht wohl etwas anderes anzunehmen, als daß eine Sintflut das Verschwinden der Atlantis gewesen sei. Eine Sintflut oder am Ende die Sintflut, die Sintflut der Religionslehre, die unsere Phantasie von Kindheit an beschäftigt hat? Sollte Noah ein Atlantier gewesen sein? Die Ureinwohner Mexikos, so berichtet die Tradition, kamen von Osten, als dort das Land unterging. Warum hatten die Mexikaner Namen für ihre Städte, die mit „atlan" gebildet waren, als der Spanier das Land betrat? Warum dieselbe Wortbildung diesseits und jenseits des großen Wassers, ehe die Verbindung von Europa nach Amerika nachweislich bestand? Vernahmen sie irgendwo und irgendwann einmal in grauer Vorzeit die Stimme der Diesseitigen? Wenn die Atlantier vor dem Hereinbruch der Sintflut ihr Land ost- und westwärts verließen, dann wissen wir auch, warum die Sintflutsage hier und drüben den Völkern im Gedächtnis haftete. Die Chinesen hatten sie nicht; die zirkumatlantischen Völker haben sie.

Die Termierschen Schlußfolgerungen sind, wie sich im Folgenden noch zeigen wird, nicht ganz die unseren. Die noachitische Sintflut ist für uns mit dem Untergang der älteren Lemuria und vielleicht noch mehr östlich liegender Teile des Gondwanakontinents, eines im Indischen Ozean ehemals gelegenen Landes, verknüpft, und die Auswanderung von der zirkumindischen Gegend erklärt auch viel besser, warum die eigentliche Sintflutsage nicht, wie Termier meint, im ostatlantischen, sondern im malayisch-polynesischen Gebiet verbreitet gewesen ist. Der Untergang der Atlantis dagegen ist auch für uns ein spätzeitliches, jedenfalls quartärzeitliches Ereignis gewesen und hat, nach den geradezu geschichtlich anmutenden Berichten aus dem Altertum, jedenfalls entwickelte Kulturen mit in den Abgrund gerissen, während zu gleicher Zeit auf europäischem Boden vielleicht der Steinzeitmensch sein einsames Dasein geführt hat. Tatsache ist jedenfalls, daß wir noch in sehr naheliegender geologischer Zeit atlantische Landkomplexe nachweisen können, auch ohne die sagenhaften und halbhistorischen Berichte aus dem griechischen Altertum. Abgesehen von sonstigen erdgeschichtlichen Wahrscheinlichkeitsbeweisen, genügt hierfür schon die Tatsache, daß das erdgeschichtlich sehr junge Atlasgebirge auf

den Atlantik zustreicht und unvermittelt dort abbricht, so daß der Abbruch also erst nach der Gebirgsauffaltung geschehen sein kann.

Eine Sage nun, welche uns den Gebirgszusammenhang zwischen der Atlantis und dem Atlasgebirge erkennen läßt, ist die von den Töchtern des Atlas, den Plejaden. Dieser Name ist, wie aus der Sage selbst hervorgeht, erst später dem Sternbild beigelegt worden und bezog sich zuerst auf Wesenheiten, die auf der Erde waren. Als Sternbild haben sie in der historischen Sagenzeit des Griechentums im Zusammenhang mit jahreszeitlichen Perioden gestanden- aber zuvor war es anders. Nach Preller-Robert[57]) ist ihre Verkettung mit anderen Gestalten folgende: Die Beziehung des Plejadengestirnes zur Jahreszeit erhelle aus der Fabel von den sieben Atlastöchtern, einer alten Dichtung wahrscheinlich peloponnesischen Ursprungs. Schon Hesiod nenne die Plejaden Atlageneis. Sie seien Töchter des Atlas gewesen, des den Himmel tragenden Meeresriesen im Westen, und der Okeanostochter Pleione; letztere sei auch eine mythische Abstraktion der ganzen Gruppe. Geboren sind sie auf dem Kyllenegebirge Arkadiens, woher Pindar und Simonides sie Gebirgsgöttinnen nennen. Doch heißen sie auch Ouraniai, Himmelstöchter, da ihre ursprüngliche Bedeutung die von befruchtenden himmlischen Nymphen zu sein scheine. Zu Töchtern des Atlas seien sie geworden, weil dieser den Himmel trägt und weil die Wolken aus dem westlichen Ozean aufsteigen, wo Atlas seinen Standplatz hat; denn auch das Gestirn der Plejaden sei in dieser Gegend heimisch. Als Ursache ihrer Verwandlung in ein Sternbild erdichtete Aschylos den unendlichen Schmerz der Plejaden über die Leiden ihres Vaters Atlas.

Soweit die philologischen Darlegungen, die das Wesen der Sage nicht berühren. Denn was in den späteren Dichtungen aus den Plejaden wurde, ist nicht von Belang. Es soll nicht bestritten werden, daß das Sternbild der Plejaden, nachdem es erst einmal diesen Namen bekommen hatte, die große Rolle im Kalender der Alten spielte. Aber das alles, was da an solchen äußeren Zusammenhängen vorgebracht wird, dringt nicht in das Herz der Sage vor, bei der ein nachatlantischer Sinn von einem atlantischen doch wohl zu unterscheiden ist, also eine ältere, gegenständlich naturhafte Überlieferung von einer jüngeren mißverstandenen oder übertragenen Umgestaltung. Lösen wir also auch aus diesem Sagen-

komplex wieder das Erdgeschichtliche heraus, so können wir einen Einblick in den Aufbau und die Geographie der Atlantis daraus gewinnen.

Was wir aus der Geologie des nordwestafrikanischen Kontinentalrandes (Fig. 21) unmittelbar entnehmen können — die ehemalige Fortsetzung des Atlasgebirges unter Abbrüchen und Versenkungen in den Atlantischen Ozean hinein — das bestätigt uns die Sage. Ja wir erfahren aus ihr noch mehr, was sich auch geologisch rechtfertigen läßt: daß diese Gebirgsfortsetzung nicht so

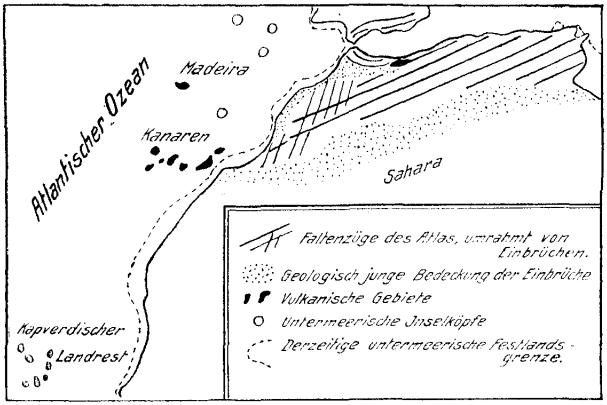


Fig. 21.
Schematische Kartenskizze des Atlasgebietes und des nordwestafrikanischen Kontinentalrandes und Inselgebietes. (Nach P. Lemoine in Handb. d. Region. Geologie VII. 1913.)

hoch und nicht so einheitlich geschlossen war wie der festländische Atlaskörper, sondern daß sie vermutlich in einzelne Züge und Stränge von geringerer Höhe aufgelöst war, die plejadenhaft beisammenstehende Höhenzüge und Berge bildeten. Der ozeanische Teil der tertiärzeitlichen Atlasfaltung ist bei der schon alsbald einsetzenden Senkung wohl überhaupt niemals zu den bedeutenden Höhen des afrikanischen Atlas emporgediehen, sondern war mehr ein Anhang, vielleicht ein ausklingendes Faltenteil und daher niedriger, zerstreuter, aufgelöster. Das waren die Töchter des Riesen Atlas, die Plejaden. Wie später dieser Gebirgsteil verhältnismäßig bald versank und am Rand sogar noch innerhalb des jetzigen afrikanischen Festlandes versunken ist, wie die Karten-

skizze zeigt, so ist er auch schon bei seiner Auffaltung vermutlich nicht zu geschlossenem Bau alpiner Mächtigkeit gediehen, ähnlich wie die Ostalpen mit ihren kleineren Strähnen nicht die Mächtigkeit der Westalpen erreichten, und zwar deshalb nicht, weil der Ostalpenboden schon in vortertiärer Zeit labiler war und die im Tertiärzeitalter einsetzende letzte alpenbildende Kraft schon vorher in Teilbewegungen verzettelt war, während die Westalpenzone vorher ruhiger war und dann mit voller Kraft in der Tertiärzeit zu einem Deckfaltengebirge aufgewalzt werden konnte. Analog könnte auch das geotektonische Verhältnis zwischen dem Bau des atlantischen und dem des afrikanischen Atlaskörpers gewesen sein, und so mag also das Plejadengebirge nicht das hohe Ausmaß des Atlas erreicht haben. Die Kapverden-Inseln sind Reste von ihnen.

So sind die Plejaden ganz naturgemäß ursprünglich die Atlageneis und eben darum auch Töchter der Okeanidentochter Pleione. Später, als die plejadische Atlantis untergegangen war und nur noch der sagenhafte Name sich nach Urhellas herüberrettete, wurden sie als Symbol des Untergegangenen „von Zeus an den Himmel versetzt"; aber die Erinnerung an ihre Gebirgsnatur zittert nach, denn wir hören ja, daß Pindar und Simonides sie Gebirgsgöttinnen nannten. Sie werden nun, vermutlich weil man sie anders nicht mehr zu lokalisieren wußte, in den Peloponnes versetzt, denn die alte Tradition über Atlantis war in Griechenland längst aus dem Bewußtsein der Damaligen verschwunden, wie es ja schon Solon von den ägyptischen Priestern zu hören bekam.

Bis hierher können wir die Sage klar auf ihre Naturgrundlagen zurückführen und wir sehen die Veränderungen, welche Inhalt und Wortbedeutung uralter Überlieferungen bei den Spätzeitmenschen durchgemacht haben müssen. Aber noch in dieser späten Abwandlung liegt der Kern klar erkennbar da. Doch wir vermögen noch einen weiteren Zug zu erkennen. Als Ursache der Verwandlung gibt Äschylus den unendlichen Schmerz der Plejaden über die Leiden ihres Vaters Atlas an, um dessentwillen Zeus sich ihrer erbarmte und sie an den Himmel versetzte. Die philologische Erklärung meint, der Schmerz sei ausgebrochen, weil der Atlas zum Himmel aufragt und die dunkeln Wetterwolken aus dem westlichen Ozean aufzusteigen pflegen und ihm das Haupt umhüllen.

Deuten wir wieder einfach und zwanglos naturhistorisch, nach dem geologischen Befund. Wie schön ausgesprochen liegt in dieser Allegorie das Ende des atlantischen Landes als Fortsetzung des Atlaskörpers zutage. Dieser ist zerbrochen und zum Teil abgesunken; die Urplejaden selbst, die Gebirgsteile sind es, welche den Schmerz des zerbrechenden Vaterkörpers im innersten Mark mitfühlen, die nun untergehen, um „unsterblich im Gesang zu leben" und übertragen zu werden auf das westliche okeanische Sternbild, das gleich ihnen den Geschwisterhaufen darstellt. Nicht ganz untergegangen ist ihr gewaltiger Vater Atlas, nur sein Körper ist schmerzvoll verzerrt und zerrissen. Ringsum, gegen alle, auch die Mediterranküsten, ist er zerschlagen, zerbrochen; und von Norden her hat sich der hispanisch-alpine Faltenbogen noch hineingedrängt (vgl. die Karte). Wir erfahren aber auch aus der geologischen Forschung, daß noch in der Quartärepoche, also fast schon zur historischen Menschenzeit, sein Körper erneuten Faltungen ausgesetzt war, die ein posthumes Nachwehen der tertiärzeitlichen Gebirgsbildung gewesen sind. Da muß das ganze Atlasgebiet merklichen Erdbeben, Verschiebungen ausgesetzt gewesen sein, und so lag der Vaterkörper im Zusammenhang mit den atlantischen Abbrüchen und Versenkungen in schmerzvollen Zuckungen da. Ich glaube, die Naturgeschichte selbst ist hier der volle Inhalt der Sage vom Untergang des Atlaslandes in spät erdgeschichtlicher, unserer Kulturentwicklung noch recht naheliegender Zeit. Dann kamen die vulkanischen Eruptionen und damit die Schaffung jenes Inselkomplexes, dessen Topographie der oben gegebene Platonsche Bericht ja beschreibt und von dem die Kanarischen Inseln ein jüngeres, kleineres Abbild sein dürften. Das war dann die allerletzte Zeit des atlantischen Landes, dem eine ältere Kontinentalzeit wahrscheinlich vorausgegangen ist, und schon aus deren katastrophaler Beendigung stammen wohl die Plejadensagen. Von der älteren, offenbar in Griechenland nicht erhalten gebliebenen kontinentalen Zeit des atlantischen Gebietes aber wird noch bei Besprechung der noachitischen Sintflut und der damit zusammenhängenden Menschenwanderung kurz ein Schimmer zu gewinnen sein.

Eine weitere Sage wird noch klar. Herakles kommt hinüber zu Atlas, der ihn veranlaßt, die Himmelskugel ihm abzunehmen. Sollte sich hieran das Eindringen der spanischen Ketten anknüpfen

lassen? Und warum heißt gerade deren Unterbrechung das Tor des Herakles? Atlas ragte in den Himmel hinauf; und die posthumen Faltungsbewegungen haben, wie es geotektonisch ganz selbstverständlich ist, die Gipfel nicht nur erhöht, sondern gewiß auch vorübergehend oder dauernd abgesenkt. Da wälzte Atlas die schwere Last des Himmelsgewölbes von sich, auf die gegenüberliegenden, ebenso hohen Gebirgsketten bei dem Tor des Herakles, vielleicht nur für kurze Zeit, um sie alsbald wieder durch neues Emporrecken seiner Schultern auf sich zu nehmen.

Um das spätatlantische Inselgebirge herum wohnte, nach der griechischen Sage, Amphitrite. Was der Name bedeutet, scheint noch nicht übereinstimmend festgestellt zu sein. Amphitrite ist in der spätmythologischen Zeit die Meeresgöttin und wohl auch Gemahlin des Poseidon. Nach einigen Sagen flüchtete sie vor dem sie bedrängenden Poseidon zu Atlas; eine andere Sage dagegen läßt sie zwar auf der Flucht zu Atlas hingelangen, wo sie aber zuletzt der Delphin findet. Die Etymologie von Amphitrite enthält jedenfalls das Wort amphi, d. i. auf beiden Seiten oder rings herum; Trite, derselbe Stamm wie im Namen des Meergottes Triton, ist nach Preller-Robert die rauschende Flut. Nimmt man das an, so ist Amphitrite die Personifikation des „ringsum von der rauschenden Flut Umgebenen", in unserem Sagenkomplex also der ozeanische Inselkontinent selbst und, in übertragenem Sinn: seine Bewohner. Das letztere könnte wahrscheinlicher sein; denn nicht das Land flüchtete zu Atlas vor dem hereindrängenden Poseidon, sondern seine Bewohner, während das Land versinkt. Es wird nicht auf einmal versunken sein, sondern nach und nach in mehreren Abschnitten; darum erreicht der Delphin, sinnbildlich also das drängende Meer, die zu Atlas geflüchtete Amphitrite. Es kann aber auch sein, daß Amphitrite das Land selbst war, das allmählich mehr und mehr von West nach Ost versank. Auf diese Weise entstünde das Bild eines immer mehr zum Atlas hin zusammenschrumpfenden Landes, das so gleichsam zu ihm flüchtete, um dort am Rand des Jetztzeitatlas vom Delphin, also dem Meer eingeholt zu werden; denn dort kam die Senkungsbewegung und damit das Nachdrängen des Meeres zum Stillstand.

Noch ist ein Wort über die Bewohner der Atlantis selbst zu sagen. Ihre Kultur ist ja im Platon und bei Anderen beschrieben.

Hier soll nur auf das allgemein Sagenallegorische noch hingewiesen werden.

Die Atlantismenschen begegnen uns in der Sage noch unter einem anderen Namen: Hesperiden, d. i. Bewohner des Westlandes, des Landes im Abend. Wir erfahren auch von einer Frucht, die sie bauten und die sie vielleicht selbst aus einem Wildbaum herangezüchtet hatten. Es sind ihre goldenen Äpfel, die Herakles gegangen war, zu holen: Orange oder Zitrone. Von Atlantis scheinen diese Früchte in den griechisch-mediterranen Kulturkreis demnach frühe eingeführt worden zu sein. Denn nicht nur in der sehr alten Heraklessage klingen sie an, sondern auch bei verschiedenen Hochzeiten der griechischen Mythologie spielen sie eine Rolle, so daß sie offenbar in älterer, vorgeschichtlicher Zeit ein begehrter Gegenstand, aber im Mittelmeerkreis noch nicht heimisch waren, sondern aus dem atlantischen Gebiet eingeführt oder gelegentlich, wie von Herakles, unter Opfern und Gefahren geholt wurden.

In der Heraklessage tritt deutlich das Westland als solches hervor. Von dem Dasein jenes Landes und seiner Bewohner hat sich die mythische Tradition hergeleitet, und als das bestimmte Wissen davon erloschen war, bemühte man sich, die Hesperiden irgendwo auf bekanntem Land unterzubringen. Preller-Robert sagt: „Zunächst dienten sie wie Atlas dazu, die Grenze der Schiffahrt, d. h. des bekannten Meeres zu bezeichnen, gewöhnlich in der Gegend der Heraklessäulen, aber bisweilen auch in der der Hyperboräer. Oder man suchte sie auf gewissen Inseln des Atlantischen Ozeans, zumal in den Gegenden des Atlantischen Gebirgs, bis zuletzt aus diesen ganz mythischen Nymphen und Bäumen die sog. hesperischen Früchte der späteren Zeit geworden sind, die man wieder auf verschiedene Arten von Südfrüchten, gewöhnlich auf die Goldorange deutete."

Auch hier ist wieder die philologische Deutung zutreffend, soweit es sich um die Wandlungen und Ausdeutung der Sage in ganz später Zeit, nämlich in Griechenland selbst handelt[57a]). Aber man bleibt auf der Außenseite des Problems und macht Halt, ehe man den entscheidenden Schritt zur Aufhellung getan hat, wenn man nicht noch weiter rückwärts geht und die Hesperiden nimmt als die prähistorischen Atlantisbewohner, was man später eben nicht mehr wußte; ebenso wie ihre goldenen Äpfel, von denen es schließ-

lich einerlei ist, ob es Orangen oder Zitronen waren. Auf jeden Fall müssen diese Hesperiden ein älterer Menschenschlag mit reiferer Kultur gewesen sein als jener, aus dem „Herakles" zu ihnen kam. Sie hatten auch in ihrem Besitz Dinge, welche vermutlich das Ergebnis großen Könnens und Wissens waren, also vielleicht Veredelungen von Getreide und Obstarten, was ein begehrenswertes Neuprodukt für den ärmeren, primitiveren, in solchen Dingen wohl unerfahreneren mediterranen Volkskreis war. Vielleicht war es die Zeit eines sehr weit zurückliegenden Urhellenentums, eine Urpelasgerzeit, in der man sich um die Züchtung von höheren Fruchtarten bemühte? Denn es wird berichtet, daß Deukalions Sohn Orestheus, d. i. der Mensch vom Berge, aus einem vergrabenen Holz den Weinstock schuf. Auch im Alten Testament gibt ja Gott erst dem nachsintflutlichen Menschen den Weinstock zum Geschenk. Sollte man da nicht auf den Gedanken kommen, daß der die Sintflut überlebende „Noah" und sein Geschlecht die kontinentale Uratlantis besiedelten, da wir diese drei Parallelen: Noahs Weinstock, Orestheus' Weinstock und das Können der Hesperiden in wesentlich gleichem Sinne derart finden? Jedenfalls scheinen sich die Atlantier darin ausgezeichnet zu haben, und was den Urhellenen zu züchten nicht gelang oder wofür sie die Grundpflanzen nicht hatten, das wurde aus der Ferne geholt, und darum ging der alte Sendbote aus nach den goldenen Äpfeln der Leute, die im Abend wohnten. Das alles mag in verhältnismäßig späte Abschnitte der Tertiärzeit fallen, aber die vulkanische Schlußkatastrophe der Atlantis wohl erst in die Diluvialzeit.

Legt man überhaupt den Sagen und Mythen, wenn auch gewiß nicht allen unbesehen, einen symbolischen, d. h. wirklichkeitsbedeutenden, demnach nicht bloß allegorisierenden Sinn bei, so handelt es sich immer und unentrinnbar um die Beantwortung der Frage, *was* sie symbolisieren — und das eben müssen wirkliche Geschehnisse, Zustände, Dinge, Naturobjekte, lebende Wesen sein, also Naturhistorisches, Menschheitsgeschichtliches in der ganzen Gegenständlichkeit seines Daseins oder Erlebtwerdens. Man muß ihnen also eine dem Wirklichen entsprechende ernsthafte, aber nicht eine poetisch-gegenstandslose, also spielerische Ausdeutung geben, also in jedem Falle eine natur- oder menschheitsgeschichtliche im kernhaftesten Sinn. Gelingt es aber, in ihnen einen solchen

Sinn geschlossen aufzufinden, dann hat man eben auch das Wesen und die zutreffende Deutung, mag das Gewand, von dem der Kern umhüllt ist, auch noch so märchenhaft und phantastisch und widerspruchsvoll und zusammengeflickt und flach allegorisierend sein. Um die Herausarbeitung solcher Sagenkerne handelt es sich hier. Die Methode besteht in der Heranbringung naturhistorischer Zusammenhänge an die alten Sagen, die selbst meistens andeutungsweise zu bestimmten Möglichkeiten unmittelbar noch hinleiten, wenn man ihnen unbefangen folgt. Freilich ist hier mit exakten Methoden derzeit noch nicht viel anzufangen, und eine ganz andere Art Empirik muß mitten hindurchgewoben sein.

Wir haben nunmehr eine Zeitepoche wissenschaftlicher Forschung und Auslegung alter Erzählungsstoffe hinter uns, in der man es anscheinend für selbstverständlich hielt, in jedem Mythos, in jedem Märchen die dichterische Darstellung und Ausgestaltung eines Naturvorganges oder Naturzustandes gewöhnlicher Art oder auch bloß eine Symbolisierung, ja nur eine seichte Personifikation geistiger oder seelischer Zustände und Wandlungen zu sehen. Die positivsten naturhistorischen und urgeschichtlichen Äußerungen und Berichte wurden da mit Gewalt zu dichterischen Begebenheiten umgegossen und den uralten Überlieferern der Sagen, den Schöpfern der Mythen eine Geistesverfassung beigelegt, die ihr Wesen nicht erschöpft, unbeschadet des künstlerischen Wertes an sich. Ein Beispiel hierfür ist die Sage der Atlantis mit dem, was dazu gehört. Die bilderreiche, aber echt symbolhafte Sprache der ältesten Zeit hat später in der Mythologie des Griechentumes, die im tieferen Sinn dann keine mehr war, der Unwirklichkeitsauffassung Platz machen müssen. Wenn also z. B. die Überlieferungen von dem menschenbewohnten, später untergegangenen Kontinent schon in der Urhellenenzeit nur in der Form des personifikatorischen Sagenbildes der flüchtenden Amphitrite existierte, so war es nicht, wie der philologische Forscher meint, eine Umdichtung Platons in das Geographische, sondern es war geradezu eine sagengeschichtliche Erkenntnis, wenn von ihm und Anderen endlich der geologische und menschheitsgeschichtliche Kern herausgeschält und nun wieder einfach und natürlich die Vorgänge berichtet wurden, von denen die unverstanden gebliebene Allegorie ehedem schon einmal ihren Ausgang ge-

nommen hatte. Es ist daher zweifellos eine den Sachverhalt geradezu umkehrende Auslegung des uralten Stoffes, wenn der philologische Forscher, sich an die Wortbilder statt an die Natur und Geschichte haltend, schreibt:

„Mit der Zeit haben sich diese Sagen dadurch verändert, daß man ihnen eine geographische Wendung gab. Lange waren die Säulen des Herakles für die Griechen das äußerste Ziel der Schiffahrt gewesen, da drangen zuerst die Samier und Phokäer darüber hinaus und es eröffnete sich eine ungeheure Ferne, wo die Phantasie von neuem die reichlichste Nahrung fand. In diesem Sinne dichtete Solon seine von Platon im Timäos überlieferte, im Kritias überarbeitete Fabel von der Atlantis, dem großen Festlande außerhalb der Säulen des Herakles, wo der Name Atlas zuerst in einer erweiterten Bedeutung erscheint. Dazu kam das Bild des himmeltragenden Berges Atlas, welches sich die Griechen nach Herodot von den Eingeborenen jener Gegenden aneigneten und sich um so leichter aneignen konnten, da auch ihnen das Bild von Bergen, welche den Himmel wie Säulen stützen, geläufig war. Einheimische Märchen und die Dichtung von den Abenteuern des Perseus und des Herakles in diesen Gegenden trugen dazu bei, diesen Berg immer mehr im Lichte des Wunderbaren erscheinen zu lassen, während unter Einwirkung anderer Einflüsse bei den Griechen die Vorstellung von einem mythischen Könige Atlas entstand, der in diesen Gegenden geherrscht habe und in himmlischen Dingen, d. h. in der Astronomie und Philosophie sehr erfahren gewesen sei, bis er in jenen Berg verwandelt wurde."

Die Betrachtung müßte, wie gesagt, den umgekehrten Weg gehen; sie dürfte nicht von der Idee einer primären Götterallegorie und deren späterer Anknüpfung an wirkliche Gegenden oder Situationen ausgehen, sondern sie müßte in alten, wirklich naturhistorischen Begebenheiten und Erlebnissen der Menschheit den Anstoß und Urgrund zur späteren Allegorie sehen, die sodann in historischer Zeit erst wieder von einem wissenschaftlich klareren Geist ihres allegorischen Gewandes entkleidet und damit auf das Wirklichkeitsbild zurückgeführt wurde, das sie verhüllte und das ursprünglich allein da war, nicht erst erdichtet wurde: ein erd- und menschheitsgeschichtliches Ereignis.

Die geologische Erklärung der noachitischen Sintflut

Bekannter als alle die anderen Sagen ist uns von Kindheit an die „Sündflut". Wie hat sie auf unser Gemüt und unsere Phantasie gewirkt, unterstützt von der Erzählung der Arche des Noah mit ihrem lebenden Inhalt.

Die Sintflutsage hat manche Wandlung in ihrer Wahrheitseinschätzung erlebt. Zuerst, in älterer Zeit, galt sie unbezweifelt als weltgeschichtliches Ereignis. Der einfach gläubige Sinn des Christen hat sie so auch immer betrachtet und ist damit der Wahrheit, wenn auch blind, näher gewesen als die beginnende Geognosie im 18. und die auf ihrer Höhe befindliche Erdgeschichtsforschung unseres vergangenen Jahrhunderts. Erstere, in bezug auf die Sintflutlehre am drastischsten vertreten durch den Schweizer Naturforscher Scheuchzer, hatte, sobald die Versteinerungen oder Fossilien als Reste wirklicher ehemaliger Tiere erkannt waren — nicht nur als Naturspiele, wie das christliche Mittelalter geglaubt hatte — die naturwissenschaftliche Erklärung hierfür eben in der biblischen Sündflut gefunden, bei der das Wasser über den höchsten Bergen gestanden habe. Als es sich verlief (Diluvium), waren die Reste der umgekommenen Lebewelt versteinert im erhärteten Schlamm zurückgeblieben.

Diese Diluvialtheorie ward bald erschüttert, als man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Vielzahl solcher Diluvien aus den Erdschichten ablesen und diese selbst, ebenso wie die Fossilreste, immer sicherer deuten lernte. Nun ließ man die Sintflut als gegenstandsloses Phantasma beiseite liegen, bis in den 80er Jahren Eduard Sueß die inzwischen bekanntgewordene babylonische Sintfluterzählung als Urbild der chaldäischen Sintflutsage überhaupt aufgriff und sie als Einleitung zu seinem monumentalen, die Geologie lange beherrschenden „Antlitz der Erde", wie im Folgenden wiedergegeben, ausdeutete[58]). Dessen Sintflutauffassung ist seitdem auch in der weiteren wissenschaftlichen Welt, soweit sie

sich überhaupt mit diesem Problem beschäftigte, also auch bei Theologen und Philologen, größtenteils maßgebend geblieben. Unter einem Ausblick auf große Erdbebenkatastrophen und dabei durch die Erschütterungen und Wellungen der subozeanischen Erdrinde häufig erzeugte Meeresflutwellen, die durch einen ganzen Ozean eilen und Küsten, ja ganze Landstriche verheerend überfluten und Städte hinweggefegt haben, erörtert Sueß eingehend den chaldäischen Sintflutbericht, der ihm wesentlich im babylonischen Gilgameschepos verkörpert ist und zeigt, sich an die Einzelheiten des Gedichtes haltend, daß sich, bis auf den Schiffbau herab, alles darin mit der Annahme einer seismischen Meeresflut, verbunden mit einem Zyklon folgendermaßen erklären lasse.

Es ist ein Tiefland, jetzt freilich vergrößert durch die landabsetzende Tätigkeit der beiden großen Ströme Euphrat und Tigris. Damals reichte der Ufersaum des Persischen Golfes um 400 km weiter nordwestlich ins Land herein, und soviel ist seitdem, wesentlich durch Deltabildung, dem damaligen Tiefland hinzugewonnen worden. Das im Gilgameschepos geschilderte Sintflutereignis spielte sich also wesentlich weiter im Land ab, als heute die Vereinigung von Euphrat und Tigris liegt. Die Verwendung von Asphalt beim Bau des Fahrzeuges weist unmittelbar auf die asphaltreichen Schichten in der Umgebung der Euphrat- und Tigrisniederung hin. Die Warnungen des Meeresgottes bestanden in kleineren, dem Hauptereignis vorausgehenden Bebenfluten; vielleicht auch in dabei auftretendem Erdbebendröhnen. Die starken Regen waren vermischt mit einer der in jenen Gegenden auch sonst auftretenden Staubtrombe eines Wirbelwindes, welche die Sonne verfinsterte. Das Öffnen der Brunnen der Tiefe sind Ausschleuderungen von Grundwasser, wie man sie auch am Baikalsee und in Indien schon bei Erdbeben beobachtet hat. Die Hauptüberschwemmung aber sei eine Meeresflut gewesen, sturmgepeitscht durch einen Zyklon. „Plötzlich und furchtbar", sagt Sueß, zur Erläuterung seiner Auffassung, „sind die Überschwemmungen, welche durch Zyklonen herbeigeführt werden. Sie kommen nur in der Nähe des Meeres vor, entweder auf Inseln oder in den Niederungen des Unterlaufes großer Ströme. In einer Breite von Hunderten von Seemeilen nähert sich die Zyklonenwelle dem Festlande, und wird sie durch den sich verengenden Umriß des Meeres

gestaut, so erhebt sie sich mehr und stürzt endlich über das Flachland verwüstend hin. Geradezu grauenvoll sind die Folgen, welche man auf den westindischen Inseln und an den ostindischen Flußmündungen erlebt hat." „Es gibt Beispiele aus unseren Tagen, wo der Verlust an Menschenleben, welcher in einer einzigen Nacht eintrat, auf ein- bis zweimalhunderttausend Seelen geschätzt wird". „In der Regel fallen überaus heftige, von den heutigen Beobachtern oft geradezu als ‚sintflutartig' bezeichnete Regenmassen, namentlich an der Vorderseite des vorschreitenden Wirbelsturmes, vom Himmel; häufig treten zugleich starke Gewitter auf."

Nun folgt eine genaue geologische Analyse des Euphratlandes, womit Sueß den Einzelheiten des Epos gerecht wird, die er — es sind die äußeren Umstände, worein die Begebenheit spätzeitlich gekleidet ist — dann in folgendes nüchterne Bild ausklingen läßt: „Wir haben als Schauplatz dieser Vorgänge das untere Stromgebiet Mesopotamiens von der nahe dem Meere am Euphrat liegenden Stadt Surripak bis zu den Abdachungen der Berge von Nizzir jenseits des Tigris zu betrachten." Und später in der Zusammenfassung heißt es: „Das unter dem Namen der Sintflut bekannte Naturereignis ist am unteren Euphrat eingetreten und war mit einer ausgedehnten und verheerenden Überflutung der mesopotamischen Niederung verbunden. Die wesentlichste Veranlassung war ein beträchtliches Erdbeben im Gebiete des Persischen Meerbusens oder südlich davon. Es ist sehr wahrscheinlich, daß während der Periode der heftigsten Stöße aus dem Persischen Golf eine Zyklone von Süden her eintrat. Die Traditionen anderer Völker berechtigen in keiner Weise zu der Behauptung, daß die Flut über den Unterlauf des Euphrat und Tigris hinaus oder gar über die ganze Erde gereicht habe."

Dem Beweis dieses letzten Satzes sind bei Sueß noch viele Seiten gewidmet. Er zeigt, daß auch in den Niederungen und den Mündungsgebieten der indischen Ströme durch ungeheuere Flußverlegungen mit und ohne Erdbeben ganze Städte und Landschaften katastrophal zerstört, überflutet und weggeräumt wurden. „In der Niederung des Indus sind große und volkreiche Städte die Opfer von Naturereignissen geworden. Mit Tausenden von Einwohnern wurden sie wohl öfters binnen wenigen Augenblicken zerrüttet, und die Vernichtung der Bewässerungsanlagen

oder die Ablenkung des Flußlaufes überhaupt verhinderte die Wiederaufrichtung durch die Überlebenden. Nach Jahrhunderten trifft dann der Reisende auf ausgedehnte Ruinen und auf die figurenreichen Bildwerke einer verlassenen Hauptstadt an dem trockenen Gerinne des abgelenkten Flusses, und die Ergründung auch nur ihres Namens mag schon das Ziel des Ehrgeizes unserer Altertumsforscher werden". Ein anderes Beispiel ist an der Indusmündung das weite Niederungsbecken des Ran von Kutch, der im 18. und 19. Jahrhundert durch ein Erdbeben und einen damit verknüpften Einbruch der ozeanischen Flut geschaffen und umgeschaffen wurde und dessen Seespiegel einem Emporbringen von Grundwasser und dem gleichzeitig eingetretenen Nachsitzen des Bodens sein Dasein verdankt. Das ganze Gebiet hat etwa die Größe von Bayern. Es bestehe eine vollkommene Übereinstimmung mit solchen Vorgängen bei New-Madrid am Mississippi und in der Burjätensteppe am Baikalsee in Asien. In der Bucht von Bengalen, wo Ganges und Brahmaputra münden, sind gleichfalls in den letzten Jahrhunderten ganz gewaltige Boden- und Landschafts- und Siedelungsveränderungen immerzu eingetreten. Auch hier handelt es sich um ungeheuere Flächen. 1762 wurde ein großer Teil der Niederung durch ein heftiges Erdbeben erschüttert. „Die Wasser stürzten wie eine brausende See aus ihren Gerinnen über das Land; weit und breit öffneten sich Spalten, Wassermengen wurden viele Fuß hoch aus dem Boden emporgeworfen und dabei sank das umliegende Land". 1810, 1829 und 1842 „wiederholten sich die Erderschütterungen in Kalkutta. Wenige Monate vor dem letzten Erdbeben war eine Zyklone über Kalkutta hingegangen. 1869 bildeten sich bei einem Beben in Kachhar östlich des Brahmaputra Sprünge im Boden, aus denen zuerst mit der Heftigkeit eines Kanonenschusses trockener Staub, dann zäher Schlamm aufdrang." Noch weit schrecklicher als die Erdbeben wüten nach Sueß in dem Flachlande dieser Flußniederungen von Zeit zu Zeit die vom Meere her kommenden Wirbelstürme. „Viele von ihnen entstehen in der Nähe der Andamanen. Von dort ziehen sie verderbenbringend gegen Nord, Nordwest oder West. Bald treten sie, ungeheuere Wassermassen herbeitragend und von unermeßlichem Regen begleitet, in die Mündungen des Megna oder des Ganges, bald stürzen sie sich auf die Ostküste des Festlandes bis

Pondicherry hinab, oder sie treffen die Insel Ceylon.“ Zahllos sind die Beispiele, die Sueß gibt und die überzeugen müßten, zumal auch die Zahl der umkommenden Menschen bei solchen Naturereignissen oft so groß ist, daß sie wie der Sintflutbericht anmuten. So traf 1831 eine Sturmflut den äußersten Westen des Flachlandes des Ganges südlich von Kalkutta gegen Kuttack; 300 Ortschaften wurden weggefegt und mindestens 11000 Menschen ertränkt; es folgte Hungersnot, und der gesamte Verlust aus diesem Ereignis mit seinen unmittelbaren Folgen wird auf 50000 Seelen geschätzt. So meint Sueß, daß an vielen Stellen der Erde aus sehr begrenzten Einzelkatastrophen die Sintflutsage entstehen konnte und von da aus weitergegeben wurde.

Sueß unterscheidet mehrere Arten von Sintflutsagen, je nach der Färbung, die ein solcher Bericht bei einem seenahen oder einem binnenländischen Volk annehmen mußte. Der Sintflutbericht der Genesis sei binnenländischen Charakters und sei abgeleitet aus dem babylonischen Gilgameschbericht. Dieser hinwiederum gehöre einem Volk an, das die Meeresschiffahrt gekannt habe. Es gehe das aus dem Unterschied der Schiffsbeschreibung, dem Fehlen des Steuermannes in der mosaischen Erzählung, auch aus der Bezeichnung Kasten (Arche) hervor, die aus dem mesopotamischen Schiff geworden sei; daher sei der mosaische Bericht entlehnt. Entlehnt ist nach Sueß auch das, was man aus Ägypten als Überlieferung der Sintflutsage allenfalls bezeichnen darf; vielleicht seien chaldäische Berichte damit vermischt. Jedenfalls sei in Ägypten selbst eine solche Katastrophe nie eingetreten; denn darauf deute auch, daß in der ägyptischen Erzählung die Vernichtung der Menschen nicht durch eine Flut, sondern durch die blutvergießende Hathor zuwege kommt. Dann gibt es noch eine Gruppe: die syrischen Berichte. Bei ihrer Vergleichung mit den anderen dürfe man nicht übersehen, daß die Küsten des östlichen Mittelmeeres, auch die hellenischen Gestade, im Altertum, wie in neuerer Zeit häufig von seismischen Fluten überspült wurden. Ein Beispiel seismischer Bewegung des Meeres, das an den Untergang des Pharao im Roten Meer beim Auszug des Volkes Israel aus Ägypten erinnert, trat bei der Belagerung Potidäas durch Artabazus 479 v. Chr. ein. Herodot erzählt, wie die Belagerer eines Tages eine beträchtliche Ebbung des Meeres wahrnahmen, wobei die Bucht gegen

Pallena gangbar wurde, die sie nun durchquerten und dabei von der zurückkehrenden Flut ereilt wurden. Noch viele andere derartige Fluten sind bekannt. „Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich", sagt Sueß, „daß in Hellas Traditionen von wiederholten Fluten vorhanden waren, so jene des Ogyges, des Deukalion, des Dardanos; daneben bestanden vereinzelte Überlieferungen auf den Inseln, wie auf Samothrake. An diese, und insbesondere an die Berichte von der Flut des Deukalion wurden einzelne Teile der chaldäischen Überlieferung, wie von der Rettung in einem schwimmenden Kasten, dem Mitnehmen von Tieren und dem Aussenden von Vögeln, namentlich einer Taube, geknüpft". Aus keinem dieser Berichte aber lasse sich eine Ausbreitung des Ereignisses von Surripak bis in das Becken des Mittelmeeres erweisen. Bei dem hohen Alter ägyptischer Kultur und der Fremdartigkeit des dortigen Mythus lasse sich im Gegenteil mit nicht geringer Sicherheit annehmen, daß das Mittelmeerbecken nicht erreicht wurde.

Schließlich geht Sueß, so ganz auf der Außenseite des Problems bleibend, auch noch auf die in den altindischen Büchern der Rig Veda u. a. enthaltenen Flutberichte ein. Es bestehen dort große Anklänge an die chaldäische Überlieferung, auch in der Person des Helden; aber, sagt er, „alle diese unter mannigfaltigen Umgestaltungen erkennbaren Anklänge an die chaldäische Überlieferung deuten wohl an, daß die Tradition von dem großen Ereignisse hierhergetragen worden sei, nicht aber, daß die Flut selbst hierhergereicht habe. Schon daß in dem ältesten dieser Berichte, in der Rig Veda, der gerettete Manu Vaivasvata sein Schiff an einer der Hochspitzen des Himalaya befestigt, zeigt, daß die Sage aus fremdem Lande eingeführt und in gänzlich naturwidriger Weise lokalisiert worden ist." Die chinesischen Berichte gehen nach Sueß wohl nur auf Überflutungen des Landes durch die sich verlegenden großen Ströme zurück und beanspruchen auch nichts anderes, als einfache historische Aufzeichnungen zu sein. „Frei von allen Wundern, ohne den Anspruch auf eine höhere Offenbarung, erzählen sie in der Regel in nüchterner und bestimmter Sprache die Begebenheiten". Einzelne Missionäre haben irrtümlicherweise in einer unter der Regierung des Kaisers Yâo um 2357 v. Chr. ausgebrochenen großen und verheerenden Über-

schwemmung, die man wohl dem Ho zuschreiben darf, Anklänge an die biblische Sintflut finden wollen. Im übrigen fehlen in Nord- und Zentralasien, wenn man Tibet abrechnet, die Flutsagen anscheinend vollständig; ebenso kennt sie die ostasiatische Inselwelt im allgemeinen nicht. Erst in der malayischen Welt, also auch in Polynesien sind sie wieder da. In den buddhistischen Schriften Chinas sollen sie nicht wiederkehren. „Was man in China Sintflut nennt", sagt Andree, „bezieht sich auf ganz natürliche örtliche und geschichtlich bekannte Ereignisse, auf die Überschwemmungen des Hoangho"[59]).

Merkwürdig ist, wie kurz und ohne Begründung Sueß die höchst auffallenden, weil den chaldäischen im Wesen und in Einzelheiten vielfach so ähnlichen, um nicht zu sagen: mit ihnen übereinstimmenden neuweltlichen und polynesischen Sintflutberichte mit einer Handbewegung zur Seite schiebt oder gar nicht erwähnt, während er im mesopotamisch-mediterranen Gebiet so ausführlich wird und das teilweise Übereinstimmende sogar noch in vier Gruppen teilt und dort noch die im Propheten Amos erwähnten Erdbeben mit hereinnimmt, obwohl dabei überhaupt nicht von Fluten, nicht einmal von Meeresfluten, die Rede ist. Als Grund aber, weshalb er die Flutsagen der nordamerikanischen eingesessenen Völkerschaften übergeht, gibt er an, daß sie von so bestimmten Einzelheiten aus der biblischen Darstellung begleitet seien, daß der Einfluß der Missionäre auf sie unverkennbar sei[60]). Soweit das südamerikanische Sagengebiet und die ozeanischen Inseln den Sintflutbericht haben, sind ihm aber solche Überlieferungen, wie schon bemerkt, selbständig aus Bebenfluten des Meeres hervorgegangen.

Ist das nun eine erschöpfende Erklärung der Sintflutsage? Und ist ihr Wesen damit irgendwie offenbar geworden?

Der Wesenskern des Sintflutereignisses

Aus dieser großen, von E. Sueß unternommenen und scheinbar eine Lösung des uralten Problems bringenden Erläuterung des Gilgameschepos können wir im Grunde nur wieder entnehmen, wie in den verschiedensten Ländern infolge späterer örtlicher Katastrophen ein uralter, traditionell überkommener Sagenstoff oder ein auf weite Flächen von kontinentalem Ausmaß sich erstreckendes Weltereignis verschieden ausgestaltet wird. Wir haben solches schon bei den alten Tiersagen, den Basilisken und Lindwürmern gefunden, es trat uns beim Kyklopenmythus entgegen, und nun treffen wir es wieder bei der Sintflut.

Eine Lösung des Sintflutproblems hat Sueß nicht gebracht. Es erscheint mir, worauf Sueß so großen Wert legt, ganz nebensächlich, ob im mosaischen Text oder im babylonischen zwei oder noch mehr Überlieferungen oder Grundberichte ineinander verarbeitet sind; denn sie sind in einem bestimmten Kern einheitlich, und diesen wollen und müssen wir herausholen — auch bei ähnlichen Sagen anderer Gegenden und Völkerstämme — und müssen vom Gewand absehen, in dem sie auftreten. Das aber ist der umgekehrte Weg, den Sueß einschlug: er bemüht sich, gerade das Einheitliche in der Überlieferung aufzulösen zugunsten der den Kern umkleidenden Ausgestaltungen.

Das Sintflutproblem gipfelt in der Tatsache, daß bei so und so vielen Völkern nachgewiesenermaßen unabhängig von gegenseitiger oder durch Dritte gehender Beeinflussung eine uralte, weit ausgreifende Erinnerung bewahrt und überliefert ist, deren oft wiederkehrender und dort, wo er wiederkehrt, stets in den Vordergrund des Bildes tretender Kern nicht in erster Linie Einbrüche des Meeres war, sondern eine ungeheuere atmosphärische Katastrophe, Regengüsse, Gewitter und unterirdische Wasserausströmungen, welche die Flut erzeugten. Nicht Salzwasser, sondern Regenwasser! Dies ist das Kriterium, woran jede Erklärung gemessen, woran das Gold des Erkennens vom Katzensilber des Allzuvielerlei getrennt und bewertet werden muß. Denn wir haben doch wahrlich nicht

das Recht, nur aus wissenschaftlicher Voreingenommenheit gerade das in der Überlieferung besonders Hervorgehobene als nicht vorhanden hinzustellen und dem Sagenkern willkürlich ein anderes Wesen aufzuprägen, wenn er es so deutlich zur Schau trägt wie die Sintflutsage ihre Wetterkatastrophe.

Immer und immer wieder tragen die dem noachitischen im Sinn entsprechenden Sintflutberichte — in prinzipiellem Gegensatz zum Atlantisuntergang — unverkennbar dieses Merkmal der meteorischen Regenflut, verbunden mit Gewittersturm in erster Linie an sich. Alle diese Überlieferungen beziehen sich offenbar auf dasselbe Ereignis sehr ausgedehnter Natur, das uns in der biblischen Nacherzählung und im babylonischen Epos überliefert ist. Zu den das gleiche Ereignis wie die Bibel meinenden Berichten, d. h. zu denen, die sich auf jene ganz besondere und nur einmal, aber auf große Erstreckung hin in der Urmenschenzeit sich abspielende Regenflut beziehen — ganz einerlei, ob sie vom chaldäischen Bericht mit beeinflußt oder ganz selbständig überliefert sind — rechne ich deshalb auch, entgegen Andree, eine unter den Schwarzen Westaustraliens aufgefundene Sage des Inhalts[61]), daß vor langen Jahren an den Ufern eines großen Stromes zwei Stämme lebten, an der Nordseite die Weißen, an der Südseite die Schwarzen. Sie heirateten untereinander, hielten zusammen Feste ab und fochten friedlich miteinander. Die Weißen waren die kräftigeren und besaßen bessere Waffen, so daß sie den Schwarzen überlegen waren. Das machte sie stolz und sie brachen den Verkehr mit den Schwarzen ab. Lange bestand dieses Verhältnis; da begann es eines Tages zu regnen und goß und goß monatelang; der Fluß trat aus seinen Ufern und die Schwarzen mußten sich ins Land zurückziehen. Ebensolange, wie die Fluten gestiegen waren, brauchten sie auch wieder, um zu verrinnen. Als die Schwarzen aber auf ihre alten Jagdgründe zurückkehren wollten, fanden sie dort statt des Flusses das Meer, das ihre stolzen Nachbarn verschlungen hatte.

Was mich veranlaßt, diese Sage zwar nicht mit der chaldäischen als aus derselben Quelle geflossen zu identifizieren, sondern sie als einen selbständigen Bericht, jedoch über dasselbe erdgeschichtliche Ereignis anzusehen und sie daher in ihrem Kern und Wesen dem babylonisch-biblischen Bericht gleichzusetzen, sie dagegen mit jenem von ähnlichen Sagen kosmogonischen Charakters, etwa aus der

germanischen Mythologie, zu trennen, ist erstens wieder die entschiedene Betonung des Regens als Grundursache der Überschwemmung, wohingegen der Meereseinbruch nur sekundär und lokal erscheint; zweitens die deutliche Anspielung auf das moralisch Verwerfliche im Leben der Untergegangenen, während die Gutgebliebenen gerettet sind — absolute Sinn- und Inhaltsgleichheit mit dem chaldäischen Sagengut bei allerGewand- und Nennungsverschiedenheit und zweifellosen Herkunft aus einer anderen kontinentalen Region, wo sich eben dasselbe Weltereignis anders abgespielt haben konnte.

Auch bei den Fidschi-Insulanern ist es übrigens eine Versündigung gegen Gott, auf die hin sich am Himmel dunkle Wolken sammelten, aus denen unaufhörlich Regen auf die Erde herabströmte. Ortschaften, Hügel und Berge, alles wurde nach und nach überschwemmt. Auch die Aufrührer, auf den höchsten Höhen verschanzt, wurden schließlich von den Wassern ergriffen und riefen in der höchsten Not einen Gott an, der ihnen ein Fahrzeug zimmerte, worin sich die Übriggebliebenen retteten, bis die Wasser sich verliefen. Die Sage ist gewiß, wie sogar Andree meint, ursprünglich. Und doch trifft sie ganz unverkennbar wieder das biblische Ereignis, und denkt ihrem ganzen Wesen nach an keine Meeresflut in erster Linie. Das ist umso auffallender, als sie demnach kontinentaler und nicht insularer Herkunft sein muß, was später seine Erklärung finden wird.

Also überall und zwar in weitverbreiteten Berichten, die wir aus dem Chaldäerland nach dem Indischen Ozean und von da nach Polynesien verfolgen können, um sie noch weiter östlich, in Amerika, sinngleich wiederzufinden — überall ist es immer wieder die gewaltige Himmelsflut, dann das Grundwasser und nur gelegentlich und sekundär das Meer, woraus die Sintflut entsprang. Was aber machte Sueß daraus? Er leugnet einfach die naturwissenschaftliche Berechtigung gerade dieses so wesentlichen Inhaltes der uralten Überlieferung und ergeht sich, nach dieser Grundsünde gegen den Geist der Sage, in Erläuterungen über ihr äußeres Gewand. „Es muß", sagt er in den ersten Zeilen seiner Darlegungen, „schon vom Beginne an festgehalten werden, daß an so großen Fluten die atmosphärischen Niederschläge nur einen untergeordneten Teil haben können. Sie können ihrer ganzen Entstehungsweise

nach ein gewisses Maß nicht überschreiten; sie bleiben in ihren heftigsten Formen räumlich beschränkt, und sie fließen ab, indem sie dem Gefälle der Täler folgen. Außerordentlich viel gewaltiger sind die Fluten, welche von Wirbelstürmen, und die ausgedehntesten sind jene, welche von Erdbeben verursacht werden." So viel Respekt hat der überlegene Naturforscher des 19. Jahrhunderts vor der Menschheit uraltem Wissen! Soweit sich also die Sintflutsagen chaldäischen Charakters — der Leser versteht jetzt, wie das Wort gemeint ist — auf dasselbe Weltereignis beziehen, war dieses ganz unverkennbar eine ungeheuere und einzigartige Regenflut und zunächst nicht ein Meereseinbruch. Erst mit dem die ungeheueren Wassermassen aus dem Luftmeer auf die Erde schleudernden katastrophalen Vorgang traten dann auch Bodenerschütterungen, heftige Erdbeben und wahrscheinlich auch innerkontinentale, sowie randliche Senkungen und Abbrüche ein, wobei Spalten von besonderer Tiefe aufrissen, wie sie ja in geringerem Grade auch bei jetztzeitlichen Erdbeben entstehen, wenn diese eine gewisse Heftigkeit haben, an denen das Grundwasser austreten kann.

Schreitet man also zu einer Erklärung, die, wie man sieht, grundverschieden von jener des Atlantisunterganges sein muß, so ist bei aller Ausgestaltung der Sintflutsage im einzelnen vor allem Licht zu werfen auf den in ihr enthaltenen, vollständig eindeutigen Bericht einer ungewöhnlichen einmaligen Regenflut, verbunden mit einigen anderen Naturvorgängen teils gewöhnlicher, teils ungewöhnlicher Art wie Erdbeben, Aufbrechen der Grundwasser, Versinken des Landes ins Meer. Wir haben vor uns ein, wenn auch nicht über die ganze Erde, so doch in einem großen und daher gewiß nicht ganz gleichartig sich bei der Katastrophe verhaltenden Lebensraum eingetretenes einzigartiges und daher fest im Gedächtnis der Menschheit haftengebliebenes Naturereignis, das eben gerade darum nicht aus lokalen Zufällen, und seien sie noch so katastrophal, erklärbar ist. Denn die lokalen Katastrophen haften nicht im Gedächtnis einer ganzen Welt, sondern höchstens in dem des betroffenen Volksstammes und da oft nicht einmal lang. Erzählt uns doch Sueß selbst viele, viele solcher Lokalkatastrophen fürchterlichster Art, und doch dringt davon die Kunde kaum bis zum nächsten Nachbarvolk und wird gewiß nicht weitergegeben über den halben Erdball hin und noch weniger durch Jahrtausende

mit immer wieder gleicher Frische erzählt, mit immer wieder gleicher Zähigkeit festgehalten. Wohl aber dienen sie alsbald dazu, alte festgewurzelte Sagen, aus tiefster Vergangenheit heraufreichend, neu zu beleben, ihnen eine neue lebendige Farbe und damit das Kolorit eines Lokalereignisses aufzuprägen, zumal wenn sie dann unter dem Eindruck und auf Veranlassung des neuerlebten Furchtbaren von neuem dichterisch durchfühlt und ausgestaltet werden.

Ich stelle zum Beweis dieser Einhüllung der uralten Sintflutsage in jungzeitliche Lokalereignisse zwei amerikanische Sagenfassungen einander gegenüber, von denen die eine offenbar die ursprünglichere, die andere aber die spätere, durch Meeresflutkatastrophen neu belebte und in ein jüngeres Anschauungsgewand gegossene ist.

Die Sac- und Foxindianer, ein Stamm der kanadischen Algonkins, erzählen: Bei Erschaffung der Menschen kämpften unterirdische Götter gegen den Gott des Oberirdischen. Als sie nichts gegen ihn ausrichten konnten, wandten sie sich an den mächtigen Donnergott und baten ihn, eine große Wasserflut auf die Erde kommen zu lassen. Alle Wolken der Welt kamen zusammen, so daß der Himmel schwarz war und der Regen in wigwamgroßen Tropfen herabstürzte, der die Erde bis zu den höchsten Bergen bedeckte, auf die der Lichtgott sich geflüchtet hatte. Um sich zu retten, baute er ein geräumiges Kanoe, worin er und seine Tiere bequem Platz hatten. Als er einige Tage auf dem Wasser umhergetrieben war, band er einen seiner größten Fische los, hieß ihn aus der Tiefe Erde holen und schuf daraus das trockene Land, das seine roten Kinder noch heute bewohnen[62]). Das ist die echte Sintflutsage.

Die andere, von den Makah-Indianern (Washington Terr.) bewahrte und der vorigen gegenüberzustellende Sage lautet nach derselben Quelle: Vor langer Zeit, doch nicht allzufern, ergossen sich die Wasser des Stillen Ozeans über das Land, welches jetzt von den Sümpfen und Prärien zwischen dem Dorfe Wäatsch und der Neah-Bay eingenommen wird, so daß Kap Flattery eine Insel bildete. Das Wasser zog sich plötzlich zurück, so daß die Bay trocken stand. Nach vier Tagen hatte das Wasser seinen tiefsten Stand erreicht; dann stieg es wieder ohne Wogen und Brandung, bis das Kap unter Wasser stand und auch das ganze Land, ausgenommen einige Bergspitzen. Das Wasser war bei seinem Steigen sehr

warm. Die, die Kähne hatten, retteten sich mit ihren Habseligkeiten hinein und trieben mit einer Strömung nordwärts. Als die Wasser wieder ihren gewöhnlichen Stand angenommen hatten, befand sich ein Teil des Stammes jenseits Nutka, wo seine Nachkommen jetzt noch wohnen.

Hier nun erscheint die alte Sintflutsage völlig durchtränkt und eingewickelt in dem späten selbsterlebten Ereignis des Stammes, das Swan, der diese Tradition aufzeichnete, mit vulkanischen Kräften in Zusammenhang bringt. Es sind aber wohl kaum vulkanische Hebungen und Senkungen des Landes selbst gewesen; denn diese hätten nicht mit dieser Schnelligkeit ohne Erdbeben heftigster Art vor sich gehen können, wovon die Sage nichts berichtet; ebensowenig wäre dabei das Meerwasser warm geworden; sondern es wird sich außerhalb der Küste am Meeresboden ein vulkanischer Herd mit gewaltiger anfänglicher Einsenkung und Spaltenbildung geöffnet haben, der das Wasser einsog, was sich an der Küste unmittelbar bemerkbar machte, ehe der Niveauausgleich durch den nachrinnenden Ozeanspiegel wieder eintrat. Hand in Hand damit traten submarin gewaltige magmatische Massen aus, die das Wasser örtlich erhitzten und am Boden des Meeres später erstarrten, ohne sich selbst oder ihre im Wasser sofort wieder kondensierte Dampfbildung oben am Lande bemerkbar zu machen.

Man könnte sich denken, daß die Leute am Ganges und Brahmaputra, wenn sie eine urechte Sintflutsage besaßen, nicht nur einmal, sondern zehnmal im Laufe der Jahrhunderte diese mit ihren Erlebnissen umhüllten und so weitergaben; oder daß die Ägypter am Roten Meer, wenn sie die echte chaldäische Sintflutsage vernommen oder besessen hätten, das Ereignis beim Auszug Israels mit hineinverwoben und die Sage alsbald am Roten Meer lokalisiert hätten. In die Erläuterung solcher rein äußerlicher, zum Teil sehr spätzeitlicher, zum Teil ganz nebensächlicher Momente und Bilder und Hinzudichtungen aber hat sich die Sintfluterklärung von E. Sueß verirrt und ist daher dem Wesen der Sage ferngeblieben.

Es muß besonders betont werden, daß bei einem Weltereignis, auf das wir allein den Namen Sintflut im chaldäischen Sinn beschränken sollten, schon von allem Anfang an die verschiedensten Originalfassungen, mit und ohne Meereseinbruch, mit und ohne

dauerndes Versinken von Kontinentalland, mit und ohne Vernichtung „aller" Menschen entstehen konnten, ja entstehen mußten, sobald nur dieses Ereignis eine nicht bloß örtliche, sondern eine kontinentale Ausdehnung besaß und deshalb Gegenden mit der verschiedensten Küsten- und Landkonfiguration, mit den verschiedensten Flußsystemen und Wetterbahnen gleichzeitig traf. Dann mußte eine im Innersten einheitliche, dasselbe Ereignis

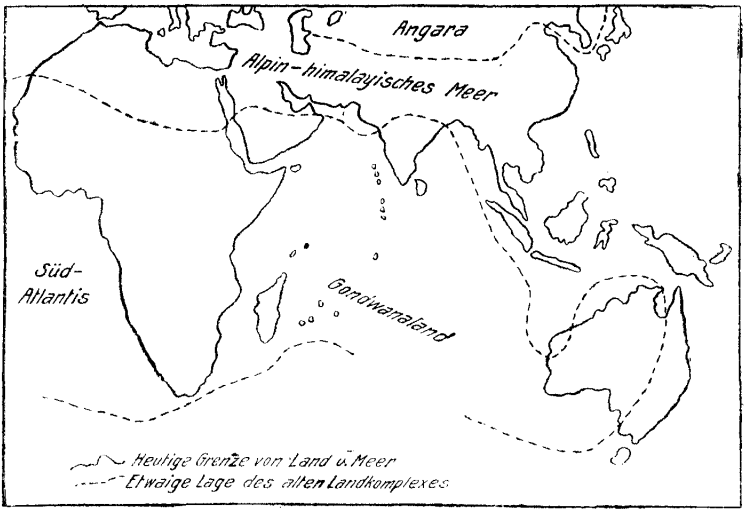


Fig. 22.
Schematische Skizze der Lage des Gondwanalandes zur Permzeit. Im Norden das asiatische Angaraland. Die heutigen Landgrenzen existierten noch nicht. (Original.)

meinende, weitverbreitete, in Aller Gedächtnis haftende, weil eben kontinentale Ausdehnung annehmende Sage zustande kommen, aber eben darum auch von Anfang an gestützt und gefüllt mit den verschiedensten äußeren Vorgängen, wie Vulkanausbrüchen, Erdbeben, Flußverlegungen, Meereseinbrüchen, die nicht überall dieselben waren; zumal auch die Völker, die sie unmittelbar erlebten, nicht alle ein und dieselbe geistige und seelische Verfassung hatten, womit sie ein solches Ereignis schauten, überlebten und verarbeiteten.

Wir haben nun im Gebiet des Indischen Ozeans und in seinen kontinentalen Randflächen ungeheuere Bruchsysteme der Erdrinde,

an denen sowohl vertikale wie horizontale Kontinentalverschiebungen in erdgeschichtlich nicht allzuweit zurückliegender Zeit, insbesondere im Spätmesozoikum und in der Tertiärzeit vor sich gegangen und auch heute noch nicht ganz erloschen sind. Stete Erdbeben und örtliche Meereseinbrüche sind hierbei die allermindesten Begleiterscheinungen gewesen. Die Bruchsysteme sind Spalten, denen die Auflösung eines großen, das Areal des Indischen Ozeans

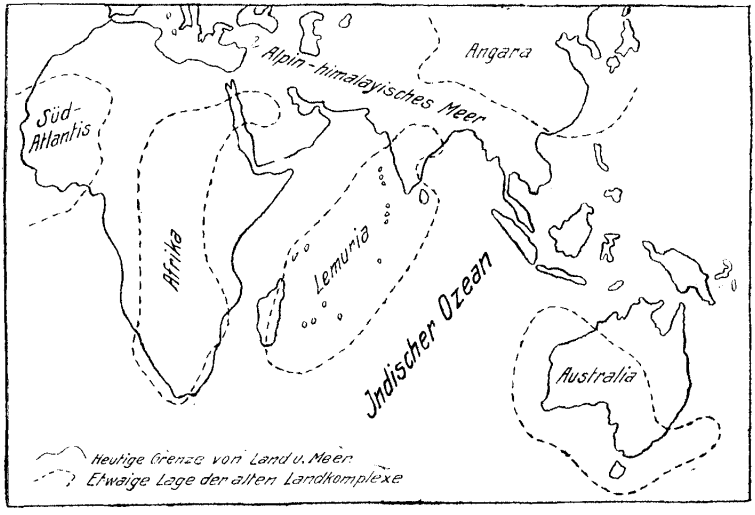


Fig. 23.
Schematische Skizze der Inselflächen nach dem Zerfall des Gondwanalandes am Ende der Kreidezeit. Die heutigen Landgrenzen existierten noch nicht. (Original.)

zu paläozoischer Zeit einnehmenden Kontinentes, des Gondwanakontinentes (Fig. 22) folgte und der im Spätmesozoikum endgültig zerfiel (Fig. 23), sei es, daß er durch Niederbrüche zu ozeanischer Tiefe, wie es Sueß meinte, oder durch Auseinandertriften der indischen, australischen und madagassischen Scholle oder durch eine Kombination beider Vorgänge verschwand.

Am großartigsten erscheint der Rest im ostafrikanischen Bruchfeld, wo erst nach dem Verschwinden des östlicheren Gondwanakontinentes eine ungeheuere geotektonische Bewegungslinie zur Absenkung des ostafrikanischen Randgebietes vom Sambesi im Süden bis zum Roten Meer im Norden geführt hat. Dieser Absenkung

verdanken auch die Seebecken des Viktoria-Njansa-, des Nyassa- und Rudolfsees ihre Entstehung. Die Randlinie der ostafrikanischen Geländestufe und des abessynischen Hochlandes sind identisch mit dieser Verwerfungsspalte der Erdrinde. Zufälligerweise hat sich der Ostflügel des Systems noch nicht tief genug gesenkt, um dem Meer dauernd Eintritt zu gewähren; im Gegenteil hebt sich neuerdings sogar die Küste dort wieder. Aber weiter nördlich, im Roten Meer, haben wir die Grabenversenkung so durchdringend ausgemeißelt vor uns, daß hier das Ozeanwasser zwischen Arabien und Nordostafrika eingedrungen ist. Das Verwerfungssystem setzt sich fort und hat in Palästina das Jordantal und das Tote Meer geschaffen. Das Tote Meer liegt mehrere hundert Meter unter dem Idealniveau des Meeresspiegels; es ist stark salzig, aber nicht durch Zufluß ozeanischen Wassers, sondern lediglich durch die Verdunstung des zufließenden Landwassers, was wohl zum Teil mit den Naphta- und Asphaltquellen dort zusammenhängt. Sodom und Gomorrha, Lots Weib als Salzsäule mögen nebenbei an die Natur jenes geotektonisch so bedeutsamen Feldes erinnern. Es ist auch dort, wie in Ostafrika, nur ein Zufall, daß das Meer beim Niederbrechen des Toten Meeresbeckens nicht eindrang wie in das langgezogene Bruchbecken des Roten Meeres, wo eben an dessen Südende zwischen Afrika und Arabien der freie Ozean von dem Bruchsystem gekreuzt wurde. Hätte sich zufällig die palästinische Bruchgrabensenkung noch ein kleines Stück gegen das Mittelmeer ausgegabelt oder wäre die Linie zwischen Rotem und Totem Meer etwas tiefer geraten, so wäre auch in Palästina, statt des Jordantales und eines Binnensees, ein Meeresarm vom Charakter des Roten Meeres als dessen unmittelbare Fortsetzung entstanden. Und wie leicht hätte es sein können, daß heute der Indische Ozean bis an die nun mit Vulkanen besetzte ostafrikanische Geländestufe heranreichte und daß der Kilimandjaro und Kenia als Vulkaninseln an diesem Randmeer erschienen wären, wenn eben zur Jungtertiärzeit, als der Abbruch vom Sambesi bis zum Jordan sich vollzog, die Senkung in Ostafrika um einige hundert Meter tiefer gegangen wäre, wie im Toten Meergebiet.

Man stelle sich nun vor, solches spiele sich rasch ab; rechts und links hätten, zur Zeit solcher Bewegung mehr oder weniger verteilt, Menschen gewohnt. Sie würden alle, wenn sie auch noch

so vielen heterogenen Völkern mit den verschiedensten Sprachen, der verschiedensten seelischen und kulturellen Höhe, ja vielfach ohne Bekanntschaft miteinander angehörten und vielleicht durch nicht passierbare Wüsten oder Vulkangebirge oder Urwälder getrennt gewesen wären — sie würden alle übereinstimmend berichten von gewaltigen Erdbeben, von Spalten, die sich nach der Tiefe öffneten, von Überschwemmungen durch abgelenkte, aufgestaute und ihres gewohnten Bettes beraubte Flüsse, von Wassern der Tiefe, die als warme oder kalte Brunnen sich ergossen, von Vulkanausbrüchen. Je nach der Gegend, wo sich mehr das eine, mehr das andere als vordringliche Erscheinung abspielte, würde sich dieses oder jenes Naturmotiv bei der Überlieferung in den Vordergrund drängen. Aber Andere wüßten auch zu erzählen, daß Meer da war, als sie nach der Flucht zu ihren alten Jagdgründen zurückkehren wollten; daß dieses Meer ganze Länder mitsamt den Bewohnern, Tieren und Pflanzen verschlungen habe. Andere wieder würden berichten, daß sie selbst sahen, wie mit den ersten Erdbeben schon die Meeresfluten hereinbrachen, aber danach sich wieder zurückzogen. Alles das träte uns in einer vom Sambesi bis an die Grenze Syriens verbreiteten, über zwei Kontinente gehenden bodenständigen und im Wesen völlig einheitlichen Sage, jedoch mit Abweichungen in den vielen Einzelheiten von Meereseinbrüchen, Vulkanen, heißen Quellen, Grundwasserausflüssen, Spaltenbildung, Untergang von Stämmen entgegen, also in einer Sage, die durchaus den Sintflutsagen von chaldäischem Charakter gliche, wenn — ja wenn damit nur auch die entsetzliche Überschwemmung durch die ungeheueren Regenmassen vom Himmel, also das Hauptstück unserer noachitischen Sintflutsage, mit inbegriffen wäre. Das aber würde ganz und gar bei dem beschriebenen erdgeschichtlichen Vorgang fehlen, wie es in Sueß' Erklärung fehlt[62a]).

Diesen Mangel suchte Niem zu beseitigen[63]) und eine geologische Erklärung zu geben, bei der nicht nur die ungeheueren meteorischen Niederschläge, sondern auch die Universalität des Ereignisses verständlich würde. In früherer erdgeschichtlicher Zeit soll die Eigenwärme der Erde durch die damals noch sehr viel dünnere Kruste hindurch den Boden erwärmt haben, so daß viel mehr Wasser als heute verdampfte und in der Atmosphäre, vergleichbar dem Planeten Venus, als Wolkendecke immerfort schwebend blieb. Das

Sonnenlicht drang nicht unmittelbar, sondern nur in zerstreuter Form durch die weiße Wolkendecke hindurch und die Erde hatte den Charakter eines abgedeckten helldämmerigen Treibhauses. Dadurch war eine gleichmäßige Erwärmung aller Zonen bis hinauf an die Pole gewährleistet und die Funde üppiger fossiler Floren und Meerestierwelten bis in die hocharktischen Gegenden hinein beweisen dies. Das Gleichgewicht zwischen Luftwärme, Erdwärme und Feuchtigkeitsgehalt blieb nicht stabil. Immer mehr Erdwärme wurde durch den Wolkenschleier an den kalten Weltraum abgegeben und nicht wieder ersetzt. Schließlich war die Erdkruste so abgekühlt, daß die Wasserverdunstung zurückging, daß die Wolkendecke dünner wurde und nun ein katastrophales Ereignis eingeleitet wurde. An irgend einer Stelle, vielleicht innerhalb eines Polargebietes, das gerade die halbjährige Nacht durchmachte, erreichte die Abkühlung die unterste zulässige Grenze und überschritt sie; die Wolken begannen sich zu verdichten, zu zerreißen, und durch die Öffnung strahlte die Wärme noch stärker nach außen, so daß durch diese Abnahme der Temperatur das Regnen begann. Dieser Vorgang muß sich reißend schnell über die ganze Erdkugel verbreitet haben, und überall begannen die Wolken Wasser herabzugießen, alles vernichtend und zerstörend. Zum großen Teil erneuerte sich der Wassergehalt der Luft sofort wieder; mit nachlassendem Luftdruck konnte die Atmosphäre immer neue Wassermengen aufnehmen und der Regen erhielt immer neue Nahrung. Es kann monatelang geregnet haben; es folgte eine Überschwemmung auf der ganzen Erde, welche Flußläufe zerstörte, das Erdreich von den Bergen schwemmte, die Gestalt der Oberfläche der Länder veränderte und alles Leben tötete, das nicht stark genug war, dem empörten Element zu widerstehen oder auf hohen Bergen, in Höhlen sich zu retten. Dies Ereignis war nicht eine Sintflut, es war die Sintflut, von der die ältesten Überlieferungen des Menschengeschlechtes reden.

Was an der Riemschen Erklärung gegenüber der von E. Sueß einen Vorzug bedeutet, ist die klare Beantwortung der Entstehung der Regenkatastrophe. Was seine Erklärung aber unmöglich macht, ist die erdgeschichtliche Datierung, die er diesem konstruktiven Regenereignis gibt. Er verlegt es in den Ausgang der Tertiärzeit, wo er mit Recht schon den Menschen vermutet.

Das Ereignis, wie er es schildert, wäre geophysikalisch aber nur möglich gewesen zu einer Zeit, als die innere Erdwärme wirklich noch durch die Kruste hindurch den Boden erwärmte. Das aber kann schon am Anfang des paläozoischen Zeitalters nicht mehr der Fall gewesen sein, weil wir schon in jener ältesten, ein Tierleben bietenden Epoche auch große Eisbedeckungen kennen, die sich in der Permzeit wiederholen, wo wir zugleich auf der Nordhemisphäre die klarsten Anzeichen eines sehr trockenen und heißen, von Regengüssen allerdings wieder unterbrochenen Klimas haben, so daß der hypothetische venusartige Wolkenschleier und das Treibhaus gewiß nicht als Dauerzustand und über die ganze Erde hin in der für uns einigermaßen übersehbaren erdgeschichtlichen Zeit bestanden haben. In ganz alte, vorpaläozoische Zeiten aber die Existenz des Menschen und die Sintflut zu verlegen, kommt nicht in Frage. Es bliebe nur eines, was das Prinzip der Riemschen Erklärung als Sintflutdeutung retten könnte: vorübergehend eine solche starke Wolkenbildung in der Tertiärzeit anzunehmen, wo tatsächlich reicher, auf südlicheres Klima deutender Pflanzenwuchs auf heute polareisbedeckten Landflächen nachgewiesen ist; das Ende dieses geologisch vorübergehenden, vielleicht durch größere Sonnenwärme bedingten Zustandes könnte dann gelegentlich eine große Regenkatastrophe herbeigeführt haben, wie Riem sie konstruiert, die zu einer Art Sintflut Anlaß gab und die der Tertiärmensch miterlebt haben würde.

Ob diese Deutung angängig ist, wird die Zukunft lehren, wenn die hier behandelte Frage einer Beziehung der Sagen zu einem vorweltlichen Menschengeschlecht einmal besser fundiert sein wird. Vorläufig scheint mir eine andere Erklärung dem Wesen jenes vorhistorischen Naturvorganges näherzukommen.

Die kosmische Erklärung der noachitischen Sintflut

Ein großer, vielleicht das wohlgeprägte System einer Wissenschaft oder die Philosophie und Weltanschauung einer Zeit umschmelzender Gedanke tritt im Geiste eines Forschers fast immer mit einem Schlag ins Licht. Mag es auch da und dort, in anderem Zusammenhang oder verdeckt und unverstanden sich geregt haben, was der Gedanke bringt: dort, wo er Leben und Bewegung gewinnend ausstrahlt, ist er in einem Augenblick geboren. So berichten alle Forscher, die ihren Genius bei der Arbeit belauscht haben. Oft ist es, freilich von langer Arbeit vorbereitet, nur ein kleiner wie zufälliger Anlaß, der über die Geburt des Gedankens entscheidet. Er erfaßt den Denker unmittelbar, ohne daß er es in diesem Augenblick gewußt, gewollt, geahnt hat. Es fällt ihm „wie Schuppen von den Augen". All' sein Einzelwissen, alle da und dort schon in ihm aufgetauchten, erwogenen, wieder als ungereift oder ihm noch unprägbar, oft ihm scheinbar wieder verlorengegangenen oder freiwillig wieder beiseite gelassenen Bilder schießen plötzlich zu einem neuen, unerhörten Schauen zusammen. In diesem ganz erhobenen Augenblick sieht er in eine endlose helle Weite, wo Totes ihm lebendig, Fernes ihm nah und greifbar, nie Verstandenes ihm vertraut wird und eine große Gewißheit ihn erfüllt. Er „weiß". Dann muß er zur Alltagsarbeit zurück; er muß den freien Gedanken in festes Erz gießen. Es kommt die Not des Ausbauens und der verstandesmäßigen Begründung, des Selbstverneinens und Selbstwiderstreitens, Glaube und Zweifel, Fragen und Wissen — der Gedanke wird zum System und steht nun mitten im Streit des Lebens und der Wissenschaft, behaftet mit allen Fehlern und Mängeln des Menschenwerkes.

In seiner Umwelt sieht der Forscher nun allerlei Wellen sich erheben: solche vom selben Rhythmus wie die seine, die ihn tragen, ja sich mit der seinen zu doppelter Stärke und Höhe verbinden; andere, die wohl ähnlich schwingen, aber eine andere Grundrich-

tung haben und daher nur teilweise und gelegentlich auf Augenblicke in seinen Rhythmus voll einklingen, dann sich aber wieder mit ihm kreuzen und unharmonische Wogenkämme bilden. Wieder andere rufen nur unharmonische, stets seine Schwingungen, wie er die ihren störende und lähmende Bewegungsbilder und Zwischenwogen hervor; die Kämme und Kreuzungspunkte spritzen auf und bilden nur Schaum, der in Gegensatz tritt zu dem tiefen Grün der Wogen mit ihren gleichen Höhen und Tiefen. Alle aber bilden sie das weite, weite Meer und schlagen ans unbewegte Felsenland, nur wenig in all den Jahrhunderten ihres Wogens und Kämpfens davon erobernd.

Oft bleibt ein neuer, großer Gedanke einsam. Vielleicht ist er einem Kopf entsprungen, dem das wissenschaftliche Rüstzeug fehlte, um ihn in die Sprache derer zu kleiden, die den Besitz des größeren umfassenderen Fachwissens vor ihm voraushaben. Er hat das Rechte gesehen; aber die Begründung und auch sonst das Tatsachenwissen oder die Berechnungen reichen nicht aus, seinem Gedanken die sichere Unterbauung einer guten wissenschaftlichen Theorie zu geben und die anderen Geister desselben Schauens teilhaftig werden zu lassen. Oder er tritt mit seiner Erkenntnis zwischen zwei mehr oder minder gut abgegrenzte Wissensgebiete hinein, ohne jedes so zu beherrschen, daß er dem Fachmann in jedem gerecht werden könnte; dann lehnen ihn beide Seiten ab. Oder endlich, er hat etwas gebracht, das so groß ist oder dem Zeitwissen noch so abgewandt, daß es so gut wie keinem der bekannten Wissensstoffe assimilierbar wird oder ihn zu beleuchten vermag; dann wird das ziemlich einstimmige Urteil der maßgebenden Fachwelt erst recht eine Ablehnung sein. Und doch kann eine neue Idee, indem sie ein einsames, verkanntes Aschenbrödeldasein führt, die von allen gesuchte Königstochter sein und Ahnen gehabt haben, die im Lichte wohnten. Vergleicht man ihre Züge mit den alten Ahnenbildern, dann bemerkt man überrascht, wen man vor sich hat, auch ohne daß die an der Tafel sie erkannt und dort geduldet haben. Sie müssen sich erst von den alten Ahnenbildern, die man ihnen vorhält, belehren lassen, wen sie hinausstießen. Und während nun die Einen, die Besinnlichen, ins Nachdenken kommen, werden die Anderen, und stets die mehreren, die Echtheit der alten Ahnenbilder selbst in Zweifel ziehen, sie als verwechselt, untergeschoben,

übermalt, oder als wertlose, frei erfundene Personifikationen von Naturkräften ohne geschichtlichen Wert ausschreien — bis die Wahrheit irgendwann und irgendwie, auch ohne weitere Zuhilfenahme der Ahnenbilder, ihr eigenes kraftvolles Leben zeigt.

Hörbigers Glazialkosmogonie[64]) ist eine solche unerhörte Erkenntnis, auf die alles paßt, was die vorigen Worte sagen. Sie hat uns auch die Sintflut verstehen gelehrt und sieht uralten Berichten über die einströmenden Himmelswasser ähnlich. Sie sei hier als geniale Idee — einerlei ob sie in allen ihren, hier nicht zu entscheidenden astronomischen Einzelheiten fachmännisch einwandfrei ist oder nicht — vorgetragen, weil sie eine Lösung für unser eigenes Suchen bedeutet und sich weit erhebt über alles, was vom Naturforscherstandpunkt aus je über die Sintflut gedacht und geschrieben worden ist. Freilich macht auch sie den alten Fehler, der den meisten, aus einem großen Wurf gewonnenen wissenschaftlichen Theorien eigen ist: sie wollen sich nicht beschränken auf den Ausschnitt des Weltgeschehens, für den sie intuitiv geboren wurden, sondern werden vom Meister oder seinen Schülern allzu leicht überspannt und auf Dinge ausgedehnt, für die sie nicht Maß noch Inhalt mitbekamen. Das aber sollte und wird uns nicht abhalten, die neue Kosmogonie im Rahmen des hier ihr zukommenden Erscheinungsgebietes ins Licht zu rücken, auch wenn sie sich in mancher Richtung als Übertreibung erweist, gelegentlich sogar haarsträubende Seitensprünge macht, aber trotzdem als Ganzes, als Idee großartig bleibt und, wie jede geniale Tat, erlösend, klärend, befreiend wirkt. Ihr für uns wichtiger, allerdings hier sehr vereinfachter Gedankengang ist kurz folgender:

Im Weltraum bewegen sich unzählige Fixsterne von einer oft so erstaunlichen Größe, daß der Sonnenball, ja der ganze, von unserem Planetensystem eingenommene Raum klein dagegen sein mag. Weißglühende, rotglühende, schwachleuchtende und dunkle Giganten mögen da sein und sind da, teils sich nahe umkreisend und gemeinsame Systeme bildend, teils so weit entfernt voneinander, daß sie sich mit ihrer Schwerkraft nicht mehr beeinflussen. Von vielen solcher Systeme konnte die Eigenbewegung durch den Raum, unabhängig von anderen, schon festgestellt werden. Die Sonne selbst bewegt sich mit 20 km Sekundengeschwindigkeit nach dem Sternbild der Leyer und des Herkules hin. Wenn Fixsterne in

bestimmter Bahn durch den Raum nach unbekannten Zielen eilen, wenn unser Sonnensystem nach Leyer und Herkules flieht, so wird das nicht die Wirkung einer Gravitation sein müssen; denn wo sollte der Riesenkörper stehen, der auf solche Entfernungen Gravitationswirkung ausübte, die doch im umgekehrten Quadratverhältnis zur Entfernung steht? Wohl aber kann es eine dem Sonnensystem vor unendlich langer Zeit erteilte Stoßkraft sein, womit es seinem ungefühlten Ziel ziellos zueilt.

Wie die Planeten ihre Monde, wie die Sonne ihre Planeten, so saugen auch die in einem System vereinigten hellen und erloschenen Sonnen und ihre Riesenplaneten sich gegenseitig an. Wir wissen, daß viele leuchtende Fixsternsonnen ihre dunkeln Begleiter haben. Diese mögen früher selbständige, aber nun erloschene Sonnen sein, die sich bei ihrem Lauf in der Bahn einer noch weißglühenden Riesensonne verfingen und ihr von da ab folgen mußten. Der dunkle Begleiter kann auf seiner Oberfläche Eis oder Wasser haben als Niederschlag des einst glühenden Wasserstoffes, der beim Erkalten des Körpers sich mit seinem Sauerstoff zu Wasser verdichtete; aber das Wasser kann auch chemisch gebunden in den Gesteinen seiner Rinde und seines Inneren enthalten sein.

Je größer ein Weltkörper ist und je dichter sein Material, umso mehr innere Festigkeit hat er, die schon bei unserer wenig dichten Erde dreimal die des Stahles übertrifft. Wird ein größerer Weltkörper von einer Riesensonne eingefangen und streicht er in den Zentralkörper rasch ein, so braucht er keineswegs auseinandergezogen und verteilt zu werden wie ein kleiner Mond, sondern er kann bei der großen Schnelligkeit, mit der solches geschehen muß, und bei seiner erheblichen Festigkeit als Ganzes hineinstürzen. Wenn man ein Eisstück in die Glut eines Hochofens bringt, so verpufft es nicht augenblicklich und wird auch nicht unmittelbar ganz zu Wasserdampf aufgelöst, sondern es umgibt sich nach kurzem Aufzischen mit einer Schlackenkruste, die es isoliert und das Hindurchdringen der Hitze in den Eiskörper wesentlich hintanhält. So schmilzt es langsam erst zu Wasser aus; aber auch das Wasser wird in dem Glutmantel nicht sofort zu Dampf, sondern tritt in den Siedeverzug ein. Danach, bei der geringsten Druck- und Gleichgewichtsstörung in der umgebenden Masse, explodiert es mit ungeheuerer Spannung und richtet die größten Zerstörungen an.

Ist nun ein Weltkörper mit einer gewissen Festigkeit in eine noch weißglühende Fixsternsonne eingeschossen, so dringt er gemäß seiner Schwere, seiner Schnelligkeit und der Widerstandsart des Sonnenkörpers bis zu einer gewissen Tiefe in diesen ein. Er wird nicht sofort aufgelöst, sondern gelangt in Selbstisolierung, und das in ihm enthaltene oder chemisch gebundene Wasser wird frei. So entsteht in jenem Sonnenkörper eine Sprengbombe aus weit überhitztem Wasser und Wasserdampf, und schließlich kommt es zur katastrophalen Explosion. Ein trichterförmiges Stück des Sonnenkörpers schießt, unter allerhand Nebenerscheinungen, geradlinig heraus und enteilt, aus der eingeschmolzenen eigenen und der mitgerissenen Sonnenmaterie bestehend, in den Weltraum hinaus. Seitwärts dabei herausgeschleuderte Massen fallen auf den Sonnenkörper zurück, der in sich selbst ein neues Gleichgewicht schaffen muß, wobei er um- und umfluten wird. Die herausgeschossene Hauptmasse aber setzt unter der ihr erteilten ungeheueren Fliehkraft ihren Weg in den Weltraum fort und verläßt mehr und mehr das Anziehungsbereich des Mutterkörpers. Da aber der Ursonnenkörper in Drehung war, so war auch die Ausschußbewegung der neuen Weltmasse nicht absolut geradlinig, sondern hatte die Figur einer Sandmasse, die man mit einer geschwungenen Schaufel über die Erde streut. Alsbald drehte sie sich um ihren eigenen Schwerpunkt. Es hatte diese Masse also nicht durch Gravitation, sondern durch Stoßkraft und die ihr innewohnende Trägheit des Fluges ihre Richtung im Weltraum gewonnen.

Das alles ist eine kosmologische Konstruktion, wie die so lange maßgebende und von Vielen jetzt noch festgehaltene Kant-Laplacesche Weltwerdungstheorie. Aber die Stoßkraft ist nicht weniger weitreichend als die Newtonsche Gravitation, welche doch nur dem Raum unseres so kleindimensionalen Planetensystems entnommen ist, aber praktisch unwirksam ist im weiten intersolaren Weltraum. Hörbigers Theorie hat eine von den Astronomen bisher unbeachtet gebliebene, der Hochofentechnik entnommene physikalische Grundlage. Aber außerdem liefert die Fixsternenwelt weitere Grundlagen für diese neue Lehre. Denn es gibt eilende Fixsterne, deren Bewegungsrichtung, durch den Raum rückwärts verlängert, auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückführt — das Gegenteil der Newtonschen Vorstellung der Ordnung im Weltall.

Kommt auch unser Sonnensystem von einem solchen Ausgangspunkt her und verdankt es sein frühestes Entstehen einer solchen wegschleudernden Explosion?

Beim Abschuß eines Geschützes haben die herausdringenden Gase zuerst eine größere Geschwindigkeit als das Geschoß; erst danach gewinnt dieses den Vorsprung. So mag es bei einer Sonnenexplosion wohl auch sein. Da der Weltraum nur fein verteilten Stoff, insbesondere den von Sonnenkörpern abgeflossenen gasförmigen Wasserstoff sehr verdünnt enthält, so ist die Reibung gering und die den Schwerpunkt tragende Hauptmasse bleibt lange hinter den vorauseilenden Gasen zurück. Sobald das neue System sich dem Schwerkraftsbereich der Ausgangssonne entzogen hat, läuft es, ganz anders wie ein irdisches Geschoß, nur noch nach seinen eigenen inneren Schwerkrafts- und Bewegungsverhältnissen dahin. Wenn es daher auch kaum einem Widerstand begegnet, so wird doch die an sich zarte Reibung am feinverteilten Weltraumstoff infolge der großen Geschwindigkeit und endlosen Wirkungsdauer allmählich die vorauseilenden Gase bremsen und der nachfolgende Hauptkomplex infolge seiner größeren lebendigen, die Reibung stärker überwindenden Kraft allmählich die zuerst vorausgeeilten Teile zu überholen beginnen. Unterdessen hat sich auch innerhalb des Gesamtsystems selbst eine Gestaltung infolge der darin wirksamen Gravitationskraft vollzogen. Die neue Weltmasse war vorher in sich durchaus unregelmäßig und gewichtsungleich gestaltet. Seitwärts voreilende Massen- und Gaswolken werden allmählich eine andere Richtung eingeschlagen haben als die dichteren, schwereren Teile, insbesondere als der übergeordnete Massenschwerpunkt selbst. Aber auch andere, dichtere Komplexe und Zusammenballungen, die selbst nur untergeordnetere Mengen bedeuten, werden zunächst gegen das Massenzentrum hingezogen und beginnen nun umzulaufen. Hierdurch entsteht eine Unzahl umlaufender Körper, die sich gegenseitig wieder stören, schwächen, abfangen oder zu gemeinsamer Wucht verstärken. So kommt es durch Auslese zu neuen, geordneteren Massenansammlungen mit bestimmteren Umlaufbahnen. Sie vergrößern sich weiterhin durch Einfangen des Schwächeren, Ungeordneteren, und umlaufen endlich das Hauptmassenzentrum. Das nun in vollem Schwang stehende Einfangen versetzte gleichzeitig die Subzentra in Rotation,

ebenso wie auch das Hauptzentrum auf solche Weise in Rotation geriet.

Als der ursprünglich dunkle, eingefangene Weltkörper in die Sonnenriesin gestürzt war und eingeschmolzen wurde, stand er unter ungeheuerem Druck. Es ist eine Erfahrung der Hüttenchemie, daß glühende und geschmolzene Metallmassen unter Druck viel Sauerstoff an sich binden; vom Druck entlastet, stoßen sie ihn wieder aus. Sobald also das neue Weltsystem in den Raum hinausgeschossen war, war seine Materie vom Druck entlastet; und der in großer Menge frei werdende Sauerstoff konnte sich alsbald mit dem reichlich vorhandenen und aus der Sonnenmutterkorona überdies noch mitgerissenen Wasserstoff unmittelbar zu Wasserdampf konstituieren, sobald nur die Abkühlung um ein Weniges fortgeschritten war. So war alsbald die ganze Geschoßmasse in eine Dampfhülle getaucht. Gerade diese aber mußte, im Gegensatz zu den dichteren Stoffen, am leichtesten an die Ränder des nun rotierenden Systems gedrängt werden; und kam so aus der Hitze heraus in Berührung mit dem kalten Weltraum. Das war der Ort und der Augenblick, wo das erste Feineis, der erste Eisstaub sich im Umkreis der Rotationsebene des neuen Weltsystems bildete. Es konnten alsbald auch hier Ballungen, Eisballungen entstehen, zum Teil sogar auch mit festeren Stoffkernen. Diese Randzone nahm natürlich an der Rotation des Ganzen zunächst noch teil, wurde aber mehr und mehr durch das Herausströmen neuer Dampfmengen und ihr Wegeilen in den Weltraum langsam dahin mit abgedrängt und so immer mehr der Schwerkraft des Übrigen entzogen, zumal auch der Strahlungsdruck auf die größtenteils noch feinverteilte Masse diese weltraumwärts auszudehnen und abzudrängen suchte, die sich deshalb kaum verdichtete.

Die Rotationsbewegung dieser Randeismaterie mußte schließlich durch Reibung an feinstverteiltem, den Weltraum durchdünstendem Stoff und wohl auch durch den Ätherwiderstand erlahmen. War also der ganze ursprüngliche Geschoßkegel durch das, was sich inzwischen in ihm abgespielt hatte, in Linsenform übergegangen, so blieb jetzt der Randkranz der Linse allmählich stehen und wurde vom Zentrum in der ehemaligen Flugrichtung mehr eingeholt. Wenn unser durch den Raum eilendes und längst geordnetes Sonnensystem solchen Vorgängen sein Werden verdankt, so haben

wir ja in ihm vollendet das Bild jener weltenſchaffenden Ereigniſſe: ein um ein Maſſenzentrum kreiſendes Planetenſyſtem von folgendem Aufbau: Dem Maſſenzentrum zunächſt die aus Sonnenſtoff beſtehenden inneren Planeten; weiter draußen die ſowohl aus Sonnenſtoff wie aus Meteormaterial aufgebauten äußeren Planeten, auf deren Oberfläche ſich Eis angeſammelt hat. Außerhalb der Planetenbahnen laufen Eisballungen (Planetoiden) um und von ihnen ſtammen die Kometen, die Eiskörper ſind. Es folgt eine Lücke und dann, im Abſtand von 4—5 Neptunentfernungen, der nicht mehr umlaufende, nur aus Eisſtaub und Eiskörpern beſtehende kometariſche Milchſtraßenring, dem die Sternſchnuppen entquellen, die auch in unſere Atmoſphäre geraten. Es iſt jenes ſchwach leuchtende breite Himmelsband, an einzelnen Stellen heller als an anderen, während die ſideriſche Milchſtraße aus Fixſternen beſteht und hier nicht gemeint iſt.

Die Ebene der Eismilchſtraße bewegte ſich zur Zeit ihrer Entſtehung in gleicher Richtung wie ihr Hauptzentrum, die Sonne. Die Sonne iſt infolge ihrer größeren und ſchwereren Maſſe dem Mediumwiderſtand gegenüber ausdauernder als die feine Milchſtraße, von der ſogar Teile zurückbleiben. Dieſe wird daher beſtrebt ſein, ſich ſenkrecht gegen die Flugrichtung einzuſtellen, was bereits um 15^0 geſchehen iſt. Infolgedeſſen iſt die Sonne ſcheinbar aus dem Ring herausgetreten und befindet ſich dem in der Fahrtrichtung linken Innenrande des Ringes näher als dem rechten, der ſchon tief „unter“ ihr liegt. Da die Sonne ihr Schweregebiet in der Bahnrichtung des ganzen Syſtems gegen die allmählich zurückbleibenden Teile und Teilchen des Milchſtraßenringes langſam hinſchiebt, ſo werden ſolche immer mehr oder weniger zahlreich in das Planetenſyſtem hereingezogen. Dieſe eingeholten Eiskörper werden dann unmittelbar in die Sonne ſtürzen, wenn ſie auf dem kürzeſten Wege herankommen; die ſeitlich einſtreichenden werden in ſcharf gekrümmten Bahnen zuerſt um die Sonne ziehen und erſt allmählich hereingelenkt werden. Nach der verſchiedenen Art des Hereindringens und Heranziehens dieſer großen und kleinen bis kleinſten Körper bildet ſich um den Sonnenball ein Eisſchleier, den die Erde kreuzt und in dem je nach der Herkunftsrichtung, der Größe, der Geſchwindigkeit, den gegenſeitig ſtörenden Ablenkungen oder Anziehungen und dem Einfluß der Planeten eine Sonderung und

Sortierung sich vollzieht. Je nach der Stellung der Planeten haben diese, wenn die Eiskörper in den Bannkreis der Sonne geraten sind, größere und kleinere schon angezogen, sie sofort verschluckt oder gelegentlich zu Monden gemacht. Für die Erde kommen aus bestimmten Gründen nur kleinere in Betracht, selten einmal wohl ein großer. Sie sind die Verursacher der Hagelschläge und anderer Wetterkatastrophen. Wenn sie über dem Luftraum vorbeiziehen und dem Anziehungsbereich der Erde wieder entrinnen, sehen wir sie als Sternschnuppen. Tritt aber ein solcher Körper in die Erdatmosphäre ein, so zerplatzt er sofort infolge des Luftwiderstandes und löst sich auch infolge der Wärmewirkung in Wasser auf, das nun als katastrophaler, teilweise mit Hagel vermischter Gewitterregen herunterkommt. Häufen sich die zutretenden Eiskörper und Eisstaubmassen an oder ist ein solcher Körper ausnahmsweise besonders groß, so können sie nicht nur Wetterkatastrophen größeren Ausmaßes herbeiführen, sondern auch „die Schleusen des Himmels öffnen", so daß es sieben oder mehr Tage und Nächte endlos regnet, die Sonne verfinstert bleibt und furchtbare Gewitterstürme rasen, vielleicht vermischt mit Erdbeben, die ja durch starke atmosphärische Druckänderungen ohnehin erfahrungsgemäß ausgelöst werden können. Am ärgsten würde dem die Äquatorialzone ausgesetzt sein, weil die größeren Eiskörper im allgemeinen in die Rotationsebene des Äquators hereingezogen werden.

Wäre das nicht ein Ereignis, wie es der noachitische Mensch erlebte? Hier hätten wir eine Erklärung der ungeheueren meteorischen, auf die Erde niederfallenden Wassermassen, von denen Eduard Sueß behauptete, daß sie nicht möglich seien — trotz des klaren uralten Sintflutberichtes. Aber Hörbigers Theorie geht weiter und wohl zu weit: sie erklärt die Sintflut durch Auflösung eines früheren Erdmondes.

Die Oberfläche des jetzigen Mondes soll durch ehemalige Aufnahme von Wasser aus dem Weltraum ein Eismeer sein; die Formen der Mondoberfläche und das spezifische Gewicht des Mondkörpers widersprechen dem nicht. Der Mond soll im Laufe der Zeit in die Erde hereingezogen, dabei zu einem Spiralring aufgelöst und so nach und nach von der Erde aufgezehrt werden. Zuerst würden da wieder ungeheuere Wasserfluten durch Auflösung des Eises in die Erdatmosphäre herunterkommen. Je mehr der

Eismantel aufgezehrt und die tiefere Steinzone des Mondkörpers aufgelöst würde, umsomehr würden Schlammregen, danach kosmischer Gesteinsstaub niedergehen; zuletzt wohl metallische Stoffe, da wohl auch der Mond, wie die Erde, im Innersten starke Metallanreicherungen haben dürfte. Dann wäre erfüllt, was die Offenbarung des Johannes als Untergang der jetzigen Erdoberfläche und ihres Menschengeschlechtes voraussieht und in vielen Einzelheiten beschreibt. Wie unser Jetztweltmond einen Eismantel habe und allmählich durch die Erdanziehung aufgelöst und später mit dem Erdkörper vereinigt werde, so sei ein früherer Mond zu einer ringförmigen Spirale ausgezogen worden, habe sein Eis als Wasser, seinen Gesteinskern als Schlammbrei der Erde einverleibt. Durch den zuvor allmählich näher und näher kommenden damaligen Mondkörper habe sich aber infolge der Anziehungskraft ein ungeheuerer äquatorialer Meeresflutring angesammelt, der nach Auflösung des Trabanten und Verschwinden der zuvor durch ihn gegebenen lunaren Anziehungskraft zu beiden Seiten polwärts wieder abströmte und damit die noachitische Sintflut mit Wetterkatastrophen, Erdbeben und Meeresüberflutungen erzeugt habe[65]).

Ich kann die Ansicht nicht teilen, daß die noachitische Sintflut mit rückströmenden äquatorialen Mondgürtelfluten etwas zu tun gehabt habe; wohl aber mit dem Eindringen kosmisch-glazialer Körper, die durch Auflösung in der irdischen Atmosphäre jene ungeheueren, aber kurzfristigen Regenfluten erzeugten, von denen berichtet ist. Denn wäre ein Mond in die Erde eingelaufen, so hätte eine ungeheuere, zuerst ostwestliche, dann nordsüdliche und zuletzt wieder ostwestliche, die Rotation der Erde beschleunigende Gürtelhochflut entstehen müssen. Aber die in der Hörbigerschen Lehre und den Schriften seiner Interpreten so anschaulich geschilderten geologischen Wirkungen, nämlich Überflutung und wieder Trockenlegung der ganzen Hemisphären und einheitliche Schichtbildungen werden von dem Befund in allen Formationen aufs bündigste widerlegt. Ebensowenig kann ich in der noachitischen Sintflut etwa den Untergang der Platonschen Atlantis sehen, wie schon zuvor einmal erwähnt. Und auch in die letzte, die diluviale Eiszeit möchte ich bei weitem nicht die noachitische Sintflut nach den Andeutungen verschiedener Nebenumstände verlegen, sondern in eine viel frühere erdgeschichtliche Epoche. Die glazialkosmogo-

nische Literatur führt näher aus, wie die Luftabsaugung, welche der mit Ende der Tertiärzeit der Erde sich nähernde und angeblich aufgesogene Altmond von den Polen nach dem Äquator hin bewirkte, durch polare Luftverdünnung ein Eindringen der Weltraumkälte und damit die diluviale Eiszeit hervorgerufen habe; denn ebenso wie das Wassermeer sei auch das Luftmeer zur Äquatorialzone hingezogen worden. Auch dies ist geologisch nicht aufrecht zu erhalten. Denn die Eiszeit war keine Zeit großer Kälte, sondern nur eine Zeit sehr vermehrter schneeiger Niederschläge und etwas kühlerer Jahresmitteltemperatur. Insbesondere müssen die Sommer kühler, nicht die Winter kälter gewesen sein, und eine in diesem Sinn erfolgte Herabsetzung des gesamten Jahresmittels um etwa 5—6° würde genügen, um heute wieder den übrigens nicht allzu großen Umfang der diluvialen Eisbedeckung herbeizuführen, vorausgesetzt, daß dabei die Niederschläge zahlreicher wären.

Jedenfalls können wir aber der glazialkosmogonischen Theorie den Ruhm einräumen, daß sie die erste wirklich durchschlagende, prinzipielle Lösung der hier behandelten erd- und menschheitsgeschichtlichen Frage anbahnt, ja großenteils schon gegeben hat[66]). Daß bei dem verhältnismäßig häufigen Hereintreten von Eiskörpern oder Eisplanetoiden aus dem Milchstraßengürtel in den Kreis unseres Planetensystems die Erde doch so selten davon betroffen werde, und daher keine glazialen Sekundärmonde besitze, komme davon, daß Mars zu allererst solche Körper einfange. Dieser sei — wie früher auch der jetzt als Mond von der Erde eingefangene „ehemalige Planet Luna" — der Schild, welcher die Blockadebrecher abhalte, zu uns vorzudringen. Umgekehrt seien es sonnenwärts die Planeten Venus und Merkur, die den uns aus der Sonnenkorona zugestrahlten zodiakalen Feineisstaub wesentlich aufnähmen. Alle drei Planeten: Mars, Venus und Merkur, seien deshalb tief unter Wasser stehende Sterne, wie der Mond aus seiner früheren Planetenzeit her auch, denen gegenüber die Erde noch verhältnismäßig wasserarm geblieben sei, so daß nur ihre tiefsten Oberflächensenken von Ozeanen ausgefüllt seien.

Es kommt hier nicht darauf an, die glazialkosmogonische Theorie als geschlossenes Ganzes wiederzugeben; man muß sie in der eingehenden Begründung des Originalwerkes studieren. Es sollte sich

nur zeigen, auf welchem Wege vielleicht eine Erklärung der noachitischen Sintflut befriedigend durchgeführt werden könnte — zum erstenmal, nachdem sie vorher als Phantasma, Allegorie oder örtlicher Vorgang unter falschen geologischen und meteorologischen Voraussetzungen vergeblich gedeutet worden war. Nehmen wir aber diese neue Erklärung der möglichen Wasserzufuhr aus dem Weltraum in Form von Eisplanetoiden oder Eisstaub wenigstens im Prinzip, also ohne Mondauflösung an, so bekommen wir, daran kann kein Zweifel sein, eine geschlossene Theorie zur Aufhellung auch anderer ursprünglicher und weitverbreiteter Sagen, von denen die noachitische Sintflut ein Hauptereignis katastrophaler Art gewesen ist, das aller kleinlich örtlichen Ausdeutungen doch immer wieder spottet, auch wenn sie zu einzelnen Völkern hingetragen und dort an deren eng begrenzte sonstige Erlebnisse angeglichen ist.

In der Flutsage der Chippewayan-Indianer steht ganz ausdrücklich, daß die große Sintflut zuerst mit Schneeniederschlägen begonnen habe: Im Anfang der Zeiten fand eine große Schneeflut statt, heißt es dort. Aber die Fortsetzung macht den Eindruck, als ob sie wieder mit kosmogonischem Sagengut verwoben sei: Da durchfraß die Maus den Lederschlauch, der die Hitze enthielt, die sich nun über die Erde verbreitete. In einem Augenblick schmolz die ganze Schneemasse, so daß die höchsten Fichten überflutet wurden; immer mehr wuchs das Wasser, bis es auch die Spitzen des Felsengebirges überragte[67]). Es handelt sich vielleicht um vulkanische Ausbrüche einer noch älteren Urzeit, die damit verknüpft erscheinen, obwohl immer wieder im Auge zu behalten ist, daß ein und dasselbe kosmisch bedingte Grundereignis in verschiedenen Gegenden nach dem dort gerade herrschenden Erdkrustenbau und den vulkanischen oder seismischen Bodenbedingungen, wie nach der klimatischen allgemeinen Lage in mannigfacher Abwandlung auftreten und doch dasselbe Ereignis gewesen sein kann wie anderorts, wo eben andere Grundbedingungen zu seiner Auswirkung vorhanden waren. Aber man kann es noch einfacher erklären. Daß bei dem Herabstürzen der Wasserfluten aus dem Luftraum auch Feuermeteore beteiligt waren, was wieder stark für Hörbigers Auffassung spricht, geht aus folgender Schilderung des Sintflutereignisses hervor: Als die Menschen das Wasser aus den Brunnen der Tiefe hervorquellen sahen, nahmen sie ihre Kinder, deren so-

viele waren, legten sie auf die Öffnungen der Brunnen und drückten mit ihren Leibern ohne Erbarmen darauf. Aber der Herr ließ von oben eine Flut auf sie niederfallen. Aber fest war ihre Kraft und groß ihr Wuchs; und da der Herr sah, daß nicht die Brunnen der Tiefe, noch die Fluten des Himmels etwas über sie vermochten, ließ er vom Himmel einen Feuerregen fallen, wie es auch heißt: das Übrige fraß das Feuer. Es heißt auch: jedweden Tropfen, den der Herr auf sie regnen ließ, machte er vorerst in der Hölle siedend heiß und danach ließ er ihn fallen[68]).

Hier scheint nun ein Zusammenfließen von Sagen zweier verschiedener Gegenden des Schauplatzes der Sintflut vorzuliegen. Wahrscheinlich waren, dem strichförmigen Niedergehen der Hagelschläge und Meteorfälle entsprechend, in einzelnen Teilen des Kontinentes solche glühenden Meteoriten niedergegangen und hatten den mit ihnen niedergehenden Regen heiß gemacht. Wo die Meteoriten selbst nicht mehr fielen, konnte immer noch heißer Regenschauer fallen, wenn er unmittelbar zuvor im Luftmeer durch die Meteoritenbahn gegangen oder von ihr gekreuzt worden war. So können gleichzeitig drei verschiedene Erscheinungen zustande gekommen sein: Hagelschnee und kalter Regenschauer an der einen Stelle, Meteorfall und heiße Regengüsse an der anderen, und allein heißer Regen an einer dritten Stelle. Das sind also keine Widersprüche, sondern sie beweisen viel eher die Naturwahrheit der ursprünglichen Sage, eben wegen ihrer verschiedenen Fassungen.

Daß die Sintflut ein großes kosmisches Ereignis war und mit dem Herantreten eines kosmischen Körpers oder Körperagglomerates irgend welcher Art an die Erde und in ihren endgültigen Bannkreis zusammenhängt, scheint auch eine jüdische Sage[69]) zu lehren, wonach zuvor schon Änderungen in der astronomischen Konstellation eingetreten waren. Denn zuvor, so heißt es, hatte der Herr die Ordnung der Schöpfung geändert; er ließ die Sonne auf der Abendseite aufgehen und auf der Morgenseite untergehen. Aus einer anderen Sage kann man ablesen, wie vor der Sintflut ein kosmischer Körper die Erde periodisch umkreiste: „Auch die Wasser pflegten vor Noah morgens und abends hochzusteigen und spülten die Leichen der Toten aus ihren Gräbern heraus. Wie aber Noah kam, standen auch die Gewässer still". Nicht nur das Meerwasser wird durch einen Satelliten zu regel-

rechter Ebbe und Flut bewegt, sondern auch der Grundwasserspiegel. Lief der Satellit nahe und rasch um, so spülte auch das rasch auf- und niedersteigende Grundwasser den Boden durch. Die Erscheinung mußte mit der Beseitigung des Trabanten wieder verschwinden, wie dieser auch bei seiner letzten größten Annäherung „die Brunnen der Tiefe" aufbrechen mußte.

Es ist ja geradezu dem Sinne nach eine Vorwegnahme der Hörbigerschen Lehre, wenn die babylonische Wissenschaft die Sintflutentstehung aus den Bewegungen der Gestirne und des Weltalls erklärt. Danach[70]) muß es eine Zeit gegeben haben, in der das Frühlingsäquinoktium, das in Aonen den ganzen Tierkreis durchläuft, in der Wasserregion des Tierkreises (Eas Reich) gestanden hat. Damals sank das irdische All in die Wasserflut und daraus ging eine neue Weltära hervor. Ebenso hat es eine Zeit gegeben, in der das irdische All in den entgegengesetzten, an den Feuerhimmel stoßenden Teil des Weltalls getreten ist; damals trat eine Feuerflut ein. Die Sintflut muß sich also nach babylonischer Lehre wiederholen, wie sich die Feuermeteorflut wiederholen wird.

Wir sehen es als ausgemacht an, daß die altbabylonische Sternseher- und Sternberechnungskunst in Weltbeziehungen Einblick hatte, die unserer Schulweisheit verschlossen geblieben sind. Wenn wir daher hier einer Lehre begegnen, die mit einer solchen Zähigkeit weit verbreitet und lange Zeiten hindurch festgehalten worden ist von Menschen, deren Weisheit doch gewiß nicht nur quantitativ, sondern auch wesenhaft es mit der eines modernen Gelehrten aufnehmen kann und sie vielleicht in manchem übertraf, insoweit sie ein anderes Weltbild hatte, so werden wir einer solchen Lehre mit Ernst als etwas Fundiertem begegnen, zumal wenn wir sehen, daß ein genialer Denker, wie Hörbiger, wesentlich dieselbe Lehre aufbaut, wenn auch gewiß mit ganz anderen Erkenntnismitteln und von einer ganz anderen Seite der Betrachtung her als jene Alten.

Datierung und Raumbegrenzung der noachitischen Sintflut

Es ist uns zuvor schon klar geworden, wohin wir nach unserer vergleichenden Methode den noachitischen Menschen zu stellen haben, sowohl in der Evolutionsstufe des Menschenstammes selbst, wie in der erdgeschichtlichen Zeitskala. Dieser Noahtypus — man darf ja nicht an eine Person, auch nicht bloß an einzelne Generationen denken, sondern muß ganz frei aus der Höhe den Menschentypus in allen möglichen Spezialstämmen und Ausgestaltungen seiner Körpergestalt und Kulturfähigkeit, doch innerhalb gewisser Grenzen als denselben begreifen — dieser von uns so genannte noachitische Menschentypus ist, wie wir versuchten darzutun, vielleicht schon frühmesozoischen Alters. Nicht sofort mit dem Entstehen dieses noachitischen Menschenstammes trat die Sintflut ein. Denn Noah selbst, wie er als Menschenfigur im Sintflutbericht auftritt, lebte ja schon länger unter entarteten Menschen. Er ist ein schon höher entwickelter Repräsentant des mesozoisch-säugetierhaften Intellektualmenschen gewesen.

Ein Merkmal, wonach man zunächst versuchen kann, das Sintfluterlebnis Noahs erdgeschichtlich einzuordnen, ist die Pflanzenwelt, die ihn umgibt. Es wird der Ölbaum genannt, den er zuerst nach der Flut wiederfand. Sodann die Züchtung des Weinstockes, die ihm nach der Sintflut gelang. Der Ölbaum, wie der Weinstock gehören zu den Blütenpflanzen, denen wir in der Erdgeschichte zum erstenmal in der letzten Hälfte der Kreidezeit, also am Ende des mesozoischen Zeitalters begegnen. Da der Weinstock als solcher nicht wild vorkommt, sondern als Züchtungsprodukt angesehen werden muß, so kann er jedenfalls nicht früher als in dem oberen Teil der Kreidezeit vom Vorweltmenschen gezüchtet worden sein. Da er nach der Sage erst nach der Sintflut in den neu besiedelten Gebieten hervorgebracht wurde, so kann diese Neubesiedelung nicht viel vor dem Ende der Kreidezeit stattgefunden haben. Damit ist eine älteste Zeitgrenze gegeben.

Unter den Tieren, die Noah in die Arche mitnahm — die metaphysische Bedeutung des Bildes der Arche werden wir später noch kennzeichnen — sind stets nur Säugetiere und Vögel genannt, wie Elefant, Nashorn, Maus, Hase, Taube, also keine Reptilien mehr. Diese Typen weisen ebenso allgemein auf die Tertiärzeit hin; sie entstanden aber wohl schon in der letzten Phase des mesozoischen Zeitalters. So bekommen wir abermals eine untere Zeitgrenze in die Erdgeschichte rückwärts: das Ende der Kreidezeit.

Ein weiteres, dasselbe erdgeschichtliche Alter der Flut bestimmendes naturhistorisches, aus den Mythen entnommenes Merkmal ist die Nennung des Riesenvogels im Zusammenhang mit dem Sintflutmenschen. Die Kristino- oder Creesindianer haben eine Sage[71]), wonach ein solch großer Vogel zur Zeit der Sintflut gelebt haben muß. „Zur Zeit der großen Überschwemmung, die .. alle Völker der Erde vertilgte .. ergriff eine junge Frau den Fuß eines vorüberfliegenden sehr großen Vogels und wurde .. auf die Spitze einer sehr hohen Klippe geführt. Hier gebar sie Zwillinge, deren Vater der Kriegsadler war, und ihre Kinder haben seitdem die Erde bevölkert." Bei aller späteren bewußten Allegorie, die zugleich in dieser Fassung steckt, fußt sie doch auf dem Urbild des großen Vogels als solchen. Die vermutlichen fliegenden Riesenvögel haben wir aber schon in einem vorhergehenden Abschnitt als alttertiärzeitlich oder spätkreidezeitlich bestimmt (S. 114).

Die angenommene Zeitbestimmung der noachitischen Sintflut kann sagengeschichtlich noch weiter erhärtet werden. Denn eine der schon wiedergegebenen Sagen, die von den Binnas der Malayischen Halbinsel, weiß noch zu berichten, daß erst später, nach der Sintflut der Berg Lulumut und die Gebirge entstunden. „Die Gebirge" sind aber natürlich die besonders beachtbaren Gebirge, also wohl die des indisch-hinterindisch-neuseeländischen Bogens, deren Entstehung erdgeschichtlich endgültig in die mittlere oder letzte Phase der Tertiärzeit fällt. Wir haben eine weitere Sage, die eben dahin zielt, nämlich bei den Somalis, wonach vor der noachitischen Flut das Rote Meer noch nicht bestand. Dieser Vorgang nun ist jungtertiärzeitlich[72]); die Flut müßte danach mindestens schon in der Alttertiärzeit gewesen sein.

Die Binnas auf der Malayischen Halbinsel wissen, wie wir, daß die Erde keine feste Masse sei, sondern eine dünne Haut habe. In

alter Zeit brach Gott die Kruste durch, so daß die Welt zerstört und von Wasser überflutet wurde. Später ließ er Berg und Gebirge entstehen und auch die von den Binnas bewohnte Niederung. Von diesen Bergen hängt die Festigkeit der Erde ab. Nach dem Emportauchen des Berges schwamm auf dem Wasser eine aus Holz gezimmerte Prahu umher, worin Gott einen Mann und eine Frau, von ihm erschaffen eingeschlossen hatte. Als sie festsaß, bahnten sie sich einen Ausweg. Anfangs war alles noch dunkel, es war weder Abend noch Morgen. Später wurde es licht und sie bekamen Kinder, von denen alle Menschen abstammen[73]). Andree sagt, diese Sage erscheine ihm, wenn sie gut aufgezeichnet sei, nicht unverdächtig; sie sei kosmogonischer Natur, zeige aber Vermischung von biblischer Schöpfungsgeschichte mit dem Flutbericht, ja wörtliche Anklänge, z. B. daß Gott mit Wohlgefallen auf die Menschen schaute, deren Zahl er zählte. Es ist aber wohl unrichtig, die Entstehung der Berge kurzweg als „kosmogonisch" und daher als dem biblischen Schöpfungsbericht entsprechend zu bezeichnen. Der Sagenforscher soll nicht Dinge, die zeitlich weit getrennt sind, in einer Fläche sehen. Die Entstehung von „großen" Gebirgen ist ein sehr später erdgeschichtlicher Vorgang, und gerade das, was wir heute an hohen Gebirgen auf der Erde haben, entstammt meistens Faltungsvorgängen der Jungtertiärzeit und hat sich verhältnismäßig so rasch hergestellt, daß dies fast als katastrophal bezeichnet werden kann, wenn man demgegenüber die Dauer der geologischen Perioden in Betracht zieht. Also von einem kosmogonischen Alter, d. h. einem auf ursprüngliche Erdzustände deutenden Alter kann man bei der Gebirgsentstehung überhaupt nicht reden, und so wird in der angeführten Sage eben vermutlich auch ein sehr später erdgeschichtlicher Vorgang berührt, nämlich die Entstehung der tertiärzeitlichen Hochgebirgszüge, zu denen die himalayischen Ketten ebenso gehören wie die neuseeländischen Alpen und die hinterindischen Gebirgsketten und unsere Alpen, während uns kosmogonische oder, genauer gesagt, geogonische Flutsagen im allgemeinen mehr in der nordischen Mythologie entgegenzutreten scheinen, wo die Sintflutsage im noachitischen Sinn nicht selbsterlebt vorhanden ist. Es scheint mir daher von äußerster Wichtigkeit für die naturhistorische Klärung der alten Sagenbilder, jenen Unterschied im Auge zu behalten, damit nicht

Heterogenes und zeitlich weit Auseinanderliegendes zusammenfließt. Wir haben es also in der Binnasage doch mit demselben geschichtlichen Kern zu tun wie in dem biblischen Naturereignis und datieren daher auch hier dieses Ereignis mindestens in die Alttertiärzeit.

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint dann selbst eine geophysisch zunächst so Unmögliches bietende Sintflutüberlieferung rational, wie die auch von Sueß schon erwähnte Sage, daß nach der Sintflut die im Schiff Dahintreibenden ihr Fahrzeug an die Spitze des Himalaya festbanden. Wenn man unsere Datierung gelten läßt, so kann damals das gesamte Himalayagebiet, ebenso wie die Alpen, nur erst ein Inselarchipel gewesen sein, dessen später höchste Partien zum Teil noch völlig unter dem Meeresspiegel (vgl. Fig. 22, 23) lagen oder als Inseln und Landrücken hervorgekommen waren. Geht also die Menschheitserinnerung in jene von uns angenommene Zeit zurück, so ist es geradezu richtig, daß spätmesozoisch-alttertiärzeitliche Menschen an den höchsten Spitzen des späteren südasiatischen Hochgebirges landeten, das dem versunkenen Gondwanaland unmittelbar gegenüber lag. Ja, wenn man dem Auswanderungsvorgang der vom versinkenden Gondwanakontinent vertriebenen Sintflutüberlebenden einige Zeitweite gibt, so bekommt die Sage noch stärkeres naturhistorisches Gewicht, weil das Absinken des Gondwanalandes geradezu ursächlich mit dem langsamen erstmaligen Auftauchen himalayischer Gebirgskörpermassen zusammenhängen kann.

Schon im vorigen Abschnitt wurde im Anschluß an Hörbigers Sintfluttheorie darauf verwiesen, daß ein Hereinziehen kosmischen Eisstaubes oder die Auflösung eines wasser- oder eisreichen Planetoiden oder irgend eines sonstwie eingefangenen kosmischen Körpers wesentlich in der Äquatorialzone eine sintflutartige Wirkung ausgeübt haben mußte. Ein solches kosmisches Ereignis konnte aber nicht ohne Einfluß auf die isostatische Lage des davon in erster Linie betroffenen Kontinentalgebietes bleiben. Die ungeheueren Wassermassen mußten eine Druckbelastung hervorbringen, welche den bis dahin im planetaren Gleichgewicht befindlichen Landgürtel nach abwärts zu drücken die Tendenz hatten, und so in den tiefer liegenden Teilen alsbald das Meer hereintreten ließen. Dies umso mehr, als der Umlauf des ein-

gefangenen Fremdkörpers zuvor schon eine, wenn auch nur kurzfristige äquatoriale Flut hervorgerufen haben mußte. Sodann mußten im Zusammenhang damit Erdbeben entstehen, Spalten sich bilden und Brunnen der Tiefe aufbrechen. Wenn es ein größerer kosmischer Körper war, der hereingezogen wurde, so mußte bei seiner Annäherung auch eine Beeinflussung der Form des Erdkörpers, also in der Aquatorialzone innerhalb der Wasserhebung auch die attraktive Tendenz zu einer Landhebung hervorgerufen werden, wie jetzt bei der gewöhnlichen Mondflut und -ebbe. Nun ist aber jede Kontinentalfläche immer in gewissen regionalen Spannungszuständen, welche im gegebenen Augenblick zum Ausgleich schreiten und dann Auf- oder Abwärtsbewegungen, Horizontal- und Vertikalverschiebungen hervorbringen, sei es, daß solche an älteren, vorgebildeten und zuvor schon öfters im gleichen Sinne benützten Unstetigkeitslinien und Verwerfungsspalten im Gesteinsgerüst der Kontinente sich ausleben, oder daß neue Spaltenlinien sich bei solcher Gelegenheit bilden. Solche Spannungen werden wohl bei gewissen astronomischen Änderungen, also etwa bei Exzentrizitätsschwankungen der Erdbahn oder allenfalls bei Änderungen der Ekliptikschiefe, am ehesten ausgelöst und könnten natürlich in mehr katastrophaler Weise bei einer solchen Gelegenheit, wie sie das Herantreten eines kosmischen Körpers bietet, ausgelöst werden. Bei derartigen Kontinentbewegungen und dem dabei einsetzenden Aufreißen von Spalten und Bruchsystemen treten dann auch Quellen, heiße Thermen oder Vulkane zutage. Das sind gewöhnliche geologische Erscheinungen, die hier nicht erst begründet zu werden brauchen und deren Heranziehung nichts Besonderes ist.

Wir wissen nun aus der Erdgeschichte, daß mit dem Ende des mesozoischen und am Beginn des Tertiärzeitalters der große, schon öfters erwähnte Gondwanakontinent zwischen Polynesien, Australien, Indien, Madagaskar und Afrika zerfiel, sei es, daß er zu ozeanischen Tiefen niederbrach oder daß unter geringeren Niederbrüchen seine Teile im Sinne der Wegenerschen Kontinentalverschiebungslehre[74]) auseinandertraten. Jedenfalls ist dieser Kontinentalzerfall eine erdgeschichtliche Tatsache und hat sich in der Jurazeit zum erstenmal stark bemerkbar gemacht. Wenn dieser Vorgang auch über längere Zeit sich erstreckte, so kann er stellenweise und

flächenhaft doch auch katastrophal erfolgt sein. In der Oberkreide- und Alttertiärzeit blieb dann zuletzt, unter vorübergehender gleichzeitiger starker Überflutung der Randgebiete des afrikanischen Kontinentes, eine im Indischen Ozean liegende große Festlandsinsel, etwa an Größe Australien vergleichbar, übrig, die sich von Ostmadagaskar nach Indien erstreckte und seit Wallaces tiergeographischen Studien auch in der geologischen Literatur den Namen Lemuria bekam und die mit der Tertiärzeit ebenfalls endgültig verschwand (Fig. 23). Seitdem ist auch die Ausdehnung der Ozeangebiete und das Zurücktreten großkontinentaler Flächen auf der äquatorialen und der unmittelbar südlich anschließenden Kugelzone besonders auffällig. Deuten und datieren wir also die noachitische Sintflut, entgegen Ed. Sueß, in der bisher verfolgten Weise, so wird uns allerhand verständlich, was vorher undurchsichtig war, nämlich nicht nur die allgemein sagenhafte Seite des Sintflutereignisses und die merkwürdige Verbreitung seiner Kunde, sondern auch menschheitsgeschichtlich, tiergeschichtlich und erdgeschichtlich das, daß vermutlich jene ältesten vornoachitischen und noachitischen Menschen auf jenem südlichen Gondwanaland und später auf seinem lemurischen Rest saßen; daß auch dort die ersten Säugetiere von reptilhaftem Habitus zugleich mit dem vornoachitischen und noachitischen Menschen entstanden und daß nach oder mit der Sintflut und dem Untergang bzw. der Überschwemmung jenes ersten Kontinentes die Auswanderung der Menschen und der Säugetiere vor sich ging. Nach den damaligen Verteilungsverhältnissen von Land und Meer aber darf es als unwahrscheinlich gelten, daß sich die Auswanderung gerade nordwärts vollzog, weil damals dort das breite, von Hinterindien über Persien, Kleinasien und das Mediterran- und Alpengebiet sich erstreckende Weltmittelmeer sich ausdehnte, dem die Geologie den Namen Tethys gab und das zu den permanentesten Meeren der Erdgeschichte gehört, so daß eine Auswanderung nach Osten und Südwesten in Betracht kommen wird, wo Festlandsteile gesucht werden dürfen oder wenigstens Inselarchipele, welche die nach der Sage damals noch kaum der Schiffahrt kundigen Noachiten erreichen konnten. So kamen sie leicht zu dem südatlantischen Kontinent im Westen, der noch bestand, und erreichten wohl Südamerika, womit jener in Verbindung war; andererseits konnten sie auf dem Land nach

Südindien gelangen und auch Australien halten. Endlich ist anzunehmen, daß damals, selbst nach dem Untergang des größten Teiles von Gondwanaland, noch im Pazifik ein polynesischer Landkomplex sich hielt, der ebenfalls dem noachitischen, sintflutvertriebenen Menschen erreichbar war, von wo er ebenfalls durch Inselguirlanden nach Süd- oder Mittelamerika gelangen konnte. Und überall dahin nahm er die originale, wenn auch regional von Anfang an verschiedene, aber im Kern übereinstimmende Sintflutsage mit, was ganz der unserer Sagenforschung ursprünglich scheinenden Verbreitung entspricht.



Fig. 24.
Bildfelder der Mayahandschrift, vielleicht mit Andeutungen der Tierwelt zur Sintflutzeit.

Daß die Sintflutsage in Mittelamerika ursprünglich ist, d. h., dort vorhanden war, ehe die Spanier ins Land kamen, ist heute wohl ausgemacht. Umso wichtiger scheint mir daher ein Stück aus der schon wiederholt zitierten aztekischen Mayahandschrift, auf dem vielleicht eine Anspielung auf die Sintflut zu erkennen ist (Fig. 24). Der mit dem Menschendämon über das Wasser gefahrene Mensch sitzt dort in der Flut, am Grund des Wassers, das ihm über dem Haupt steht. Ihm gegenüber ein Tier, das jedoch keine Schlange ist, denn es fehlen ihm alle zu einer solchen gehörigen Merkmale. Eher ist es mit einem Wurm vergleichbar; aber die merkwürdige spirale Einrollung erinnert auch an ein Ammonshorn, das charakteristischste niedere Meerestier der Meere im mesozoischen Zeitalter. Auf dem kleineren Teilbild erscheint diese ammonshornförmige Gestalt noch einmal, und zwar so involut, daß ein unspiraliger Fortsatz kaum mehr vorhanden ist. Naturhistorisch läßt sich über den Typ des Ammonshornes kurz sagen, daß es am Ende der Kreidezeit, also gerade an jenem erdgeschichtlichen Zeitpunkt, den wir als Sintflutdatum festsetzen möchten, völlig ausgestorben ist. Das schlangenartige Tier aber, das der Dämon im Wasser hält, könnte eine Anspielung auf die fabelhafte Seeschlange sein, die wir im Kapitel über die Sagentiere schon

kennen lernten und die gleichfalls in der späten Phase der Kreidezeit und an der Grenze gegen die Tertiärzeit hin lebte; es ist auch in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß man Anhaltspunkte dafür hat, daß jene Seeschlangen an der Oberfläche des Wassers lebten und wohl stets nur zum Beutehaschen kurz und vorübergehend untertauchten. Es liegt immerhin nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß als Sintfluterzählung der Mayahandschrift hier allerlei von dem Gesagten anklingt. Ohne bei der Unsicherheit des Objektes mehr daraus machen zu wollen, sei dieser Zug wenigstens der Beachtung bei Aufhellung der alten Bilderschrift anheimgegeben.

Wichtig für die Beurteilung der schon erreichten Kulturhöhe zur Zeit der noachitischen Sintflut ist, daß in den babylonischen Texten[75]) ausdrücklich berichtet wird, daß schon lange Zeit Herrschergeschlechter vor der Flut bestanden hätten, daß sogar Aussprüche von Weisen vor der Flut mitgeteilt werden, und daß ausdrücklich für die Zeit vor der Flut auch schriftliche Tradition behauptet wird. Asurbanipal sagt, er habe Steine aus der Zeit vor der Flut gelesen. Wir haben doch nicht das Recht, solches bloß für eine Redeweise zu erklären, herbeigebracht, um seinen Worten und Gesetzen Würde zu verleihen. Heißt es doch abermals ausdrücklich in anderen Schriften aus Babylon, daß sich dort eine große Menge stammesverschiedener Menschen befunden habe, die ordnungslos zusammengekommen seien und wie die Tiere lebten. Man erinnere sich an die biblische Überlieferung von der Sprachenverwirrung in Babel. Daß vor der Sintflut schon Kultur und schriftliche Überlieferung da war, bezeugt auch die Tradition, daß Xisuthros, der letzte der zehn vorsintflutlichen Urkönige, die Verbindung mit den Weisen über die Sintflutkatastrophe hinüber dadurch herstellte, daß er vor der Flut alle Schriften vergrub; die Angehörigen des babylonischen Noah hätten sie dann ausgegraben und unter den Menschen verbreitet[76]).

In Platons Atlantisbericht heißt es, daß es zur Zeit der Besiedelung der Atlantis noch keine Schiffe gab. Wenn nun die Atlantis von Osten her nach dem Untergang des Gondwanakontinentes, also nach der Sintflut besiedelt worden ist, so war es der Noachit, der sie besiedelt hat. Er müßte also zu Land wandernd hinübergelangt sein. Wenn man will, so kann man seine Arche als ersten

Schiffsbauversuch mit der damaligen ersten Erfindung des Schiffsbaues ja allenfalls in Zusammenhang bringen. Für mich ist sie, wie in einem der Schlußabschnitte dargelegt wird, auch noch von anderer Bedeutung. Aber wenn erst mit der von uns angenommenen nachsintflutlichen Atlantisbesiedelung das Schiff erfunden wurde, so wird damit auch ein Licht auf die „Steinkisten" fallen, mit denen der Schiffer des babylonischen Utnapischtim im Gilgameschepos zu tun hat und die ihm Gilgamesch vor der Überfahrt zertrümmert, worauf sie an Stelle der alten Steinkisten ein Schiff bauen. Gerade darüber wundert sich ja der Ahn Utnapischtim, als er von fern die beiden in einem Schiff über das Meer fahren sah.

Auch in den Atlantismärchen von Frobenius findet sich, um nur dies noch herauszugreifen, eine Stelle, welche auf ganz uralte natursomnambule Zustände des Menschenwesens deutet und dabei das damalige Vorhandensein von Schiffen noch in Abrede stellt; es wird erzählt von der Tochter eines Agelith, welche einen Monat schlief und einen wachte, bis sie heiraten würde. Und dabei heißt es, daß es damals noch keine Schiffe gab[77]). Das merkwürdige Schlafen, bis sie ein Mensch würde, wie es an anderer Stelle steht, und das Unbekanntsein mit dem Schiff weist auch wieder auf jene ganz alte vornoachitische und vorsintflutliche Menschenzeit hin.

Daß durch den Eintritt der Sintflut Menschen von ihren Wohnsitzen vertrieben wurden und andere Landstriche besiedelten, deutet eine Sintflutüberlieferung der Juden an. Als die Flut begann und Noah mit seinem Geschlecht im Kasten war, kamen Menschen heran und wollten ihn aufsprengen, um noch Unterschlupf darin zu finden. Aber da ließ Gott über sie herfallen das Vieh und die wilden Tiere, die den Kasten umlagerten. Und die Tiere überwältigten die Menschen und schlugen sie und töteten ihrer viele und vertrieben sie. Da suchte sich jeder seinen Weg und sie zerstreuten sich über die Erde[78]).

Am Ende des mesozoischen Erdzeitalters bildeten sich auch schon die heutigen Grenzen von Festland und Meer heraus. Große Landuntergänge und weitausgreifende Meerestransgressionen haben sich, abgesehen von dem später noch folgenden, aber wohl nicht sehr umfangreichen atlantischen, nicht mehr abgespielt. Bemerkenswert ist aber die Tatsache, daß mit dem Ende der

Kreidezeit ein großes Sterben einsetzt, die gewaltige Reptilwelt in den Meeren und auf den Kontinenten verschwindet wie mit einem Schlag, danach herrschen wesentlich die vorher kaum bemerkbaren Säugetiere. Auch unter den niedrigen Meeresbewohnern verschwinden manche, im mesozoischen Zeitalter noch herrschende Typen. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß sich auch die Tiefsee im Zusammenhang mit der damals einsetzenden und in der Tertiärzeit sich vollendenden letzten großen allgemeinen Faltengebirgsbildung erst voll ausprägte.[78a]) Mesozoische niedrigere Meerestiere wanderten nachweislich damals in die Tiefsee ein und leben noch heute dort. Für alle diese geologischen und biologischen Erscheinungen aber gäbe ein kosmischer Wasserzufluß auf die Erde eine gute Erklärung. So wären von dem in die Oberflächenschicht der Meere eindringenden Süßwasser viele Meerestiere, und gerade die bis dahin äußerst zahlreichen und an der Wasseroberfläche lebenden Ammonshörner rasch ausgestorben, andere konnten sich in das salziger gebliebene Tiefenwasser zurückziehen, und es ist bezeichnend, daß die mehr in der Tiefe und am Boden lebenden Geschlechter der Muscheln, Schnecken und Krebse diese Epoche überstanden haben, während die genannten Oberflächenbewohner und einige an der Meeresoberfläche lebende festgewachsene Mollusckengruppen, die noch für die Kreidezeit so charakteristisch waren, danach ganz verschwunden sind. Damals wäre dann durch das hereinströmende kosmische Wasser auch der Ozean aufgefüllt worden.

Das alles würde also unmittelbar an die Grenze von Kreide- und Tertiärzeit zu legen sein, und damals wäre auch der Vornoachit mit zugrunde gegangen; dann herrschte nur noch der Noachit und blieb vornehmlich von einer Säugetierwelt umgeben. Daß aber alle diese Deutungen, wie schon wiederholt gesagt, nur Vorversuche sind, um später einmal zu einer gediegeneren Erklärung zu gelangen, dessen bin ich mir wohl bewußt.

Jüngere Fluten und Landuntergänge

Es ist oft unter dem Sammelbegriff Sintflut allerhand zusammengestellt worden, was recht verschiedener Herkunft ist und sich nicht nur wie Sagenkern und Umdichtung zueinander verhält, sondern vermutlich auch auf die verschiedensten äußeren erdgeschichtlichen Ereignisse zurückgeht. Schon die Tatsache, daß doch die längst durchgearbeitete griechische Mythologie mehrere Fluten kennt, die sie aber selbst anscheinend durcheinanderwirft und die man gelegentlich auch mit der noachitischen Sintflut identifiziert hat, zeigt, daß man die Sintflutsagen behutsam getrennt halten muß. Es war daher von R. Andree nur sinnvoll, seine bekannte Zusammenstellung allgemein als „Flutsagen" zu bezeichnen und auf deren ganz verschiedene Entstehungsursachen, nicht nur Entstehungsräume, hinzuweisen. Dagegen scheint ihm Golther in der „Germanischen Mythologie" hierin nicht zu folgen, sondern vereinigt z. B. die kosmogonische, aus dem Blute des erschlagenen Riesen Ymir quellende Flut auf Grund einer hergeholten Wortdeutung mit der biblischen Erzählung, obwohl beide bei unbefangener Betrachtung unmöglich dasselbe meinen können und erdgeschichtlich ganz weit auseinanderliegenden, sehr verschiedenen Ereignissen und Überlieferungswegen angehören müssen[79]).

Die Vermischung der kosmogonischen Ymirflutsage, wie wir sie ganz allgemein nennen könnten, mit der gewöhnlichen noachitischen Sintflutsage zeigt schon eine Erzählung aus Borneo, die durch den erscheinenden Blutstrom unmittelbar an jene erinnert, aber andererseits doch auch der Sintflutgruppe, wobei der Mensch als solcher beteiligt ist, angehört. Es scheint mir überhaupt einen südöstlichen und einen nordwestlichen Flutsagenkreis zu geben, die sich gelegentlich etwas überschneiden und dann eine Vermischung kosmogonischer und noachitischer Flutbilder ergeben. Denn der nordwestliche scheint ursprünglich nichts von der noachitischen Sintflut gewußt zu haben, sondern hat nur kosmogonische Sagenbilder hervorgebracht. Jene, die Nahtstelle und Überdeckungsfläche beider Sagenwelten verratende Überlieferung aus Borneo

lautet ungefähr so: Einst zogen einige Dajakweiber aus und setzten sich im Dschungel auf einen umgestürzten Baum. Auf einmal begann der Baum zu bluten, und einige hinzukommende Männer sahen, daß es kein Baum war, sondern eine große Schlange, die erstarrt dalag. Sie töteten das Tier, schnitten es auf, nahmen das Fleisch mit nach Hause und brieten es. Da erhob sich ein Lärm, es begann heftig zu regnen, bis alle Berge außer den höchsten unter Wasser standen. Alle Menschen gingen zugrunde, nur ein Weib wurde gerettet, aus dem später die feuerbohrenden Menschen hervorgingen[80]).

Für die Sintflutsage noachitischer Natur haben wir als Mittelpunkt einen südöstlichen Erdkomplex, in den z. B. Griechenland schon nicht mehr ursprünglich gehört, sondern der vielmehr mit Babylonien und Chaldäa nach Westen und Nordwesten abgrenzt. Dagegen erstreckte er sich auf das Gebiet am und im Indischen Ozean bis hinüber nach Polynesien und von dort wohl — also nicht von Westen und nicht von Nordasien her — auf Süd- und Mittelamerika. China, Tibet und Zentralasien, ebenso wie der germanisch-nordische und der mediterran-atlantische Kreis gehörten zum nordwestlichen Flächenkomplex. Unsere heutige, von Europa ausgehende Orientierung in eine westliche Erdhalbkugel, unter der man die beiden Amerika mit dem Atlantik versteht, und in eine östliche, worunter man den Orient und Asien mit Australien und Polynesien versteht, legt die Grenznaht mitten durch Europa hindurch. Die Ureinwohner beider Amerika sind aber für unsere Betrachtungsweise hier Ostvölker.

Es gibt nun manche Berichte über Fluten älteren und jüngeren Datums, die auf allerlei regionale Abbrüche von Festlandsteilen, Meereseinbrüche und, in Küstenländern, wohl auch auf seismische Fluten, wie sie Sueß so zahlreich bei der Sintfluterklärung beibringt, zurückgehen mögen. Viele von ihnen werden vermutlich mit jener einen großen Kontinent überlaufenden noachitischen Sintflut späterhin zusammengebracht worden sein, und so wird es vielleicht unmöglich sein, diese verwobenen Fäden je zu entwirren. Denn selbst seit der jüngsten Phase der Tertiärzeit haben sich immerhin noch soviel Veränderungen von Meer und Land abgespielt, daß genug Stoff und Anlaß für eine stete Neubelebung der ältesten Sintflutsage dagewesen ist, die so stets neue Gestaltungen an-

nehmen mußte bei den Völkern, bei denen sie nicht wurzelecht im Gedächtnis steckte, sondern denen sie nur zugetragen war. Deshalb braucht es uns nicht zu wundern, wenn wir nicht nur auf die allerverschiedenartigsten Flut- und auch Sintflutsagen stoßen, sondern sie auch in ein und demselben Volke, in ein und demselben Lande oft mehrfach übereinandergeschichtet und teilweise miteinander verfilzt finden.

Es liegt außerhalb der hier gegebenen Möglichkeiten, nun allen solchen Flutsagen nachzugehen. Nur einige wenige, leichter erfaßbare seien noch besprochen; so vor allem die aus dem griechischen Sagenkreis[81]), wohl z. T. mit der Atlantis zusammenhängend.

Die ogygische Flut, benannt nach dem König Ogyges, einem Ureinwohner Griechenlands, soll die älteste sein; die deukalionische die zweite; die unter dem Böotierkönig Dardanos die dritte. Es scheint, daß man auf die griechischen Fluterzählungen und vor allem auf die Flutdatierungen nicht viel geben darf, ja daß sie erdgeschichtlich geradezu irreführend behandelt sind. Nirgends ist durch den unmythischen Intellektualismus und die rein allegorische oder humanistische Art am uralten Sagenleben für uns soviel verdorben worden, wie durch die griechische Poesie und Schriftstellerei. Schon bei Homer treffen wir hinsichtlich der urältesten von ihm verarbeiteten Sagenwerte auf einen vornehmlich theologisch allegorisierenden Rationalismus und reine Romanhaftigkeit. Mag sein daß dies im orphischen Kreis und Urgriechentum anders und besser war; aber davon wissen wir kaum etwas. So ist der ohnehin in Griechenland und bei den Atlantiern wie bei den Ägyptern wohl nicht bodenständige noachitische Sintflutmythus naturhistorisch entstellt worden durch Vermengung mit den späteren autochthonen Fluterlebnissen, die sich offenbar im Mittelmeer, insbesondere in Griechenland und seiner ägäischen Inselwelt abgespielt haben. Wenn der Mensch im Mediterrangebiet auch nur ein quartärzeitliches Alter hätte — Diluvialmenschen gab es ja zweifellos dort — so muß er solche Regionalfluten bezw. Landuntergänge öfters erlebt haben. Denn die Einbrüche des Ägäischen Meeres und die Absenkungen des Griechenlandes, dessen Buchten ja meistens im Meer ertrunkene Flußtäler sind, gehören in eine erdgeschichtlich so nahe bei uns liegende Zeit, daß es geradezu ein Wunder wäre, wenn wir keine Nachrichten davon hätten. Wenn freilich Ogyges, der Uralte, nur

eine andere Form des Wortes Okeanos wäre, so würde auch die „ogygische" Flut nur eine Vermischung allerjüngster, in Griechenland lokalisierter Vorgänge mit den etwas älteren atlantischen Versenkungsvorgängen kontinentaler Gebiete sein.

Für uns besonders wertvoll ist, daß im Platonschen Atlantisbericht außerdem noch von mehreren, teilweise gleichzeitigen Katastrophen im Mittelmeergebiet selbst die Rede ist. Griechenland wird, geologisch einwandfrei, als Rest einer ehemals ausgedehnteren zusammenhängenden Landmasse bezeichnet. „Das ganze Land erstreckt sich vom Festland aus weithin in das Meer und liegt da wie ein Vorgebirge; das Meeresbecken, von dem es umschlossen wird, ist überall an seinen Gestaden sehr tief. Da nun in den 9000 Jahren, die seit jener (atlantischen) Zeit bis jetzt verstrichen sind, viele gewaltige Überschwemmungen stattgefunden haben, so hat sich die Erde, die in dieser Zeit und bei solchen Ereignissen von den Höhen herabgeschwemmt wurde, nicht wie in anderen Gegenden hoch aufgedämmt, sondern wurde jeweils ringsherum fortgeschwemmt und verschwand in der Tiefe. So sind nun, wie das bei kleinen Inseln vorkommt, verglichen mit dem früheren Land, gleichsam nur noch die Knochen des erkrankten Körpers zurückgeblieben". Nach diesen Sätzen beschreibt Platon das alte, waldreiche Land mit seinen Herden und seiner Bevölkerung. Es erscheint hier in einer geradezu modern naturwissenschaftlich anmutenden Analyse, geologisch vollkommen richtig als Landrest, dessen Hauptkörper dem Meer zum Opfer gefallen ist.

Fr. Frech, einer der geologischen Erforscher Kleinasiens, erklärt diese und verwandte griechische Flutsagen durch die zahlreichen nachtertiärzeitlichen Einbrüche des Ägäischen Meeres. Dieses ist, ebenso wie der Pontus, also das Schwarze Meer, und die Propontis in dem späteren Abschnitt der Diluvialzeit eingebrochen. Die Linie der Dardanellen bis zum Bosporus ist ein altes Flußtal, das niedergegangen und nun meerbedeckt ist. Auch Fossilfunde beweisen das. So sind im Boden des Bosporus Süßwasserschnecken gefunden worden, welche dort lebten, als das Marmarameer und das Schwarze Meer noch einen Teil jenes großen, immer enger werdenden Süßwassersees bildeten, der ehemals im Spättertiärzeitalter auch noch die ungarische Tiefebene und das Wiener Becken ausfüllte[82]).

Solche und ähnliche Ereigniſſe im Mediterrangebiet, die immerhin zahlreich geweſen ſein müſſen, wurden ſogleich oder ſpäter an altüberlieferte Menſchheitsmythen und -ſagen geknüpft, mit ihnen verwoben, und ſo kommen nicht nur erdgeſchichtliche Unklarheiten, ſondern natürlich auch falſche Zeitdatierungen und Umſtellungen des einen über das andere hinweg, ja vielleicht Überkreuzungen mehrerer Sagenhälften vor. So hat, wie ich in Roſchers Lexikon fand, Welcker gewiß recht, wenn er ſagt, die böotiſche, alſo ogygiſche Flutſage ſei durch die deukalioniſche verdunkelt worden. Die deukalioniſche war eben mit der noachitiſchen gleichgeſetzt oder vielmehr als noachitiſche überhaupt von Oſten her übernommen und nomenklatoriſch umgeſtaltet worden, weil dieſe im Mediterrangebiet überhaupt nicht bodenſtändig war. Dieſe noachitiſch-deukalioniſche Flutſage kann als urälteſter Überlieferungsſtoff ſogar ſchon auf eine griechiſch-autochthone Lokalſage getroffen und mit ihr alsbald verwoben worden ſein; danach, wer weiß wie oft, mit einem der gewiß nicht ſeltenen ägäiſch-mediterranen, ſpäter eintretenden Meereseinbrüche neu identifiziert oder in einen ſolchen umgegoſſen worden ſein; es braucht das außerdem nicht im ganzen Griechenland überall geſchehen zu ſein. Ohnehin gibt es ja auch für die ogygiſche Flut allein ſchon, außer der böotiſchen Überlieferung, noch eine attiſche. Und bei den an die attiſche Flutſage ſpäter noch geknüpften Opferfeſten wurde, ebenſo wie jenſeits in Hierapolis bei dem Feſt der Erinnerung an das Ende der noachitiſchen Sintflut, auch noch der Erdſpalt gezeigt, durch den die attiſche Flut abgelaufen ſein ſollte — ein Motiv, das andernorts, nämlich bei ganz nördlichen Indianern, ebenfalls lebt[83]), und bei ſeiner auffallenden Anſchaulichkeit umſo mehr auf ein und dieſelbe außermediterrane Quelle zurückweiſt, als es geologiſch unmöglich iſt, daß Rieſenüberſchwemmungen in einem kleineren Erdſpalt ablaufen, ohne ſonſtwo, wie eine Karſtflußverſickerung, wieder zum Vorſchein zu kommen.

Hier, in der Sage der nördlichen Dindje-Indianer, wo es heißt, daß die Waſſer der Sintflut ſich danach in einen ungeheueren Schlund der Erde zurückgezogen hätten, iſt es, auch abgeſehen von der attiſchen Flut, doch ganz offenbar, daß ein ſo identiſcher und ſpezifiſch eigenartiger Zug nicht erſt durch die Beeinfluſſung chriſtlicher Miſſionäre kann geſchaffen worden ſein, zumal der bib-

lische Bericht gerade auf diesen Ablauf kein Wort verwendet, so daß das Motiv ursprünglich aus der Sintflutzeit selbst stammen muß, wo mit dem Zusammenbrechen des Gondwanakontinentes eine so riesige, zur Aufnahme großer Wassermengen und zu ihrer Hinausleitung ins Meer geeignete Spalte sich bilden konnte. Weil dieser Zug an zwei so ganz entgegengesetzten Punkten der Erde nun ursprünglicherweise in der gleichen Überlieferung wiederkehrt, so muß er von den Urbewohnern Nordamerikas wahrscheinlich von Polynesien her und nicht über das die noachitische Sint-

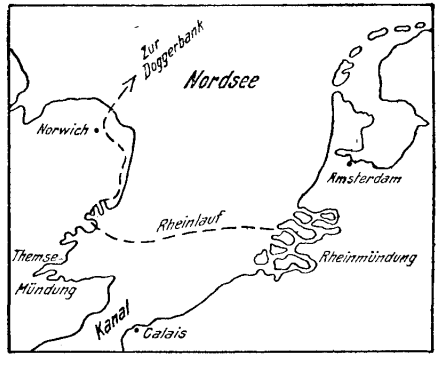


Fig. 25.
Altdiluvialer Rheinlauf vor der Trennung Großbritanniens vom Kontinent.
(Nach F. W. Harmer aus A. Rothpletz, Monatsschr. f. naturw. Unterricht. Bd. 8. 1915.)

flutsage ursprünglich gar nicht besitzende Mediterrangebiet, also auch nicht durch das abendländische Christentum eingebracht worden sein, und so hätten wir auch hier wieder den östlichen Komplex vor uns, diesmal in einem Ausläufer nach dem Norden der Neuen Welt dringend, im Gegensatz zum westlich-nordwestlichen.

Es sei noch auf eine Überlieferung hingewiesen, welche möglicherweise dazu führen könnte, auch einen Bestandteil der Nibelungensagen als mindestens eiszeitlich oder vielleicht ganz spättertiärzeitlich zu erkennen. Das ist die Fahrt nach Island vom Rhein aus. Ich glaube, man darf kaum annehmen, daß die Rheinschiffe der Nibelungen so seetüchtig waren, daß sie jeweils Fahrten nach Island über die immerhin nicht gerade kleinwellige Nordsee als etwas Selbstverständliches und anscheinend oft Wiederholtes,

ihnen also Bekanntes wagen durften. Nun wissen wir aber, daß vor der Eiszeit und wohl auch in der Eiszeit selbst, solange die Nordsee noch nicht vereist war, die Rheinmündung (Fig. 25) gar nicht

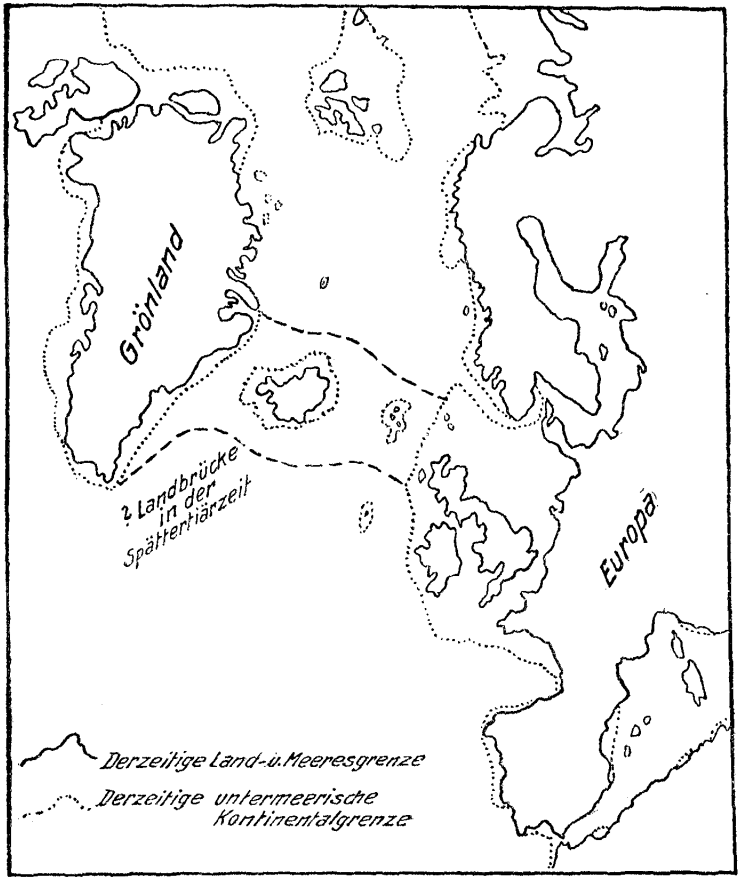


Fig. 26. Vermutliche tertiärzeitliche Landverbindung zwischen Europa und Grönland (Original).

in Holland lag, sondern daß sich eine weite kontinentale Trockenfläche (Fig. 26) unter Umfassung von Friesland, Holland und England, bis hinauf an die Nordgrenze Schottlands erstreckte, während die Rheinmündung selbst jenseits der Doggerbank lag und offenbar

in eine weite Meeresbucht trat. Von diesem Lande und seiner Bucht aus ist es nur eine kurze Überfahrt nach Island gewesen. Wie wir also schon Grund zu haben glaubten, die Urgestalt des Siegfried als einen ungeheuer alten menschheitsgeschichtlichen Bestandteil der späten Nibelungensage anzusehen, so könnte auch die Fahrt hinüber nach Island auf einen spättertiären Menschenverkehr zwischen einem südlicheren atlantischen und einem nördlicheren, damals nachgewiesenermaßen noch ausgedehnteren und vor allem wärmeren Nordland hinweisen. Ebenso könnte dies die vielen merkwürdigen Fahrten nordischer Menschen erklären, wie beispielsweise die Fahrt Leifs des Glücklichen nach Grönland oder die des Djarni, der Grönland sucht[84]). Es wäre einer künftigen Untersuchung wert, aus den isländischen Sagen die Elemente herauszuholen, welche nach den ganzen klimatischen Verhältnissen, die darin zum Ausdruck kommen, in die Voreiszeit, also in die Tertiärzeit zurückgehen[84a]). Denn es ist ganz unmöglich, daß in der Quartärzeit solche Reisen und Entdeckungen im hohen Norden stattgefunden haben konnten. Die dort herrschende geringe Jahresmitteltemperatur und auch der düstere Polarwinter konnten niemals gestatten, daß man ein Land fand, wo Weizenäcker standen, die niemand bestellt hatte, wo Weinranken grünten und Ahornbäume wuchsen; und die Fahrten nach Grönland selbst hätten ebensowenig solche Erlebnisse gebracht. Auch wenn man das alles auf Amerika deutet, wo ja die Wikinger wohl gewesen sind, so ist eine solche Deutung für die älteren Elemente des Sagenkreises doch ganz untunlich. Denn auch drüben das nordische Amerika hätte zum mindesten keine Weinranken gegeben. Wenn man aber die erdgeschichtlichen Tatsachen ins Auge faßt, wenn man sich gegenwärtig hält, daß in dem letzten Teil der Tertiärzeit dort oben im hohen Norden noch Ahorn- und Lorbeerbäume und sonstige immergrüne Pflanzen wuchsen, daß die Meere frei waren und daß kaum am Pol selbst Eis gewesen war, so bekommen Raum und Zeit, worin die isländischen Sagen sich abspielten, eine ganz andere Weite, unbeschadet aller nachweisbar späteren, quartärzeitlichen Entdeckerfahrten, in die jene uralten Stoffe wohl wieder nur mit hineinverwoben sein mögen, so wie in die späten Seefahrerabenteuer die uralten Sagen von den Meerungetümen, den mesozoischen Seeschlangen oder den Riesenvögeln.

Sagen von Mond und Sonne

Wenn wir nach den vorherigen Darlegungen mit der großen Wahrscheinlichkeit rechnen dürfen, daß der Mensch als eigenes Wesen, wenn auch mit anderen Kräften und, wie wir noch sehen werden, auch mit anderen Geisteseigenschaften begabt, Zeitalter der Urwelt durchlebt hat, die bisher nach ziemlich allgemeiner wissenschaftlicher Lehre als menschenleer anzusehen waren, so ist es auch nicht mehr weiter verwunderlich, wenn wir in der Überlieferung, bald bestimmter, bald unbestimmter, von Himmelskonstellationen vernehmen, welche unserem anscheinend so stabilen Weltbild große Rätsel oder leere Phantasien sind. Indessen ist zu bedenken, daß alle unsere wissenschaftlichen astronomischen Vorstellungen und Rechnungen ohne die Stütze eines gesicherten, sehr alten Wissens nur aus ganz jungzeitlichen, nicht einmal bis in die Diluvialzeit zurückreichenden Himmelskonstellationen und Himmelsbewegungen abgeleitet sind, und daß die rechnerische Zurückverfolgung allenfalls bemerkbarer Unstimmigkeiten doch auch nur für eine höchstens bis an die Grenze der Diluvialzeit reichende Zeitstrecke Gültigkeit haben können, abgesehen von nicht deutbaren sonstigen Beobachtungen.

Schon in der gewöhnlichen, nur aus dem Erdrindenmaterial und den Fossilien ermittelten Erdgeschichte kennen wir allerlei Vorgänge und Zustände, welche uns nötigen, sehr veränderte astronomische Stellungen der Erde, wohl auch Änderungen der Sonnenwärme, Polverlagerungen, ja vielleicht sogar Zufluß von Material und Wasser aus dem Weltraum für wahrscheinlich zu halten. Hier kann die Astronomie den Erdgeschichtsforscher so gut wie nicht belehren, sondern der Erdgeschichtsforscher wird seinerseits der Astronomie neue wissenschaftliche Probleme vorlegen, Postulate in bestimmter Richtung stellen und von ihr verlangen, sie nun auf ihre Weise, mit ihren Methoden hypothetisch durchzuarbeiten. Haben wir aber auch noch aus anderen Quellen als der Erdrinde selbst ein mehr oder weniger bestimmtes Wissen über

die erdgeschichtliche Vergangenheit und damals herrschende uranische Bewegungen, so können auch diese Überlieferungen aus früheren Epochen von Weltbildern und Weltkörperbewegungen berichten, womit die Astronomie selbst bisher noch nichts anzufangen weiß, die sie nicht aus dem derzeitigen Weltbild ableiten, die sie rechnerisch nicht erfassen kann; die sie aber einmal, falls jene weiterhin als naturgeschichtliche Tatsachen erhärtet werden, in den Kreis der von ihr betrachteten Möglichkeiten wird ziehen müssen. Und dies umso mehr, wenn sich herausstellen sollte, daß jene uralten Tatsachenberichte von einem astronomisch so hochstehenden Geist wie dem chaldäisch-ägyptischen weiter überliefert und offenbar in ein durchaus wissenschaftliches System gebracht worden waren.

Man kennt aus der biblischen Geschichte die Erzählung im Buch Josua (Kap. 10, Vers 12ff.), wo der König mit Gott redet und vor dem versammelten Kriegsvolk rief: Stehe still, Sonne, zu Gibeon und Mond im Tale Ajalon. Da stand die Sonne und der Mond stille, die Sonne mitten am Himmel, und verzog unterzugehen, beinahe einen ganzen Tag; und war kein Tag diesem gleich, weder zuvor, noch danach. Dies ist aber nur eine von vielen Stellen, die uns in allen Literaturen begegnen, wo Himmelswunder erzählt sind, über die wir Aufgeklärten den Kopf schütteln müssen. Wenn ein urgeschichtliches Ereignis aus viel viel früherer Zeit als der eines chaldäischen Königs hier noch durchschimmert, so ist es denkbar, daß nicht eine Änderung der Bahn jener himmlischen Körper dahintersteckt, sondern eine Umlagerung oder Drehung des Erdkörpers oder der Erdbahn, vielleicht damit in Zusammenhang eine gewisse horizontale Verschiebung eines kleinen Teiles der Erdrinde, wobei dann scheinbar ein Stillstand der allein in Bewegung gedachten Himmelskörper entstehen konnte. Doch ist hier alles Mögliche zu mutmaßen mit wenig Aussicht auf wirkliche Schlüssigkeit. Dagegen lassen sich andere uns überlieferte astronomische Begebenheiten zunächst genauer fassen und dann eher erklären.

Eine der positivsten Angaben über eine wesentliche Änderung der astronomischen Konstellation, in der sich die Erde gegenüber anderen Himmelskörpern oder diese zu ihr sich befanden, ist die in verschiedener Form auftretende Sage von Menschen, die lebten,

ehe der Mond schien. Bei den Griechen waren es die Proselenen, Ureinwohner angeblich des Peloponnes, die nach einer von Aristoteles vermittelten Überlieferung von den späteren, also noch vormykänischen Urbewohnern unterjocht wurden. Mindt hat die Berichte teilweise zusammengestellt[85]) und weist auf eine Stelle im Apollonius Rhodius hin, der Ägypten als das älteste bewohnte Land bezeichnet, das ursprünglich eingenommen war von denselben Arkadiern wie der Peloponnes, damals, als noch nicht alle Gestirne am Himmel kreisten, als die Danaer noch nicht existierten und noch nicht das deukalionische Geschlecht. Diese Proselenen hausten, Eicheln essend, auf den Bergen.

Es muß auffallen, daß die Mondmythologie der griechischen Urzeit auch nicht einheitlich ist und sowohl auf Störungen des Mondlaufes oder des Mondkörpers selbst, wie auch auf zwei verschiedene Mondgestalten hindeutet[86]). Artemis gilt als Jungfrau und war unberührt geblieben; der Semele aber wird gelegentlich eine verborgene Liebe zugeschrieben. Doch heißt es dann auch wieder, daß sich Artemis als schwarze Bärin im Walde versteckt aufhalten könne und so einst von Zeus umfangen worden sei, danach ihm den Arkas, den Stammvater der Arkadier gebärend. Liegen hier Verwebungen ältesten, verschiedenzeitlichen Sagenwissens über den jetzigen und einen uns unbekannten Satelliten, oder ein Zusammentreffen mit einem anderen, etwa vorübergehenden Körper vor? Oder von zwei Monden, von denen der eine in langfristiger Periode verdunkelt wurde oder später überhaupt nicht mehr da war, oder von denen der andere später kam?

Die mir einleuchtendste Erklärung für die Proselenen hat, ebenso wie die für die Sintflut, die geniale Lehre Fauth-Hörbigers gebracht. Sie sucht den Nachweis zu führen, daß der Mond ein von der Erde eingefangener kleinerer Nachbarplanet sei, dessen Fesselung an die Erde wir im Abschnitt über die kosmische Erklärung der noachitischen Sintflut schon erwähnten. Der Mond sei ein eingefangener Planet, ehedem zwischen Mars und Erde stehend, und bewege sich nun auf die Erde zu. G. H. Darwin hält den Mond für einen Körper, der die Erde einmal verließ und nun vorläufig auf einer immer mehr sich erweiternden Spiralbahn von ihr wegtreibt.[87]) Doch hat (nach Fauth-Hörbiger) Darwin bei seiner Berechnung übersehen, daß alle Weltkörper einem

Mediumwiderstand ausgesetzt sind, der, wenn man allenfalls von dem seiner Natur nach hypothetischen Äther absieht, sich aus dem auch im Planetenraum verteilten und in der Nähe der Planeten angereicherten Wasserstoffgas ergibt und der sie je nach ihrer Masse, Dichte und Geschwindigkeit zwingt, abgesehen von der Anziehung selbst, in Spiralbahnen zum Kraftzentrum ihrer Bahnkurve herein zu gravitieren. Sobald aber ein Weltkörper einen Trabanten an sich gekettet hat, wie die Erde den Mond, bilden sie zusammen ein System mit einem gemeinsamen Schwerpunkt. Dieser liegt bei dem System Erde–Mond etwa dreiviertel des Erdradius vom Erdmittelpunkt entfernt, also noch innerhalb des Erdkörpers. Dieser gemeinsame Schwerpunkt zieht den labil außerhalb befindlichen Mond zu dem Planetenkörper hin, ihn sozusagen gegen ihn hin fallen lassend, wobei es jedoch zunächst nicht zu einem Einstürzen kommt, weil die Fliehkraft des Trabanten dem entgegenwirkt und so die Mondbahn zu einem unendlich eng gewickelten Spirallauf macht. Die Spiralbahn verengert sich aber infolge der unausgesetzt wirkenden Schwere gegen den Erdkörper hin immer mehr, und das Ende wird, unter großen Veränderungen der Mondgestalt, schließlich ein spiralstreifenförmiges Hereinwickeln der Mondmasse in den äquatorialen Teil des Erdkörpers sein.

Ebenso, wie dieses Ziel einem Mondkörper bevorstehe, so stehe es allen Planeten bevor, die in die Sonne gezogen werden. Immer enger werde, auch von intermittierenden Änderungen abgesehen, ihre Bahn um den zentralen Schwerpunkt des ganzen Systems. Die Planeten laufen aber in Ellipsen um die Sonne, und zwar verschieden rasch. Im einen Brennpunkt ihrer Ellipsen steht die Sonne selbst, also nicht im idealen Mittelpunkt der Bahn. Infolgedessen befindet sich jeder Planet einmal während seines Umlaufes in Sonnennähe (Perihel) und einmal in Sonnenferne (Aphel). Seine Umlaufszeit ist sein „Jahr"; für die Erde beträgt es 365 Tage, für den Mars 687 Erdentage, für den Merkur als nächsten an der Sonne und daher mit einem raschen Umlauf eilend, 88 Erdentage. Da die Planeten nicht alle gleichzeitig in ihr Aphel und in ihr Perihel treten, so kommt es, daß benachbarte und verschieden große unter ihnen sich einander so annähern, daß der größere auf den kleineren eine schwach ablenkende

Wirkung ausübt. Der angezogene kleinere Planet wird sich zwar wieder entfernen, aber seine Bahn hat sich von da ab gegen den größeren Bruder hin etwas verschoben. Zudem verengern sich dauernd die Planetenbahnen. Je weniger rasch der Umlauf eines Planeten um die Sonne ist und je weniger dicht und je spezifisch leichter er ist, umso mehr wird die Verengerung der Bahn vorschreiten. Es kommt also schließlich zu Annäherungen, die so groß sind, daß von einem gegebenen Augenblick an der kleinere Planet nicht mehr an der Bahn des größeren vorbeikommt, sondern sachte von ihm herum gezogen wird und nun auf ihn sich zuzubewegen beginnt. Von diesem Augenblick an erhält er nun eine Gravitationsbeschleunigung gegen den anziehenden Planeten hin, dessen Trabant er nunmehr geworden ist. Er erscheint den Bewohnern desselben zuerst in zunehmender Größe, aber dann tritt die abtreibende Flutwirkung ein, und die oben für Mond und Erde erörterten Verhältnisse treten ein.

So sei auch der Mond ursprünglich ein Planet zwischen Mars und Erde gewesen und vor Zeiten auf die beschriebene Weise unkatastrophal eingefangen worden. Einen Beweis für solche Mondeinfänge kann man ja darin wohl noch erblicken, daß auch andere Planeten Monde haben, die teilweise ganz entgegengesetzte oder gar nicht in der äquatorialen Umdrehungsebene gelegene Kreise um ihren Hauptkörper ziehen; so die Monde des Jupiter. Wie der Mond eingefangen worden sein kann, das schildert die neue kosmogonische Lehre sehr anschaulich an der möglichen zukünftigen Ankettung des kleineren Mars an die Erde. Beide erleben eine andauernde Bahnschrumpfung gegen die Sonne. Aber diese Bahnschrumpfungen schreiten in dem Sinne voran, daß der mehr unter der feinen Energieaufzehrung leidende Mars allmählich so nahe an die Erdbahn herankommt, daß bei den bedeutenden Schwankungen ihrer beiderseitigen Bahnexzentrizitäten einmal eine letzte Perihelannäherung des Mars an das dann bestehende Erdaphel erfolgt. Dann wird die Anziehung der Erde soviel überwiegen, daß Mars, statt sich wieder zu entfernen, aus seiner Bahn abgedreht wird und nun fernerhin in Gemeinschaft mit der Erde dahinzieht, wie es der Mond jetzt tut. Ebenso sei der damalige „Planet Luna" eingefangen und zum Trabant der Erde gemacht worden.

Man stelle sich nun vor, was proselenische Menschen erlebt haben müssen, ehe der Mond eingefangen war. Jedenfalls empfanden sie keinen katastrophalen Vorgang. Sie hätten seit vielen Generationen unter den Wandelsternen einen oberen Planeten bemerkt, der alle anderthalb Jahre in Opposition kam und sich als ansehnliches rotes Scheibchen zu erkennen gab, Jupiter und Venus zu solchen Zeiten an Glanz weitaus übertreffend. Kamen die Erde und dieser Planet in unmittelbare Nähe, wenn die Erde im Aphel, der Planet im Perihel stand, so übte die Erde eine immer mächtigere Bahnstörung auf Luna aus und, im gegenseitigen Massenverhältnis, natürlich auch umgekehrt. Beider Bahnen wurden daher immer exzentrischer, das Erdaphel rückte daher jedesmal etwas weiter hinaus, das Lunaperihel um etwa das Achtzigfache dessen herein, so daß schließlich eine so nahe Opposition entstand, daß Luna nicht mehr an der Erdbahn vorüberkam, vorne herum gezogen und so zum erstenmal als Mond in Neumondstellung kam. Dieser Mondeinfang war ein so unkatastrophales einfaches Ereignis, daß die Planetenbahn der Luna gar nicht abgebrochen wurde. Denn der Mond läuft streng genommen noch immer in seiner alten Bahn, die lediglich um die Erdbahn gewunden ist. Wenn sich also der Mondeinfang den damaligen Menschen bemerkbar machte, so war es einfach so, daß sie in der vorletzten Lunaopposition den Planeten in der Größe eines kleinen Tellers am Himmel bereits wahrnahmen. Nach drei oder sechs Jahren, in der Zeit der größten Annäherung, wuchs der kleine Planet sichtlich rasch zu Schüssel- oder Wagenradgröße an. Von da ab leuchtete er als Mond dauernd am Himmel, wenn auch nicht in der Stellung und Entfernung wie heutzutage.

Proselenen, die damals im Innern des Landes hausten, werden von weiteren Wirkungen nichts wahrgenommen haben. Aber die Küstenbewohner und die auf flachem, dem Meeresufer genäherten Lande saßen, erlebten von da ab zum erstenmal Ebbe und Flut, und die erste Flut dürfte bemerkenswerte Wirkung auf sie gehabt haben — nicht als Sintflut im Sinne von Eduard Sueß, sondern als Meeresflut, die sich von da ab stetig täglich wiederholte und als Alltagserscheinung nachher nicht mehr sagenhaft im Gedächtnis der Überlieferung geblieben ist.

Daß der Mond vorübergehend einmal größer, also der Erde näher und heller war und dann vielleicht nach dem beim ersten Einlaufen zunächst für kurze Zeit geltenden Darwinschen Prinzip teilweise wieder abgetrieben wurde, berichtet eine Sage der Juden, die sich allegorisch nur um die Feindschaft von Katze und Maus dreht. Da die Maus die ihr ehedem nicht feindselige Katze vor Gott verklagte, sagte der Herr zu ihr: „Garstiges Tier, hast du keine Lehre gezogen von dem, was sich mit Sonne und Mond zugetragen hat? Beide waren gleich an Größe und Gestalt; aber dieweil der Mond die Sonne verleumdete, machte ich seinen Schein kleiner und vermehrte den Schein der Sonne[88])". Wieviel läßt sich aus solchen sagenhaft durchklingenden Bemerkungen über das ehemalige Himmelsbild ahnen und wieviel haben wir zu erwarten, wenn diese Quellen erst einmal mit gediegeneren Methoden, als wir sie hier noch haben, erschlossen werden können!

Eine ganz verwunderliche Parallele zu Himmelsbewegungen, die gerade nach dem Hörbigerschen kosmologischen Prinzip denkbar sind, steckt in einem Komplex von Sagen, die sich mit der Verheiratung der Sonne beschäftigen und „deren altertümliches Aussehen sofort in die Augen fällt", wie Dähnhardt, dem sie entnommen sind, merkwürdigerweise selber sagt, ohne natürlich im entferntesten an unseren großen erdgeschichtlichen Altersbegriff gedacht zu haben. Man sieht in allen jenen Sagen das Bild eines dunkeln Weltkörpers, der auf die Sonne zukommt, wobei die Gefahr der Vereinigung besteht. Wenn es geschähe, würde die Auflösung des Fremdlings zu ungeheueren Ausbrüchen des Sonnenkörpers führen, neue Weltkörpermassen würden ausgestoßen werden, welche in den Planetenraum und darüber hinaus eilten und der Erde mitsamt ihren Bewohnern schädlich, ja tödlich werden müßten. Die Sonne wird durch den Vorübergang des dunkeln und daher den Erdbewohnern unsichtbar gebliebenen Körpers einige Tage verdunkelt und scheint nicht, bis sie wieder aus dem Ozean auftaucht und bis offenbar mit dem Abzug des Fremdlings aus dem Planetenraum die Gefahr dann vorüber ist; vermutlich war mit der ganzen Episode eine gewisse, wenn auch nur vorübergehende Störung in der Stellung der Erde zur Sonne verknüpft. So etwa ist der reale astronomisch geschichtliche

Sinn der Sagen. Nach einigen, miteinander zusammengenommenen Versionen nacherzählt, lautet sie:

Einmal schien die Sonne gar niedrig über der Erde. Sie wollte sich verheiraten. Da erschraken die Menschen und Tiere und sagten: Jetzt schon scheint die Sonne so heiß im Sommer, daß Stein und Bäume bersten; wenn sie nun heiratet, werden viele Sonnen geboren werden und wir werden Alle lebendig verbrennen. Als die Sonne solches gehört hatte, tauchte sie unwillig unter und es ward dunkle Nacht. Die Tiere gerieten in Angst und Schrecken. Aber der Hahn sprach: Seid unbesorgt, ich werde ihr morgen früh mein Lied singen und die Sonne aus dem Meer hervorholen. Er sang sein Lied, aber die Sonne erschien nicht. Darauf badete er am andern Morgen im Meer und schlug mit den Flügeln. Da sah es die Sonne, und auf ihre verwunderte Frage sagte ihr der Hahn: Meine Freunde wollten mich verheiraten, um Schande über mich zu bringen; aber Besseres als Ledigsein gibt es nicht. Als das die Sonne hörte, freute sie sich, daß sie nicht heiraten müsse und schien wieder wie zuvor, alle Morgen [89]).

Die Rettung der Sonne aus dieser Gefahr der Verheiratung gibt auch eine amerikanische, nach Dähnhardt möglicherweise aus Asien übernommene Sage wieder: Als Gott die Welt erschuf, tat der Böse alles, um sie zu zerstören und besonders das Menschengeschlecht zu schädigen. Ihm wollte er, da es nicht ohne Licht und Wärme leben konnte, die Sonne nehmen. Darum stand er des Morgens früh auf, lange ehe die Sonne aufgegangen war, und gedachte, sie zu verschlingen. Aber Gott wußte um seinen Plan und machte eine Krähe, um ihn zu vereiteln. Als nun die Sonne aufging, kam der Böse und öffnete seinen Rachen, sie zu verschlingen. Aber die Krähe, die auf der Lauer gelegen hatte, flog ihm in die Kehle und rettete die Sonne [90]).

Es erübrigt sich wohl, das Bild weiter zu erklären, so einfach und natürlich ist es, wenn man ihm die obige Auslegung gibt. Nur noch eine, möglicherweise späteren eindringenderen, exakteren Forschungen dienende Bemerkung sei gemacht. Wenn jener fremde Weltkörper die Sonne nahe umkreiste, so mußte seine Masse die Attraktion der Sonne auf die Planeten für die Zeit des Nahumlaufes mit verstärken, also entweder eine vorübergehende größere Heranziehung der Planeten, also auch der Erde, bewirken oder

gewisse Störungen in der Stellung der Planetenkörper zu ihrer Bahn um die Sonne hervorrufen. Es ist ferner klar, daß nicht überall auf der Erde die Erscheinung in gleicher Weise zu beobachten war, wie ja auch eine gewöhnliche Sonnenfinsternis nicht überall dieselbe Bedeckung der Scheibe zeigt und an vielen Stellen überhaupt nicht sichtbar wird. So konnte auch eine vorübergehende Änderung im Bahnlauf der Erde und eine größere Annäherung und dann Wiederentfernung von der Sonne in den verschiedenen Quadranten oder Zonen der Erde geradezu ein gegensätzliches Bild hervorrufen und in der einen Gegend eine lang dauernde totale Finsternis, in der anderen Gegend weiter nichts als einen vorübergehenden scheinbaren Stillstand oder eine scheinbare Verlangsamung des Laufes von Sonne und Mond vortäuschen. Damit wäre auch die Erzählung Josuas erklärt und geradezu eine Identität der Kerne dieser und jener Sage wahrscheinlich gemacht.

Das in den Überlieferungen wie auch in der gewöhnlichen, spätmythologischen Sprache häufig angewandte Bild des Verschlungenwerdens von Sonne und Mond bei Finsternissen sollte man also bei der Auslegung der Sagen nicht in einem flach allegorischen Sinne nehmen. Man hat allerdings noch in griechischer Zeit und auch bei den späteren Babyloniern vom Bedrohen des Mondes und der Sonne durch Ungeheuer gefabelt und dies jedesmal allegorisch gemeint, wenn Finsternisse eintraten. Aber die Ausdrucks- und Vorstellungsweise selbst nimmt doch wohl ihren Ausgangspunkt von anderen und wahrscheinlich sehr alten, vielleicht sogar nur mythisch übermittelten Naturvorgängen, astrophysikalischen Vorgängen oder Katastrophen, oder gelegentlicher und wieder vorübergegangener Bedrohung der bekannten Himmelskörper durch fremde Eindringlinge oder bahngestörte Gestirne, wie es die Sage von der Sonnenverheiratung erzählt.

Auf die Sonne[91]) geht ununterbrochen ein Meteorhagel nieder; es sind aus dem Weltraum stammende Fremdkörper. Man nahm bisher meist an, daß der Einschlag solcher Fremdkörper die Sonnenflecken dadurch hervorrufe, daß sie den kühleren äußeren Gaskern durchbrächen und so dem inneren heißeren Gas Austritt verschafften. Wie beim Bunsenbrenner der dunklere Kern der Flamme der heißere, dagegen der äußere gelb leuchtende Rand der weniger heiße Teil der Flamme ist, so sollten auch die von innen heraus-

tretenden heißeren Gase dunkler brennen und so die Erscheinung der Sonnenflecken hervorrufen. Oft sind die Sonnenflecken von ungeheuerer Ausdehnung; so etwa ein großer Flecken von 1894 so groß wie Skandinavien. Wären nun die Flecken bloß durch Meteore in die Glutgashülle geschlagene Öffnungen, so müßte diese sich alsbald wieder schließen. Dem ist aber nicht so; sondern die Flecke bleiben oft sehr lange bestehen, sogar bis über ein Jahr, und verändern sich dabei; es ergeben sich zuweilen Bilder, die an eine wirbelnde Bewegung der Ränder gemahnen.

Die Sonnenoberfläche besteht nun zweifellos aus glühenden Metallgasen und ist etwa 300000 km tief. Darunter ist ein Kern von hohem spezifischem Gewicht, ein Metallkern, dessen Durchmesser wohl mehr als die Hälfte des Sonnendurchmessers beträgt, was der Entfernung Erde—Mond entspricht. Die äußere Hülle wird von dem Kern attraktiv festgehalten und kann daher als Ganzes nicht in den Weltraum entweichen. Der beständig niedergehende Meteorhagel hält sie in stürmischer Bewegung. Durch ihn wird der Sonne im Aufprall als umgesetzte Bewegungsenergie soviel Wärme zugeführt, daß der Ausstrahlungsverlust reichlich wettgemacht wird, ja daß möglicherweise die Sonne in Zukunft noch heißer werden kann. „Wer einmal durch ein größeres Fernrohr", sagt Voigt, „einen gut ausgebildeten Sonnenfleck gesehen hat, wird den lebendigen Eindruck gewonnen haben, daß wir es hier mit einer Erscheinung zu tun haben, die einer äußeren Ursache ihr Dasein verdankt. Diese kann sich aber nicht darauf beschränkt haben, nur ein Loch in die Sonnenhülle zu schlagen, sondern muß Kräfte in die Photosphäre hineingetragen haben, die diese veranlassen, den Fremdkörper wieder auszustoßen; diese Rückwirkungen aber rufen die mit den Flecken im engsten Zusammenhang stehenden Kräfteäußerungen hervor, wie Nordlichter, erdmagnetische Störungen, Niedergehen kosmischen Staubes. Es ist festgestellt, daß sich, wenn ein Fleck durch den gerade der Erde zugekehrten Längengrad hindurchgegangen ist, ungefähr 15 Stunden später irgend eine der genannten Erscheinungen auf der Erde bemerkbar macht. Kann aber dieser Zusammenhang nicht bestritten werden, dann müssen die Flecken reelle Gebilde sein, und es ist unsere Aufgabe, zu untersuchen wie sie entstehen und welche Kräfte in ihnen vorhanden sein können, die diese Wirkungen hervorrufen".

Unter den in die Sonne stürzenden Meteoren sind vielleicht die meisten gerade Eiskörper aus dem Milchstraßenring. Diese haben im Gegensatz zu Metallmeteoren ein geringes spezifisches Gewicht und dringen daher nur bis zu einer geringen Tiefe in die Photosphäre ein. Sie werden sofort in ihre Elemente Sauerstoff und Wasserstoff zerlegt, wenn sie klein sind; sind sie aber groß, so tritt das ein, was uns schon (S. 158) beim Eindringen eines erloschenen, aber wasserhaltigen Weltkörpers in eine Fixsternsonne als Ursache für eine neue Welt bekannt geworden ist: sie erhalten sich zunächst bis zu einer gewissen Erhitzung. Da sie aber doch verhältnismäßig klein sind, so brechen alsbald Dampfströme durch den sie umgebenden Schlackenmantel, der etwa die Struktur des Bimssteines haben wird. Die Eismasse wird aber trotzdem solange erhalten, daß sie tiefer sinken kann bis zu einer Zone, in welcher der Massenauftrieb ihrem Gewicht entspricht. Schließlich ist das Eis in Wasser übergegangen und wird nun zu überhitztem Dampf. Nun drängt dieser in der Richtung des geringsten Widerstandes nach außen, also in den meisten Fällen in radialer Richtung. Es bläst wie aus dem Sicherheitsventil eines Dampfkessels ein beständiger Dampfstrahl heraus und schafft so eine sich vorläufig nicht mehr schließende Öffnung: den Sonnenflecken.

Gewisse Mengenteile des Dampfes werden an den glühenden Wandungen der Ausblasröhre in die chemischen Grundelemente Sauerstoff und Wasserstoff zersetzt. Aber das Übrige eilt heraus, bildet Protuberanzen und kosmischen Staub, der aus einer Verbindung des durch die Zersetzung frei gewordenen Sauerstoffs mit den Metallgasen der äußersten Photosphäre und den gleichzeitig zerblasenen Oxydations- und Schlackenprodukten des alten Mantels und der Explosionstrichterwandung entsteht. Ist die Explosion und Protuberanzenentfaltung so stark, daß Wasserdampf und Staub in den Planetenraum hinausgeblasen werden und sich der Schwereanziehung des Sonnenkörpers entziehen, so haben wir auf der Erde allerhand Erscheinungen, vom Nordlicht bis zum Niedergehen kosmischen Staubes und Feineises.

Es ist ja auch möglich, daß ein sehr großer Eiskörper oder ein größerer planetoidischer Körper von der Sonne langsam eingefangen wurde und lange Jahrhunderte sich im Planetenraum

herumtrieb, um schließlich der Sonne näher und näher zu kommen, wobei entweder zuletzt sein Einsturz in den Sonnenkörper erfolgte oder er in rasender Geschwindigkeit noch einmal von ihr wegeilte und völlig bahngestört einem anderen Stern des Planetenraumes, also etwa der Erde, sich nähern mußte. Ein solcher Körper mußte lange Zeit auch von den Erdbewohnern bemerkt werden und bei seinem Endumlauf einen katastrophalen Prozeß, wenn auch nur von ganz kurzer Dauer, bewirken. Erdmagnetische und elektrische Erscheinungen wurden in der Erdatmosphäre ausgelöst, wie auch der in's Glühen geratene Weltkörper Materie in Flammen- oder Streifenform ausgab und bei seiner letzten oder vielleicht einzigen Erdannäherung und seinem kurz zuvor geschehenen nahen Sonnenumlauf eine große Hitzewirkung hervorgerufen haben kann. War er aber zuvor schon in die Sonne gestürzt, so mag dort späterhin seine explosive Ausstoßung, nach Analogie des früher geschilderten Weltkörperwerdens, eine katastrophale und rasch vorübergehende Wirkung auf die sonnennahen Planeten oder nur auf die Erde erzeugt haben.

Nimmt man solche Vorstellungen, im Prinzip wenigstens, an, so bekommt die Sage vom Phaëton, der sich die Rosse seines Vaters Helios frevelhafterweise aneignet und Unheil anrichtend dabei zugrunde geht, einen klaren natürlichen Sinn. Um seines Ursprungs vom Sonnengotte gewiß zu werden, sucht der Jüngling diesen in der nahen Burg seines Aufganges auf, fordert den Sonnenwagen auf einen Tag und besteigt denselben trotz aller Bitten und Warnungen des Vaters. Bald gehen die Pferde durch und es entsteht eine entsetzliche Verwirrung. Da sind viele Gebirge und Flüsse für immer verdorrt, Libyen ist zur Wüste, die Äthiopen sind zu Mohren geworden, der Nil verbirgt seitdem seine Quellen. Endlich schleudert Zeus seinen Blitz, und Phaëton stürzt zerschmettert und verbrannt in den Eridanos, wo ihn die Nymphen begraben und seine Schwestern, die drei Heliaden, ihn beweinen, bis sie in Bäume verwandelt werden, aus denen noch immer goldene Tränen herabrinnen. Die Sonne verwandelt die Tränen in das strahlende Elektron, welches der Eridanos durch nördliche Völkergegenden in den Okeanos trägt[92]).

Wir können aus diesem sagenhaften Bericht herauslesen, daß der planetoidische oder sonnenausgestoßene Körper als Abkömm-

ling des Sonnengottes ehedem eine wohlbekannte und lange Zeit ungefährlich scheinende Himmelsgestalt war, bis er durch Störungen seiner Bahn zu nahe an die Sonne kam, dort Konvulsionen hervorrief, ins Glühen geriet, dann in die Sonne stürzte und wieder in veränderter Form ausgestoßen und der Erde zugesandt wurde oder zuvor schon ohnedies in die Erdbahn gelangte und hier, die Sonnenwärme übertäubend und durch seine Nähe selbst nun wie die Sonne erscheinend, aber ihre Hitzewirkung weit übertreffend, eine Katastrophe hervorrief, bis er irgendwo, vielleicht über einem nördlichen Meer niederging, zerbarst und als bald erlöschender Meteorfall zur Erde kam. Was aber vielleicht besonders wertvoll an der ganzen Erzählung sein könnte, ist die Verknüpfung mit den Bernsteinbäumen. Der Bernstein war ein sehr auffallendes Handelsmaterial im Mediterrangebiet und kam aus dem Norden. Wir wissen, daß er ein fossiles Harz aus untergegangenen tertiärzeitlichen Wäldern ist, wo er durch starke Ausscheidung aus den Bäumen entstand und im Schlammboden fossil wurde. Heute wird er an der Küste des Samlandes industriell herausgeholt, nachdem er bisher am Boden der Ostsee durch die Wogen aus jenen älteren Schichten herausgewaschen und ans Ufer gespült worden war. Von dort, aus dem Land der Hyperboräer, kam er im Altertum als Handelsware nach Griechenland. Es springt also aus der sonderbaren Verknüpfung mit den Bernsteinbäumen der Phaëtonsage möglicherweise eine uralte Beziehung heraus, die ja auch in der germanischen Sagenwelt lebt. Ob die in solchem Maße trotz sonstiger schwächerer Vorkommen immer noch ganz einzigartige hyperboräische Bernsteinausscheidung selbst etwas mit der Hitzewirkung des Planetoiden Phaëton zu tun hatte, mag ja dahingestellt bleiben, ist aber, wenn auch unwahrscheinlich, doch der Erwägung wert; wohl aber könnte es scheinen, daß der Tertiärmensch dort oben das Schauspiel miterlebte, als der kosmische Körper hereinstürzte, und daß er selbst vielleicht den sagenhaften Zusammenhang schuf, der, nach endloser Zeit, uns plötzlich in der griechischen Fassung der Sage entgegenleuchtet.

Sternsagen

Einst stahl der Teufel dem Herrn die himmlische Kraft und erschuf mit ihrer Hilfe einen Kristallhimmel. Der Erzengel Michael wollte sie ihm wieder nehmen. Der Teufel tauchte unter das Meer. Unterdessen bedeckte Gott das Meer mit Eis und der Teufel hatte Mühe wieder heraufzukommen. Eine serbische Überlieferung malt es etwas anders aus und berichtet, daß der Teufel nicht heraus-konnte und daraufhin noch einmal hinuntertauchte und einen Stein holte, mit dem er das Eis durchbrach und hinter dem Erz-engel drein jagte, durch dessen Blasen sich das Meer mit dem dicken Eis bedeckt hatte. Doch Michael drehte sich um, riß dem Satan die Fittiche ab, daß er ins Meer fiel; nach anderer Version: daß er in Stücke zerschellte, die vier Tage lang herniederregneten[93]).

Man sieht der Sage auf den ersten Blick an, wenn man über-haupt einmal naturhistorisch auf die Sache eingestellt ist, daß hier in einer nicht einmal sehr undurchsichtigen Verhüllung eine Einwirkung aus dem kosmischen Raum auf die Erde dar-gestellt wird, in deren Gefolge eine große Eisbildung einsetzte. Die auch das Meer bedeckende Eismasse wurde von vulkanischen Ausbrüchen durchschlagen, die sehr stark waren und weit in die Atmosphäre hinausgingen. Später scheint dann ein ungeheuerer, mehrere Tage währender Meteorfall dem Schauspiel den Abschluß gegeben zu haben — und aus alledem wird wieder der Zusammen-hang von Kälte oder Wassereinwirkung aus dem Weltall, Eis-bildung auf der Erde, vulkanischen Paroxysmen und Zerlegung eines herumirrenden kosmischen Körpers in Meteore und ihr Niedergehen auf die Erde ersichtlich, womit dann die Eisdecke ihr Ende findet und wieder Erwärmung eintritt. Gerade bei dieser Sage kann man, wenn man bei Dähnhardt nachliest, wieder die spätere und nach Gegenden verschiedene Gestalt verfolgen, die sich schließlich auch wieder biblischer Personen bedient, später nacherzählt und umgegossen wird, aber einen wirklichen uralten kosmologischen Kern bewahrt. Auch hier spielt übrigens

in einer Fassung die Verdunkelung der Sonne mit herein, die Michael wieder rettete, so daß man darin ein weiteres Moment findet, daß die Erzählung eine kosmische Grundlage im eben bezeichneten Sinne hat. Die dabei gar nicht vermeidlichen gewitterhaften Erscheinungen, sei es im Zusammenhang mit den vulkanischen Ausbrüchen, sei es, was wahrscheinlicher ist, mit den kosmischen Evolutionen, deutet eine bulgarische Ausführung der Sage an, wobei Elias mit seinem feuerigen Wagen fährt, der uns hiermit an den bei der griechischen Phaëtonsage erwähnten Zusammenhang erinnert.

Der Ursprung zweier Gestirne wird in der Edda gemeldet, aber niemand weiß es bis jetzt, welche Konstellation darunter gemeint ist, sagt Jakob Grimm[94]). So kommt Thôr zu Grôa mit einem Korb auf dem Rücken, in dem er ihren Gemahl, den kühnen Örvandill, getragen habe. Örvandills Zehe sei aus dem Korb vorgestanden und erfroren, weshalb er sie abgebrochen, an den Himmel geworfen und daraus einen Stern geschaffen habe, der Örvandilstâ heißt. Ein anderer Zug des Mythus ist der, daß Örvandill auf Abenteuer auszog und dabei die von dem Gott an den Himmel versetzte Fußzehe eingebüßt habe. Die ganze Sage hängt zusammen mit dem Stein in Thôrs Haupt, den er los sein möchte, wofür Grôa, die Gemahlin Örvandills, einen Zauberspruch sprechen soll, den sie über der ihr von Thôr gemeldeten Geschichte vergißt, so daß Thôr den Stein aus seinem Haupte nicht los wird.

Das andere ist die Erzählung, daß die Asen den Riesen Thiassi getötet haben, und daß Odin dessen Augen nahm und sie an den Himmel warf, wo sie zwei Sterne bildeten. Die Sage hängt zusammen mit einer ausführlicheren, kosmogonisch anmutenden, aber doch vielleicht eine spätere menschheitsgeschichtliche Erinnerung bergenden Sage. Es ist die von Thôr und Hrungnir[95]).

Man stelle sich die durch die Hörbigersche Weltlehre verständlich gewordenen möglichen Disturbationen im Weltraum und innerhalb unseres Sonnensystems vor, und man wird leicht einen allgemeinen kosmisch-historischen Sinn in diesen Sagenreihen durchfühlen, ohne daß man natürlich jetzt schon den speziellen kosmologischen Vorgang angeben könnte. Jedenfalls scheint hier aber eine sehr weit zurückgehende Menschenerinnerung selbst vor-

zuliegen. Ich gebe die Sagen nach Golther mit einigen Kürzungen und sinngemäßen Abänderungen wieder: Thôr, der Schrecken der Riesen, fuhr von Flammen umringt ins Steingebirge zum Höhlenbewohner. Jords Sohn fuhr zum Kampf, unter ihm erdröhnte des Mondes Pfad, der Himmel. Die Luft war von Feuer erfüllt, Hagel ging herunter, die Erde zerbarst, als die Böcke den Wagengott zum Streit mit Hrungnir zogen. Die Berge erbebten, stürzten, das Meer schlug empor. Der Riese verzagte, als er den kampfkühnen Gott erblickte; er warf den gelben Schild unter seine Fußsohlen; nicht lange brauchte der Felsenmensch auf den Wurf des Hammers zu warten. Der Riesentöter brachte den Unhold über seinem Schild zu Fall, daß er vor dem scharfen Hammer sich neigte. Doch ein harter Splitter der Steinwaffe des Riesen fuhr in den Schädel Thôrs, bis die Wundheilerin mit Zauber ihn löste. Thôr war nach Osten gezogen, Unholde zu schlagen. Odin ritt nach Jotunheim. Er kam zum Riesen Hrungnir, der ihn fragte, was das für ein Mann sei, der mit goldenem Helm durch Luft und Meer reite. Odin erwiderte: in Riesenheim sei kein gleich gutes Pferd. Da sprang Hrungnir zornig auf sein Pferd, um Odin zu fangen. Der entkam, aber der Riese verfolgte ihn bis Asgard. Dort luden sie ihn zum Trinkgelage und er erhielt die Schalen, aus denen Thôr seinen Durst zu stillen pflegte. Hrungnir ward trunken und prahlte, er wolle Walhall nach Jotunheim schaffen, Asgard versenken und alle Götter töten, ausgenommen Freya und Sif; die gedenke er mit sich fortzuführen. Thôr trat in die Halle und schwang, zornig über Hrungnirs Besuch, den Hammer in der Luft; er solle es büßen, ehe er hinauskomme. Hrungnir antwortete, das sei für Asathôr geringer Ruhm, ihn, einen Waffenlosen zu töten; größer sei das Wagestück, wenn er ihm auf der Länderscheide im Bezirk der Steingehege entgegentrete; es sei auch eine große Torheit gewesen, seinen Schild und seine Steinkeule daheim gelassen zu haben. Thôr wird beim Zweikampf von Thjalfi begleitet, und dem Hrungnir steht Mokkurkalfi, ein Lehmriese, zur Seite, den die Riesen zuvor noch groß machten; auch legten sie ihm das Herz einer Stute in den Leib, das sich aber wenig standhaft erwies. Hrungnir dagegen trug ein Herz aus hartem Stein. Als Waffe schwang er einen Wetzstein. So harrten sie Thôrs. Thjalfi ruft

Hrungnir zu, Thôr werde in die Erde fahren und ihn von unten her angreifen, und darum schiebt Hrungnir den Schild unter die Füße und stellt sich darauf. Hammer und Wetzstein treffen sich, der Stein bricht entzwei; die eine Hälfte fällt zu Boden; daher stammen alle Wetzsteinfelsen. Die andere Hälfte fliegt Thôr in die Stirne, daß er zusammenbricht. Thjalfi hatte inzwischen den feigen Lehmriesen zu Fall gebracht. Hrungnir war vornüber gestürzt, sein einer Fuß lag auf Thôrs Halse. Weder Thjalfi noch die anderen Asen vermochten ihn wegzuheben. Da trat Magni, der Sohn Thôrs und der Jarnsaxa, der damals erst drei Nächte alt war, hinzu. Der warf den Fuß Hrungnirs von Thôrs Halse herunter und sprach: Jammerschade, daß ich so spät herzukam, ich würde den Riesen mit der Faust erschlagen haben, wenn ich ihn vorher getroffen hätte. Thôr ging heim nach Thrudwang; das abgebrochene Stück des Wetzsteins steckte noch immer in seinem Kopfe. Soweit der Bericht, an den sich dann die oben schon mitgeteilte Erzählung der Zauberin Groa und das Übrige anschließt.

Golther gibt der ganzen Sage nun folgende Deutung: „Klar ist der Grundgedanke dieser Thôrsage besonders im Skaldenlied, ein Gewitter, das krachend ins Felsgebirg fährt. Schwieriger sind die anderen Einzelheiten auszulegen. Hrungnir heißt der Lärmer (rungla lärmen), Mokkurkalfi die Nebelwade (mokkr, Nebel; kalfi, Wade), ein Bild der Nebelwolke. Der Riese ist aus Lehm gefertigt, während Hrungnir im Felsgestein herrscht. Vielleicht ist damit der zähe, wäßrige Lehmboden am dunstigen Fuße des Felsengebirges gemeint. Lehm und Gestein widerstreben dem Anbau und werden mit Gewalt bezwungen. Bergsturz, Erdrutsch, Wasser und Nebel, alle Erscheinungen eines im Gebirge wütenden Gewitters mögen zusammengewirkt haben bei der Vorstellung, daß währenddem Thôr den Riesen schlug. Schön erklärt Uhland: ‚Den Lehmhügel hinan, am Abhang des Gebirgs regt sich der mühsame Anbau, oben hinein ragt das ungeheuere Felshorn, an dem eine Gewitterwolke blitzt und donnert, daß plötzlich der ganze Gebirgsstock erbebt. Die Feldarbeiter blicken empor und siehe! der Fels wird zum Steinriesen, in der Wolke steht der feurige Wagenlenker Thôr, den malmenden Hammer schleudernd. Da fühlt Thjalfi, daß er nicht allein arbeite, ein gewaltiger Gott ist hilfreich mit ihm, und während er das Geringe schafft, voll-

bringt jener das Große und hat das Schwerste schon vorgearbeitet.' Weniger ungezwungen fügt sich das Übrige der Naturdeutung."

Nein, und immer wieder nein, mit diesen harmlos ästhetisierenden, fast möchte man sagen lieblichen Erklärungen, die allzusehr an den bürgerlichen Sonntagsspaziergänger mit seiner ungefährlichen Naturfreundschaft erinnern. Gewaltige Katastrophen kosmischer Natur waren es, die mit der ganzen Wucht apokalyptischer Ereignisse sich der Urmenschenseele einprägten und nun im Mythus unverblaßt fortleben. Mögen auch die Skalden später selbst keine Ahnung mehr von der ursprünglichen, hier versinnbildlichten Naturgewalt gehabt haben: die Urzeit hatte es als Mythus, als ein großes gewaltiges Ereignis oder als eine Kette von jahrhunderte-, vielleicht jahrtausendelang währenden kosmischen Verwickelungen erlebt. Denn was sollte das alltägliche Gewitter so eindringlich furchtbar gemacht haben? Was hätte — um es noch einmal zu sagen — den naturkräftigen Urmenschen veranlaßt, eine so alltägliche und wesentlich ungefährliche Naturerscheinung, wie das Gewitter, in so ausführlich tiefgründigen Mythen steinern herauszumeißeln? Wo und wann erbebt ein Gebirgsstock von einem Gewitter? Wo und wann schafft eine irdische Naturgewalt „Wetzsteinberge"? Wo und wann fliegen Glieder von Riesen, Schilde, Hämmer oder Reiter mit goldenem Helm durch den Raum? Wo und wann eilen Riesen von einem Weltende zum anderen und wollen das eine zum anderen herüberschaffen? Im Gewitter über der grünen Aue oder am Fuße des Berghorns? Nein, immer wieder nein: hier werden gewaltigere Ereignisse erzählt.

Man stelle dem gegenüber eine Schilderung, wie sie H. Voigt auf Grund der glazialkosmogonischen Lehre von einer Trabantenauflösung gibt[64]), die fast ebenso auf den Einfang eines aus dem weiteren Weltraum hereindringenden Körpers oder eines sonstigen Planetoiden paßt. Da werden die gewaltigen Bilder aus der Offenbarung Johannis lebendig, und diese sind es, welche wesenhaft den alten nordischen Götter- und Riesensagen obiger Art gleichen. Man lese sie nur nach und man wird bald das Verwandte ebenso fühlen, wie die Unmöglichkeit, solche Mythen mit harmlosen Naturszenen zu vergleichen. Ein solcher Trabanteneinfang hat auf der Erde das Meer aufwallen lassen; er hat seinen in Stücke zerschmetterten Körper zu langen Nebelstreifen

ausgezogen; die Stücke sind ins Meer geflogen und haben auf dem Erdkörper neue Felsmassen geschaffen; sie haben sich gegenseitig getroffen und sind um die Erde herumgejagt und durch den Raum; haben Teile von sich entlassen und andere Körper damit getroffen. Das sind die Hämmer, das sind die Schilde, das die goldenen Helme, das die Glieder, das die Steinbrocken, die dem Gott und dem Riesen in den Körper fahren.

Bei allen Mythologien finden wir immer wieder dieses kosmisch-katastrophale Bild. Wie mannigfaltig wird es uns dargebracht, immer in demselben, das irdisch Gewitterhafte weit hinter sich lassenden und nur in Bildern von Riesen und Göttern ausdrückbaren urgewaltigen Ton geschrieben. So sei erinnert an die babylonische Ištarsage, wo auch ein Himmelskörper, der vorher nicht da war, nämlich der vom Vater Anu geschaffene Himmelsstier, daherjagt und zugrunde geht im Kampf mit dem Recken Engidu, der ihm den Schenkel losreißt und ihn niederschlägt[96]).

Die ziemlich zahlreichen Sternsagen und die Überlieferungen, wonach Sterne zusammenstießen — man beobachtete offenbar solches in verschiedenen Zeiten oder wurde davon in Mitleidenschaft gezogen — schleppen sich schließlich noch in die christliche Legendenerzählung mit herüber, wie die germanisch-heidnischen Feste in den christlichen Festkalender, und zeigen wieder, wie wenig das Gewand bedeutet, wenn der Wesenskern erfaßt ist. So berichten magyarische Sagen, daß Jesus und Petrus auf der Milchstraße herumfuhren und Stroh aus dem Wagen fallen ließen; Petrus hatte ein blindes Roß und begegnete einem Betrunkenen; ihrer beiden Wagen fuhren aneinander und Petrus verlor das Stroh. In einer anderen Überlieferung ist dies dem „Zigeuner", d. h. dem Stern Atair geschehen. Jeder Kommentar würde hier nur die klare, kosmisch ohne weiteres verständliche Schilderung des Ereignisses trüben können. Dieselbe Sage lebt in Ungarn, wonach Christus und Petrus einem würmigen Hund begegnen, welchem Petrus weit auswich. Bald danach begegneten sie einem Besoffenen, dem nun Christus weit auswich. Auf die darob verwunderte Frage des Petrus versetzte der Heiland: Sieh, Peter, jener würmige Hund fügt niemand ein Leid zu; dieses Schwein aber greift jedermann an; deshalb muß man ihm aus dem Wege gehen. Seitdem spaltet sich die „Landstraße" am Himmel. Nach

anderer Fassung weicht Christus beim Sternbild Cepheus dem Besoffenen aus; die Kneipe, wo sich dieser betrank, sind einige Sterne der Kassiopeia. Wieder andere Überlieferungen nennen diese Sterne die Kneipe und das Auge des Cepheus den würmigen Hund; der Besoffene ist das Gestirn Daneb[97]).

Es schimmert in solchen Überlieferungen noch allerhand von bedeutsamen astronomischen Bewegungen und Katastrophen am Sternhimmel durch, die gewiß keine bloßen Allegorien waren und ihres moralischen Gewandes, das sie erst übergeworfen erhielten, leicht zu entkleiden sind. Es wird einer planmäßigen Forschung einmal beschieden sein, hier wie in anderen Sagen die naturhistorischen, vielleicht vorweltlichen Zusammenhänge und Geschehnisse zu erkennen und als solche zu beschreiben. Im gleichen Untergrund mag auch die auf alle möglichen Landschaftsbilder angewandte Sage vom „Teufelsstein" letzten Endes wurzeln.

Daß die Gestirne oder Weltkörper immer wieder auf die Erde einwirkten, bringen auch noch andere Sagen beredt zum Ausdruck. Der arabische Gelehrte Qazwini gibt in seiner Kosmographie aus dem 13. Jahrhundert folgende, die astronomische Bedingtheit der Sintflut noch einmal dartuende Erzählung: Die drei Sterne an der linken Hand des Wassermannes nennen die Araber das Glücksgestirn eines Verschlingenden, weil man sie mit einem zum Verschlingen geöffneten Munde verglichen habe. Andere aber leiten den Namen davon her, daß das Gestirn in dem Zeitpunkt der Sintflut ausgegangen sei, wo gesagt wurde: O Erde, schlinge deine Wasser ein[98]).

Immer und immer wieder die Einwirkung von Gestirnen, also von kosmischen und vielleicht vor ihrem Hereinkommen in die Bahn der Erde von der Sonne beleuchteten und daher als bewegte Fixsterne erscheinenden Körpern und seien es auch ausschließlich nur Eiskörper gewesen. Ein Teil mag sich ja wieder dem Bannkreis der Erde entzogen und sich dann allmählich entfernt haben, so daß nach der Sintflut am Himmel noch lange das Schauspiel sich bewegender fixsternartiger Punkte vor sich gegangen sein mag, was dann die Tradition von wieder festgebannten Fixsternen geschaffen haben mag. Jedenfalls tritt auch da wieder die Hilflosigkeit anderer als naturhistorischer Erklärungen, wie sie uns mit Hörbigers Theorie an die Hand gegeben sind, hervor, wenn

man als Einleitung zu der eben wiedergegebenen Überlieferung bei Dähnhardt, dem wir sie entnehmen, liest: „Es wäre ein sonderbarer Mangel, wenn die Noahsagen nicht auch die Sterne in ihren Bereich gezogen hätten.“ Nein: die Überlieferer urältester Geschehnisse haben nichts willkürlich herangezogen, sondern sie haben unter dem Eindruck und dem Bewußtsein überwältigendster Wirklichkeit gestanden!

Hiermit läßt sich jetzt der Unterschied fühlen zwischen der Symbolik, welche die Arche Noäh zum Mond umdeutet (S. 26), und einer Symbolik wie die hier angestrebte, welche nicht ein außen gesehenes Bild hineinträgt, sondern aus dem Wesen der Sache heraus das Erdgeschichtliche, das vom Menschen geschaute und sich ihm tief einprägende Erlebnis zur Darstellung zu bringen sucht. Dem Einen ist das Symbol das Unwirkliche, dem Anderen das Wirkliche, das wesenhaft Seiende.

Daß für die Alten und ihre Überlieferungen die Himmelsgegend des Sirius, also das Sternbild des Orion eine Art kosmischen Wetterwinkels war, geht nicht nur aus der verhältnismäßig klaren babylonischen Sage vom Stern Ištar hervor, sondern auch aus dem für uns noch recht verworrenen Zeug, das die griechische Mythologie vom Orion übermittelt. Ich ziehe aus Preller-Robert einiges heraus, wovon ich glaube, daß es allenfalls in der oben bezeichneten Weise ausgewertet werden könnte[99]). Orion ist der Riese mit geschwungener Keule, der wilde Jäger des griechischen Himmels, den man sich hin und wieder in den Bergen und Wäldern jagend dachte, dessen Schatten Odysseus in der Unterwelt sah, wie er auch dort noch das Wild in Scharen vor sich hertrieb, das er einst in den Bergen getötet hatte, die eherne Keule in den Händen schwingend. Oder man erzählte von ungeheuren Werken und schildert ihn als Meeresriesen, der den Ozean aufwühlt, den Himmel mit dichten Wolken verfinstert oder gewaltige Felsen zusammenschleppt, Vorgebirge und Häfen baut. Ein andermal vergreift er sich am Weib Oenopions, des Weinbaugottes von Chios, der den Trunkenen blendet; Orion tappt nach Lemnos, packt dort einen Gesellen des Hephästos, setzt diesen auf seine Schultern und läßt sich von ihm nach Sonnenaufgang führen, wo sich das Licht seines Auges an den Strahlen des Helios von neuem entzündet. Dann eilt er zurück, um sich an Oenopion

zu rächen, den er nicht findet. Als er sich, nach Kreta eilend, rühmt, alles Wild auf der ganzen Erde vertilgen zu können, sendet die erzürnte Erdgöttin einen Skorpion, der den Riesen ersticht. Oder man erzählt, daß er mit Artemis im Diskuswurf zu wetteifern wagte und deshalb von ihr getötet wurde. Oder sie erschießt ihn, als ihr Apoll das dunkle Haupt des im Meer schwimmenden Riesen zeigt. Nach anderer Sage soll er die von Hera in die Unterwelt verstoßene Granate dort freien, oder selbst von der Erde geboren sein.

Wenn man alle solche Mythen frei auf sich wirken läßt und wenn man sich einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß aus dem Sternraum oder vielleicht sogar bloß aus dem interplanetarischen Raum Planetoiden und Fremdkörper zur Erde dringen können und zu früheren Zeiten vielleicht gelegentlich oder periodisch einmal oder mehrmals hereindrangen, dann sind unschwer und naturhaft alle die Phänomene erklärt, welche der Orionmythus uns vorführt, wenn auch die Nennung von Örtlichkeiten mit dem Wesen des Mythus nichts mehr zu tun hat und eine geologische Zeitdatierung mangels sonstiger Anhaltspunkte nicht gewagt werden kann. Daß das Sternbild des Orion selbst nicht zur Erde gelangte, ist klar. Aber wenn Fremdweltkörper aus dieser, wie wir sagten „kosmischen Wetterecke" herkamen, so mußten sie alsbald größer und leuchtender erscheinen als der strahlende Sirius des Orion selbst. Vereinigte sich ein solcher Körper nicht mit der Erde und kehrte er nach einem kometenhaften Umlauf in derselben Richtung, aus der er kam, in den Weltraum zurück, so konnte er als wieder heimkehrender Stern erschaut werden, einerlei ob er selbstleuchtend war oder nur Sonnenlicht zurückwarf. Wenn er nicht selbstleuchtend war, sondern wie der Mond nur sonnenbeglänzt, so mußte er bei seiner Annäherung an die Erde unter bestimmten Stellungen dunkel werden. Er war blind geworden, geblendet, und als er, an der Sonne vorbeieilend, den Planetenraum wieder verließ, kam er entweder selbst ins Glühen oder er erschien alsbald wieder im reflektierten Sonnenlicht. Wenn Teile von ihm absprangen, die auf die Erde kamen, so lag er betäubt am Boden; oder er stürzte ins Meer und man sah getötet sein dunkles Haupt. Er wühlte beim Vorbeieilen wohl auch attraktiv durch Fluterzeugung das Meer auf; den dann Eingefangenen tötete die Erde. Oder ein Einsturz

in die Erde zersprengte irgendwo die Rinde: er freite die in der Unterwelt eingeschlossene Granate, vulkanische Wirkungen hervorrufend; vielleicht eilte er weiter, nachdem er die Erde nur berührt oder mit einem abgesprungenen Trümmerstück getroffen hatte. Wäre der ganze Körper mit der Erde zusammengestoßen, so hätte er alles Leben töten können.

In immer neuer Gestalt kehrt die unruhige, gefahrdrohende Orionwelt in den Sagen wieder. So bei den Juden: Da zur Zeit der Sintflut die Taten der Menschen verkehrt wurden, kehrte auch der Herr die Ordnung der Schöpfung um und er ließ das Sternbild des Sirius dazumal am Tage aufgehen, obwohl im Monat Jiar, da die Sintflut ausbrach, die Zeit ist, da das Sternbild des Sirius am Tage untergeht. Dann riß er zwei Sterne aus ihrem Ort heraus und es wurden geöffnet die Fenster des Himmels und die Sintflut ergoß sich über die Welt. Nachdem aber die Sintflut vorüber war, wollte der Herr die Himmelsöffnungen wieder ausfüllen. Da nahm er zwei Sterne vom Bären und deckte die Löcher zu; aber dermaleinst wird er die Sterne wieder an ihren Ort zurückbringen[100]).

Dieses geheimnisvolle Bild des Orion, das an die Milchstraße grenzt und von dem her oder wenigstens aus dessen Richtung offenbar Fremdkörper und sonstige materielle Einflüsse auf unser Planetensystem, also auch auf die Erde in urgeschichtlicher Zeit kamen und wieder kommen könnten, wird auch in der germanischen Mythologie immer in einem solches andeutenden Sinn angesprochen. So nannte man den Orion einen Trupp wilder Eber, und Jak. Grimm fügt wieder hinzu: warum, das wisse er nicht[101]).

Aus den einzelnen Weltregionen mögen wohl ganz verschiedenartige Sendboten dann und wann zum Planetenraum vorgedrungen sein — wer weiß, ob wir es nicht wieder einmal erleben. Die Eindringlinge waren bald kalt, Eiskörper; bald heiß, Glutkörper; oder dunkel und kalt wie Stein- und Metallkörper. So können sich folgende Sagen deuten lassen: „Wäre nicht der Orion mit seiner Wärme da, die Welt würde vor dem Frost des Sirius erstarren; und wäre nicht der Sirius mit seiner Kälte da, die Welt würde vor Hitze nicht bestehen können“[102]). Oder eine andere, die deutlich den hereintreffenden Eiskörper verrät, und die im Bundehesch, einem jüngeren Ableger der Zendaveſta, überliefert ist.

In den ersten Zeiten der Welt brachte der Stern Tistar in dreifacher Gestalt den Regen in die Welt. Die Erde war damals angefüllt mit schädlichen Geschöpfen, die das böse Prinzip geschaffen hatte: Tistar regnete in jeder seiner Gestalten zehn Tage lang. Zuerst stieg das Wasser mannshoch auf der Erde und alle schädlichen Geschöpfe mußten sterben. Dann kam ein himmlischer Wind und fegte die Wasser hinweg; aber der Schlamm verbreitete Fäulnisgift. In weißer Pferdsgestalt kam Tistar zum zweitenmal. Ihm trat der Dämon Apaosha entgegen in Gestalt eines schwarzen Pferdes, um sein Vorhaben zu verhindern. Lange schwankte der Kampf, bis zuletzt Tistar siegt. Er schlägt den Apaosha mit dem Blitzfeuer, der nun ein Donnergeheul anstimmt. Tistar regnet jetzt von neuem, und das auf der Erde gebliebene Gift der schädlichen Tiere mischt sich mit diesem Wasser und macht es salzig. Wieder erhob sich ein großer Wind, der dieses Wasser in drei Tagen nach dem Ende der Erde hintrieb; es entstanden davon drei große und dreiundzwanzig kleine Meere[103]).

Wenn sich ein kosmischer Körper der Erde nähert, so entsteht nicht nur eine in der Bahnebene dieses Körpers verlaufende größere oder geringere Flut- und Ebbewirkung im Meere, sondern auch der Luftmantel der Erde wird in derselben Richtung stärker oder schwächer emporgezogen. Sobald jener Körper zerplatzt oder im Luftmeer beim Einfangen aufgelöst wird oder sich sonstwie mit dem Erdkörper vereinigt, hört nicht nur die Flut- und Ebbewirkung im Weltmeer auf, sondern auch die Spannung und Akkumulation im Luftmeer, das nun zur normalen Form der Kugelhülle zurückkehrt. Es entstehen starke Ausgleichsströmungen, die in derselben Richtung wie das Abströmen der Flutwelle des Weltmeeres verlaufen und scheinbar, wie die Sage berichtet, das Wasser nach den Enden der Welt hintreiben. Tistar ist ein kosmischer, stark wassergeschwängerter Körper, vielleicht ein reiner Eiskörper gewesen, dem ein dunkler Körper gegenüber der Erde begegnete, ist vielleicht bei seinem Umlauf zersprungen, kam wieder, und beim letzten Zerplatzen im Luftmeer entstand das Geheul wie von sausenden Granaten. Starke Gewitter waren die Folge und ungeheure sintflutartige Regengüsse. Danach war nicht nur das Wasser auf der Erde vermehrt, die Ozeane voller geworden, also mit dem kosmisch zugeströmten Süßwasser das Salz-

wasser der Erdozeane vermehrt; sondern durch die mit dem Vorgang verbundene Störung des Gleichgewichtszustandes der Erdrinde mußte auch stellenweise eine andere Verteilung von Land und Meer bald oder als geotektonische Nachwirkung platzgreifen, und aus beiderlei Gründen konnte sich die Zahl der Meeresflächen vermehrt haben. Vielleicht fällt der ganze Vorgang in erdgeschichtlich sehr alte Zeit, und wenn er geogonischen Charakter hat, so mag für seine Überlieferung als Sage dasselbe gelten, was später über die Herkunft der kosmogonischen Mythen gesagt wird.

Man muß nur bedenken, daß das Eindringen eines kosmischen Fremdkörpers in den Planetenraum oder in das Anziehungsbereich der Erde nicht als isolierte Erscheinung vor sich geht, sondern daß unter Umständen eine ganze Garbe von größeren und kleineren Splittern und Körpern ankommt, die sich vielleicht beim Vorübereilen an anderen Weltkörpern schon mehr oder weniger geteilt hatten und nun bei ihrer Annäherung an die Erde alle die verschiedenartigen Bilder hervorriefen, die wir soeben an unserem Geist vorbeispielen ließen. Die scheinbaren Widersprüche in der mythischen Schilderung und der kosmologischen Ausdeutung bestehen also dem Wesen nach nicht.

Es wurde schon oben bei Erklärung der Sintflut (S. 169) erwähnt, daß ein und dasselbe kosmische Ereignis, wenn es sich in der Nähe der Erde abspielte oder durch Materialzufluß unmittelbar auf sie einwirkte, in den verschiedenen Zonen auch ein ganz verschiedenes Schauspiel bieten mußte. Denn langsam sich nähernde und allmählich einverleibte Körper oder Staub und Eis oder Wassermassen mußten nach und nach in die Rotationsebene des Äquators gezogen werden. Wenn nun die nordischen Sagen hauptsächlich von Schildern und Hämmern und Wagen und Steinen und Bergen erzählen, die am Himmel hineilten, wogegen die mehr äquatorialwärts entstandenen Sagen von niedergehenden Fluten und Feuer reden, so zeigt das eben ein und dasselbe Ereignis an, bei dem der nordische Mensch großenteils nur Zuschauer blieb, der südliche aber unmittelbar Leidtragender war; es zeigt aber vielleicht auch, daß die Sagen dort entstanden, wo sie durch alle Zeiten hindurch bewahrt worden sind.

Daß der Weltraum wasserspendend war und daß sich solche, vielleicht längst vor der Sintflut eingetretenen Wasserzuflüsse in bedeutenderem Maße eingestellt haben und überliefert sein könnten,

scheint mir die Auffassung des Okeanos in der griechischen Mythologie bei näherer Betrachtung unter dem Licht glazialkosmogonischer Vorstellungen zu ergeben. Gewöhnlich gilt der Okeanos z. T. als das die scheibenförmig gedachte Erde rings umschlingende Weltmeer. Erst später spricht Platon noch von dem westlichen Land, das jenes Weltmeer begrenzt. Aber außerdem scheinen doch noch ausgreifendere, nämlich kosmische Vorstellungen mit darin zu liegen, die vielleicht die älteren und von dem griechischen Rationalismus, der in räumliche und zeitliche Nähe sah, noch nicht verdorbenen und umgedeuteten Bestandteile eines tiefer in die kosmische Vergangenheit eingedrungenen Wissens enthalten. So heißt es in Prellers Mythologie[104]): Ist der Okeanos zuerst dagewesen, so muß die Erde, muß selbst der Himmel aus ihm entsprungen sein, doch gibt die gewöhnliche Mythologie darüber keine bestimmtere Andeutung; sie kennt den Okeanos nur als die allgemeine Weltgrenze, als den uralten, Erde und Meer rings umfassenden Grenzstrom, der mit tiefer und gewaltiger Flut wie eine Schlange in sich selbst zurückfließt und dadurch die Grenze aller sichtbaren Dinge bildet, während er selbst unbegrenzt ist: ein Gebiet des Wunders und aller Geheimnisse des Ursprungs; seine Küsten und Inseln die Heimat der Götter und seliger Menschen und Völker. Dort waltet auch Okeanos selbst als altväterischer, aber milder und allfreundlicher Greis, der in seinem Jenseits wie außerhalb der Welt lebt und bei allen Weltkämpfen unbeteiligt bleibt. Seine Gemahlin ist Tethys, die Urältermutter. Hera ist bei diesem Paar aufgewachsen, als die ganze Götterwelt im Titanenkampf entbrannt war. Flüsse, Bäche und Quellen stammen von Okeanos ab. In kosmogonischer Hinsicht aber sind unter allen Söhnen und Töchtern des Okeanos bei weitem am merkwürdigsten Styx und Acheloos, die älteste Tochter und der älteste Sohn des alten Ursprungswassers.

Hierdurch ist offenkundig Okeanos nicht nur das irdische Weltmeer, sondern vielleicht die den Planeten mit Wasser versorgende glaziale Milchstraße. Das Wissen um diesen Zusammenhang des speisenden „Weltmeeres" mit unserem Erdstern, was uns ja auch durch die nun so viele Türen zur Mythologie aufschließende Glazialkosmogonie wieder eröffnet wird, kann auf anderem Erkenntnisweg in uralten Zeiten schon vorhanden gewesen sein.

Gondwanaland

Die mythische Überlieferung der Japaner führt das Alter der dortigen Bevölkerung auf so unabsehbare ferne Zeiträume zurück, daß davor selbst die kühnste Phantasie verblaßt. Und wenn auch die Millionen von Jahren", heißt es in Helmolts Weltgeschichte weiter, „auf die der Sohn des fernen Inselreiches stolz herabblicken zu können vermeint, vor der Kritik nicht standzuhalten vermögen, so liegt doch anderseits stets ein Körnchen Wahrheit unter der Spreu der nationalen Eitelkeit".

Wir haben ja unterdessen das Maß der Phantasie des alten japanischen Mythus nicht allzugroß mehr gefunden. Wenn auch zweifellos die Mythe nicht von den Japanern selbst stammt, sondern schon bei ihrer Einwanderung vorgelegen haben dürfte und vielleicht selbst in tiefer Urzeit aus dem polynesischen oder indisch-ozeanischen Gebiet mitgebracht und dann von den späteren Einwohnern auf den japanischen Inseln wie von Anfang an dort existierend angesehen wurde, so ist eben das „Körnchen Wahrheit" vielleicht ein Rest der großen Tatsache, daß wir die ältesten, vornoachitischen Menschen und dann den noachitischen Menschen selbst zu allererst im Gebiet des Indischen und wohl noch des südlicheren Pazifischen Ozeans, also in einem dort versunkenen oder versprengten Kontinentalgebiet suchen müssen (S. 178). Dort allein ist der Platz für jenen alten, geologisch erwiesenen Kontinent, der am Ende des paläozoischen Zeitalters bestand, damals sogar starke Gletscher- und Inlandeisbedeckung hatte und erst in spätmesozoischer Zeit erkennbar den Fluten zum Opfer fiel. In diesem, vielleicht mit Unterbrechungen und in Form von Inselkomplexen sich wohl ehedem noch bis in das polynesisch-pazifische Gebiet hinein erstreckenden Landgebiet suche ich den Wohnsitz der ältesten Menschheit. Dort auf jenem Kontinent dürfte auch die Hauptmasse der eigentümlichen ältesten und zum Teil säugetierhaften Reptilwelt gelebt haben, während Polynesien, die indische Landplatte, Westaustralien und die Osthälfte von Madagaskar, sowie

Südafrika gerade noch Umrandungsreste jenes alten Gondwanakontinentes sind, weshalb dort, wie schon erwähnt, am ehesten auf Funde urweltlicher Menschen- und Kulturreste zu rechnen ist. Der Untergang des Gondwanakontinentes aber, dessen Versinken in den Fluten sich auf mehrere geologische Zeitalter erstreckte und erst in der Tertiärzeit ganz vollendet war, steht auch irgendwie in Zusammenhang mit der Katastrophe der noachitischen Sintflut.

Auf jenem Kontinent herrschte in der Permzeit eine große Vergletscherung, von der wir aus einigen Schichtprofilen entnehmen können, daß sie auch in das Meer vorstieß und eine ungeheure Flächenausdehnung besaß. Die Schuttablagerungen der Eisströme sind in Indien, Australien, Süd- und Mittelafrika nachgewiesen und kamen wohl von Gebirgszügen herab, die vielleicht den Gondwanakontinent durchzogen oder teilweise umrandeten. Diese Eiszeit könnte der adamitische und nachadamitische Urmensch miterlebt haben und dadurch auch zum Wandern und zur Besiedelung des weiten Umkreises seiner Urheimat gedrängt worden sein. Später, nach dem Ende jener Eiszeit, war der große Gondwanakontinent in der mesozoischen Epoche bewohnbarer, und da hinein fiel wohl die Verbreitung des noachitischen Menschen, der sich vermehrte, während neben ihm die alten nachadamitischen Typen noch lebten, bis der Kontinent allmählich zerfiel (S. 176) und überflutet wurde und bis die Sintflut am Ende des Mesozoikums oder zu Beginn der Alttertiärzeit jene alten Menschen ausrottete, die nun mit der Überspülung und Versenkung des größten Teiles des Kontinentes untergingen, während sich der intellektuell höherstehende noachitische Mensch in seinem bis dahin schon sehr entwickelten, durch die Gestalt des biblischen Noah personifizierten Repräsentanten mit Hilfe seines technischen Könnens und rechtzeitiger Vorkehrungen zu retten wußte, den lemurischen Rest bewohnte (S. 153) und auswanderte.

Nehmen wir nun die erdgeschichtliche Datierung, die wir für das Erscheinen des Menschenwesens dort auf der physischen Erde ansetzten, als richtig an, so kommen alsbald einige Sagen unter das rechte Licht. So wird aus arabischer Quelle erzählt: Nach der Vertreibung aus dem Paradies saß Eva trauernd auf der wüsten Erde. Es wuchs keine Blume und der Schnee fiel dicht als ein

Bahrtuch für das unzeitige Begräbnis der Erde nach des Menschen Fall. Aber ein Engel fing eine Schneeflocke auf, machte eine schöne Blume daraus und sagte, sie solle ein Zeichen sein, daß Sommer und Sonne wiederkämen[105]).

Eine eigentümliche Zeit ist es jedenfalls gewesen, damals, als der südliche Gondwanakontinent noch in seiner ganzen Ausdehnung bestand und den vermuteten Urmenschen mit seinen mannigfaltigen Gestalten trug. Die irdische Natur war damals von so bedeutenden Veränderungen betroffen, daß es den Gedanken nahelegt, es mögen unbekannte kosmische Kräfte im Spiel gewesen sein. Auffallend ist vor allem das Zusammentreffen ganz verschiedenartiger ungewöhnlicher Verhältnisse: Nach einer in der Steinkohlenzeit über die ganze Erde ausgedehnten Faltengebirgsbildung tritt jene größere Eiszeit ein; jedoch ist nur ein Teil der Südhemisphäre eisbedeckt, hauptsächlich das Gebiet des Gondwanakontinents, auch ein Teil von Südamerika, jedoch wahrscheinlich nicht analog dem heutigen Grönland und nicht unter großer Kälte, sondern nach Analogie von Neuseeland, wo heute noch Gletscher aus dem Gebirge bis ins Meer reichen, nur einzelne Strähnen bilden und auf ihrem träge sich weiterbewegenden schuttüberdeckten Rücken Wälder wachsen. Entsprechend größer, flächenhafter ausgedehnt, mag man sich auch die Eisströme des Gondwanakontinentes denken. Die Nordhemisphäre war damals im Gegensatz zu diesem offenbar niederschlagsreicheren Gondwanagebiet trocken und hat, wenigstens auf weite Strecken hin, den Charakter eines zwar nicht überall pflanzenlosen, jedoch in vielen Teilen wüstenartigen Landes, in dem oft gewaltige Regengüsse die Trockenzeiten auf wenige Tage oder längere Zeit unterbrachen. Dann schwindet die in verschiedenen Teilen der Südhemisphäre nicht ganz gleichzeitige und verschieden starke Eisbedeckung; die Trockenwirkung aber bleibt im Norden wie im Süden bestehen, der große Südkontinent zeigt die ersten Spuren seines Verfalls in der Triaszeit. Wenn wir annehmen, daß ein größerer kosmischer Körper oder — was im Wesen dem gleichkommt — ein Haufen kleinerer, vielleicht zusammengeschaarter oder schweifförmig auseinandergezogener oder aus dem Zerfall eines größeren, planetoidenartigen Körpers entstandener Boliden sich der Erde näherte, sie umkreiste, von ihr eingefangen und schließlich mit ihr

vereinigt wurde, und wenn dieser oder diese Körper wesentlich wasserhaltig waren oder gar aus Eis selbst bestanden, dann ist damit ein großer und entscheidender Teil der erdgeschichtlichen Zustände in der jüngeren Hälfte des paläozoischen Zeitalters und ihr merkwürdig gegensätzliches Zusammentreffen, wie ihre Aufeinanderfolge einigermaßen erklärbar. War nämlich ein Weltkörper unbekannter Herkunft in den Bannkreis der Erde geraten, so mußte seine Massenanziehung alsbald eine große Unruhe ins Weltmeer bringen und je nach seiner periodischen Annäherung im Perigäum und Wiederentfernung ins Apogäum wechselnde Ebben und Fluten erzeugen, die in den seichten Epikontinentalmeeren und an den Kontinentalrändern bald längere oder kürzere Überschwemmungen, bald Trockenlegungen und Versumpfungen mit sich brachten. Der Wechsel kann Jahrtausende und Jahrhunderttausende betragen haben. Ein solcher, die Erde eine gewisse Zeit lang auf exzentrischer Bahn umkreisender, zufällig trabantenartig gewordener Weltkörper oder eine Weltkörperherde übte aber auch ihre fluterzeugende Wirkung auf die unnachgiebigere Erdrinde und das stets in Spannungszuständen befindliche und nach Kräfteausgleichen strebende subkrustale Erdinnere aus. So geriet die Kruste in gebirgsbildende und einfach bruchartig bedingte Bewegungen — es ist das Bild der Steinkohlenzeit mit einem raschen Wechsel von Überflutungen, Trockenlegungen und Vermoorungen, wie auch mit seiner besonderen geotektonischen Unruhe in der Erdrinde. Sobald aber der Körper oder die Körpermassen auf ihrer aus der Gravitationswirkung sich ergebenden Spiralbahn im Lauf von Jahrzehntausenden oder Jahrhunderttausenden der Erde näher kamen und die Bahn weniger exzentrisch wurde, mußten in den äquatorialen Gegenden Meerestransgressionen mit einer allgemeinen Erhöhung des Meeresspiegels sich einstellen. Was nun von dem wasserreichen, in einen Spiralring ausgezogenen Weltkörper oder Weltkörpergemisch endgültig eingefangen und in der Atmosphäre aufgelöst und der Erde zugeführt wurde, mußte zu kurzfristigen und öfters aufeinander folgenden starken Niederschlägen in Form von Regengüssen und in höheren oder sonstwie durch ihre Lage besonders prädestinierten Regionen zu ergiebigen und häufigen Schneefällen führen. Diese mußten auf der warmen, dem Äquator genäherten Südhalbkugel, ja unter

dem Äquator selbst, also auf dem Gondwanakontinent, dann eine Eisbedeckung — eine Eiszeit — hervorrufen; doch auf der ebenso warmen, aber vielleicht niedrigeren Nordhemisphäre ein periodisch niederschlagsreiches, sonst trockenes Wüstengebiet bestehen lassen. War aber der kosmische Fremdling endlich absorbiert, so war auch die Quelle der Eisbedeckung versiegt und sein ebenfalls niedergehendes kosmisches Stein- und Staubmaterial dem Mechanismus des irdischen Ablagerungskreislaufes einverleibt. Das alles braucht nicht auf einmal geschehen zu sein, wie auch der fremde Weltkörper und seine ausgezogene Masse gewiß nicht auf einmal aufgezehrt wurde. Daß bei allen den beschriebenen Vorgängen auch der Vulkanismus sehr rege werden mußte, ist eine Folgerung, die in dem geologischen Befund aus jener Epoche ihre Bestätigung erfährt. Nun trat mit dem Beginn des mesozoischen Zeitalters eine Epoche ein, wo wir weder Eisbedeckungen, noch starke geotektonische und gebirgsbildende Unruhe bemerken, wo die Klimagegensätze schwanden und der so ausgiebig vollzogene Ausgleich der innerkrustralen Spannungen vollendet war. Mit solchen Ausgleichen ging nun der Gondwanakontinent mehr und mehr seinem Zerfall entgegen.

Es ist ein viel behandeltes Problem der Erdgeschichtsforschung, ob die heutigen Kontinentalflächen, unbeschadet ihrer nachweisbaren periodischen Überflutung vom Ozean her, als solche permanent geblieben sind seit alter erdgeschichtlicher Zeit, oder ob sich Ozeanböden selbst in Festland umwandeln konnten und Festlandsflächen in Ozeanböden. Der Haupthinderungsgrund, einen so weitgehenden Austausch beider Krustenelemente anzunehmen, bestand, neben Erwägungen über die Gleichgewichtszustände und Schwereverhältnisse in der äußeren Schale des Erdkörpers, vor allem in folgender, von A. Penck angestellter Berechnung: Gleicht man theoretisch alle Höhenunterschiede der Erdrinde aus, so würde das jetzt vorhandene Wasser die ideale Kugeloberfläche als eine Hülle von 2640 m Dicke umgeben. Nun wissen wir aber bestimmt, daß zu allen bisher überschaubaren erdgeschichtlichen Zeitepochen im Gebiet der jetztweltlichen Kontinentalflächen stets Land oder wenigstens Flachsee lag und daß infolgedessen die Ozeane selbst immer über 2640 m tief gewesen sein und auch an der gleichen Stelle wie heutzutage gelegen haben müssen. Freilich, wenn

sich ein Grund zu der Annahme finden ließe, daß sich während der bekannten geologischen Epochen das Wasser wesentlich auf der Erde vermehrt oder der Erdumfang wesentlich sich vermindert hätte, würde diese Rechnung nicht mehr gelten, und man dürfte dann mit einem sehr weitgehenden Austausch von Festland und Ozeanboden, insbesondere auch mit dem ausgreifenden Versinken von Kontinentalflächen rechnen. Wenn daher die neue glazialkosmogonische Lehre in irgend einer Form zurecht besteht und man mit einem Wasserzufluß aus dem Weltraum für die erdgeschichtlich überblickbaren Epochen mit Bestimmtheit rechnen dürfte, so bekäme auch dieses Zentralproblem paläogeographischer Forschung ein neues Gesicht, es würde eine weitsichtigere Lösung möglich werden, als man sie bisher hatte, wo Widerspruch gegen Widerspruch stand; und man würde damit auch wieder zur Anerkennung kosmisch bedingter Katastrophen kommen, wie es die Heroen der erdgeschichtlichen Forschung am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts noch ahnten und schauten, und womit uns abermals die alten Sagen nach ihrer daraufhin vorgenommenen kritischen Sichtung, die hier ja nicht durchführbar ist, nicht länger ein Phantasma oder der Ausdruck von Seelenstimmungen, sondern geradezu Führer im Hindurchdringen zu einer lebendigeren Erdgeschichte sein würden.

So wird es vielleicht noch einmal gewiß werden, daß wir kosmisch nicht so unbehelligt geblieben sind, wie es die lyellisierte Geologie heute noch wahrhaben will, sondern daß eingefangene Weltkörper mit und ohne Wasser, Splitter und Staub, ebenso wie Eismaterie und Eisboliden in unser Anziehungsbereich hereingetreten sind und hier nicht nur Wasserergüsse und Wetterkatastrophen bis zu sintfluthaftem Ausmaß, sondern auch lithische Materialien in Form von Löß, Schlamm- oder Sandregen, Meteoriten, ja vielleicht auch aufgelöste größere Körper hereingebracht haben; dabei, wenn sie größer waren und sich annäherten oder in wechselndem Abstand umliefen, Fluten erzeugten, die Formationsbildungen zyklisch und materiell mit beeinflußten, die Erdrinde störten, geotektonische Spannungen im Erdgerüst auslösten und so nicht nur große Erdbeben, sondern auch Vertikalverschiebungen der kontinentalen Kruste, somit „atlantische“ oder „gondwanische“ Untergänge, Meeresüberflutungen und -rück-

flutungen und überhaupt dauernden Land- und Meereswechsel herbeigeführt haben.

Wir sind in der Erdgeschichtsforschung mit dem alten Lyellschen System der endlosen Summierung kleinster Vorgänge zu großen planetarischen Wirkungen, um mit E. Sueß zu reden, viel zu viel in eine behäbige Auffassung des erdgeschichtlichen Ablaufes gedrängt worden. Ebenso wie bei Ch. Darwin die Häufung kleinster nützlicher Varietäten zur Umgestaltung des Artcharakters lebender Wesen führen sollte, so atmet auch die Lyellsche erdgeschichtliche Lehre den gesättigten, katastrophenfeindlichen Zeitgeist des bürgerlichen 19. Jahrhunderts. Diese Denkweise in Wissenschaft und Leben hat die tieferen Werte, welche in der alten elementaren Katastrophenlehre Cuviers lebten, ganz in den Hintergrund gedrängt. Erst neuerdings kommen sowohl Erdgeschichte wie Biologie wieder zu stärkerer Betonung der Tatsache, daß Zeiten ruhiger Evolution mit Zeiten revolutionärer Gewaltwirkung auf dem Erdkörper und in der Lebensentfaltung wechselten, wie wir es auch jetzt wieder so ungeheuerlich im Völkerleben sahen. Weltall, Erdgeschichte, Lebensgeschichte und Menschheitsdasein widerspiegeln dasselbe uralte rhythmische Gesetz.

Metaphyſik

„Iſt nicht der Kern der Natur
Menſchen im Herzen?“

Goethe.

Das Metaphysische in Natur und Mythus

Vergleicht man jetzt nach all dem Vorgetragenen unsere naturhistorische Deutung der kernhaften, vielfach so überraschend gleichlautenden Überlieferungen des Menschengeschlechtes mit der bisher wohl allgemein üblichen, so tritt die ganze wirklichkeitskräftige Wesensart der Ursagen und -mythen in das volle Licht. Zunächst rechtfertigt sich also die naiv-naturhistorische Deutung unmittelbar. Diese aber wird möglich, wenn man die ältere Abstammungslehre verläßt, die Typentheorie und das Gesetz der Zeitcharaktere auf die Herkunft des Menschen folgerichtig anwendet und damit das hohe erdgeschichtliche Alter des Menschenstammes als solchen anerkennt. Das neue, wenn auch noch nicht durchgereifte Weltbild der Glazialkosmogonie vollendete erst die naturhistorische Ausdeutung jener sagenhaften Vorgänge, denen die irdische Natur und in ihr die vorweltliche Menschheit ausgesetzt war. Damit konnten wir den Sagen und Mytheninhalten eine zeitliche Weite und Tiefe geben, die sie in der Vorstellung der Forscher noch nicht besaßen. Und was man bisher in einen engen prähistorischen Zeitraum drängte, bekommt so, nach der erdgeschichtlichen Vorzeit hin ausgebreitet, ein wahrhaft welthistorisches Gesicht.

Es soll aber diese Anschauung nicht dahin mißverstanden werden, als ob wir meinten, es sei in den kernhaften uralten Sagen und Mythen bloß eine naturhistorische Seite zu enthüllen. Sie sind in ihrem Wesen gewiß ebenso sehr symbolisch bestimmt. Alles Äußere, alles Trivial-Wirkliche ist Erscheinung und als solche Gleichnis; Gleichnis aber nicht im Sinne einer von außen herangebrachten Allegorie, sondern Gleichnis des ihm selbst Immanenten. Wie unser Körper der lebendige Ausdruck der ihm immanenten Seele ist und beides miteinander von uns erlebt wird als Ausdruck einer nicht aussprechbaren höheren Einheit, so ist auch der naturhistorische Sagen- und Mythenkörper zugleich

der unmittelbar mitgesetzte Ausdruck eines metaphysischen Geschehens, wie jede Naturerscheinung auch. Darin gründen wohl auch die uns so sagenhaft, ja fast mythisch anmutenden Ideen und Handlungen der alten originellen, nicht späterer Astrologen und Alchemisten; in jedem Stern, in jedem Stoff erkannten und erfühlten sie ein Wirklich-Metaphysisches, für das der äußerlich wahrgenommene Körper und Stoff die mitgesetzte notwendige, nicht bloß die sinnbildliche Darstellung ist. Es ist wie mit einem wissenschaftlichen Buch oder dem Werk eines großen Denkers. Man kann es nicht lesen, wenn man nicht lebendig den Gedankenzusammenhang nacherlebt, aus dem heraus der Forscher sein Werk schuf; sonst bleibt es trotz des äußeren Verstehens der Sätze tot oder es wird nur dogmatisch aufgenommen. Denn nicht alles, ja oft gerade nicht das innerlich Feinste, kann in Wort und Bild ausgedrückt werden; und wer nicht den inneren Geist kennt, vermag nicht jenes Unausgesprochene und Unaussprechliche zu erfassen, das zwischen den Zeilen steht und anders nicht dargeboten und nicht aufgenommen werden kann. Darin liegt übrigens der berechtigte Kern jenes oft zwecklos betonten Unterschiedes, den man zwischen Fachmann und Laien, im Religiösen zwischen Priester und Volk macht; womit nicht gesagt ist, daß der nur Fachmann ist, der sich so nennt. So auch beim Lesen der Natur und der Geschichte. Nicht die Analyse der Schrift, nicht der äußere Gang der Sätze, nicht die Einteilung und der äußere Vergleich der Gegenstände erschließt den Sinn; sondern das lebendige Erfassen des inneren Wesens, der inneren Welt. Deshalb forderten die Weisen aller Zeiten von sich und Anderen nicht nur die äußere Betrachtung der Dinge — das war die Übung des Geistes, um ihn an geordnetes Denken zu gewöhnen — sondern sie forderten die Versenkung, das Aufgehen des Ich im All-Einen, um zum Wesen der Dinge vorzudringen. Denn sie erkannten, »daß wahres Verstehen Glaube ist«.

Eine Mythenerklärung also, die nur naturhistorisch vorgehen wollte und mit einer äußerlich naturhistorischen Auflösung ihre Arbeit getan glaubte, wäre, selbst bei richtigen Resultaten, ebenso einseitig wie eine nur das Metaphysische allein zu enthüllen trachtende Deutung — von dem Allegorischen als etwas Untergeordnetem zunächst ganz zu schweigen. Erst beides als Auswirkung eines

umfassenden Einen begriffen und dargestellt, bedeutet Enthüllung des Wesens eines Mythus; denn beides zusammen erst ist überhaupt Wirklichkeit.

Jede Lebens- und Leidensgeschichte einer gewaltigen Persönlichkeit oder jedes große religiöse Erleben und Geschehen in der Menschheit wird notwendig zu einem Mythus, nicht bloß zu einer Historie, weil stets das äußere Geschehen, die äußere Gebärde und Gestalt als das naturnotwendige Symbol eines sich kraftvoll auswirkenden schöpferischen Innern erlebt wird. Es wird jede solche Lebens- und Erlebensgeschichte sofort oder später umgeschaffen zu einem Mythus oder einem Evangelium, worin es sich als Einheit Anderen mitzuteilen und darzustellen vermag, denen noch nicht selbst jenes unmittelbar umgreifende, zeitlose Schauen aufgegangen ist und die noch nicht ohne Bild und Wort anzubeten fähig sind.

So wird uns auch das Entstehen urältester Mythen in seiner Wurzel klar: sie waren nie und nimmermehr eine Dichtung, wie etwa Goethes Iphigenie Dichtung war, die einen seelischen oder sittlich geistigen Zusammenhang zu einem Ideal entwickelt und es an seinen Gegensätzen spiegelt, um daran Sieg oder Untergang der Persönlichkeit erleben zu lassen; sondern ein Mythus im Ursinn ist gerade das, was ihn von jeder Dichtung unterscheidet, in die er später einmal gegossen werden könnte und stets gegossen worden ist: das große Einheitserleben im Geschehen jenseits der Persönlichkeit, wobei diese selbst oder das Historisch-Naturhistorische um sie herum nicht schlechthin die Wirklichkeit, auch nicht bloß das intellektuelle Sinnbild, sondern selbst der mitgeschaffene Ausdruck und die inhärente Gegenseite des Metaphysischen ist, beides zusammen die Offenbarung des Unaussprechbar-Ewigen in zwei Wesensseiten — wie in der großen Musik und Malerei, wo gewiß nicht das technische Können oder die sinnfällige Wiedergabe, sondern unaussprechliches schaffendes Erleben das Wesen der Klänge und Gestalten ist, weshalb auch die im naturalistischen Sinn unmöglichsten Gestalten dennoch den Sinn metaphysischer Wirklichkeit zum Ausdruck bringen können. So wird etwa auch Ursprung und Kraft des Sonnenmythus und des daraus abgeleiteten Sonnenkultus verankert gewesen sein in einem mythischen, nicht dichterischen Erschauen und wirklichen Erleben

der Naturſonne auch als eines Metaphyſiſchen, im Ergreifen ihrer platoniſchen Idee im Tranſzendent-Wirklichen, Schöpferiſchen. Wer kann das in Worte faſſen! Später erſt folgte eine Umdichtung und Ausdichtung zu Mythen und Religionen, als das mythiſche Schauen und Urerlebnis ſelbſt ſchon nicht mehr urſprünglich, nicht mehr urwüchſig war. Und zuletzt wurden auch noch flache Allegorien daraus, in welchem Stadium unſere Mythen- und Sagenüberlieferung jetzt faſt ganz und gar noch verharrt.

Wollen wir eine klare Definition der Begriffe Sage und Mythus geben, wie ſich beides nach unſeren Überlegungen darſtellt, ſo ſind Sagen alle jene Überlieferungen, bei denen das einfach Menſchen- und Naturgeſchichtliche der Kern iſt; Mythen dagegen jene Überlieferungen, bei denen das äußere Erleben und die Wiedergabe von Bildern die Gegenſeite eines unausſprechbar inneren, ja vielleicht nur tranſzendenten Geſchehens iſt. Daß wir tatſächlich kaum je einem Mythus begegnen, der nicht auch einen einfachen Sagenkern enthielte, und daß wir umgekehrt ſo häufig Sagen als Einkleidungsmittel mythiſchen Geſchehens benützt ſehen, ändert nichts an dem Grundſätzlichen dieſer Definition. Denn auch Märchen als ſeeliſch bedeutſame Erzählungen knüpfen wohl nicht ſelten an Sagenelemente an oder verarbeiten ſolche, ohne daß man deshalb den Begriff Märchen entbehren könnte; und ſchließlich können auch Sage und Mythus noch zur Legende werden, ohne ihren Weſenskern zu verlieren. Es iſt daher ganz entſprechend, daß unſere vorausgegangenen naturhiſtoriſchen Abſchnitte ſich hauptſächlich mit Sagen zu beſchäftigen hatten, während im nachfolgenden metaphyſiſchen Teil die eigentlichen Mythen in den Vordergrund unſerer Betrachtung treten werden.

Unſere Zeit, unſere Verſtandesart iſt eines echt mythiſchen Einheitserlebniſſes, auch in ſeinen ſchwächeren Graden, und darum auch eines echt religiöſen Heldentumes faſt ganz entwöhnt. Und wenn ſie Großes erlebt, wie den Weltkrieg, wo die Lebensgeſtaltung ganzer Raſſen in Frage ſteht, dann iſt ſie — wir haben es Alle erlebt und gefühlt — von einer ſittlich ernſten, zähen Kraft des Leidens und der Selbſtüberwindung, oder, wo ſie Begeiſterung hat, iſt ſie romantiſch, wie es der Anfang des Krieges für unſer Volk wohl war; aber ſie hat kein echt mythiſches Erleben mehr, ſie empfindet das Gewaltige des Geſchehens kaum mehr als den

notwendig mitgesetzten Ausdruck innerster Verbundenheiten. Ja unsere Zeit ist dem echt Mythischen sogar mit Bewußtsein abhold, weil sie seinen Wirklichkeitswert verkennt und es mit leerer Phantasie oder allegorischem Spiel verwechselt. Darum bleibt uns auch die Natur ein äußerlich empirischer Gegenstand und als solcher unenträtselt; darum stellt man die Forderung einer mechanistisch zu erklärenden Welt, sogar einer mechanistisch zu erklärenden organischen Welt, und schafft sich aus dieser Denkstruktur heraus eine nur diesem technischen Ziel angemessene Naturwissenschaft, wie man andererseits die Metaphysik scharf davon trennt oder methodisch davon zu trennen sucht und so die Welt, das Dasein, die Wirklichkeit äußerlich verstehen will. So jagen wir Körpern ohne Seele und dem Seelenhaften wie einem Körperlichen, also einem Phantom, einem Gespenst im wörtlichsten Sinn des Ausdruckes nach. Jene Geisteswelten und jene Seher anderer Epochen, die als Heroen die innere Gestaltung der Wirklichkeit erschauten und so ein echt mythisches Leben und Erleben hatten, sind in ihrem eigentlichen Wesen für uns noch wie tot. Was unsere geschichtlichen Kulturzeiten aus ihnen machten, das sind nur noch Dichtungen und zuletzt Allegorien, die als solche freilich die gewöhnlichen, flach natürlichen und äußerlich sinnbildlichen Auslegungen als der Weisheit Gipfel zu rechtfertigen scheinen.

Wenn man nun sieht, wie etwa das Sagenwerk des babylonischen Gilgameschepos einerseits als „dürftiges dürres Produkt eines Geistes, dem wir keinen Funken des Genius anmerken", bezeichnet wird[106]), dagegen von anderer Seite als Inbegriff und Urquell aller Epen und Sagen, die ganze Weltliteratur mit seinem Sonnenmythus durchdringend, gepriesen wird[107]), so erkennt man schon daran, welches Rätsel eine solche alte Mythenüberlieferung doch wohl birgt. Hat der Eine recht mit seinem Urteil oder der Andere? Aber so darf man die Frage gar nicht stellen; denn sie haben Beide recht und sind nur einseitig in dem, was sie aus dem Werk ziehen. Die Lösung der gegensätzlichen Auffassung liegt darin, daß — wie in fast allen schon aus dem „Altertum" überlieferten Heldenliedern und Mythendichtungen — nur noch eine äußerliche, das Tiefste und Letzte nicht mehr kennende Verarbeitung ältester Stoffe auch im babylonischen Gilgameschepos vor uns liegt, dessen aneinander geschweißte, kaum zu einheitlicher Dichtung mehr

gebrachte Teile von einem, faſt möchte man ſagen: bibliophilen Zeitalter (Bibliothek des Aſurbanipal) geſammelt worden ſind. Trotzdem aber lebt ein geheimer Sinn in dem ſo toten Buchſtaben, der aus ſeinen durch die ſpäte und, wer weiß wievielte, Epos-bearbeitung entſtandenen Widerſprüchen wohl befreit werden kann, wenn erſt einmal ein wirklich fundiertes Wiſſen um die Menſchheitsalter mit ihren Geſchehniſſen, Raſſenfolgen und Geiſtes-zuſtänden gewonnen ſein wird, das wir jetzt nur vorzufühlen erſt in der Lage ſind. Solche alten Stoffe, wie ſie das Gilgameſchepos ebenſo bietet wie etwa die Geneſis, die Ilias, die Odyſſee, die Edda, die Bhagavad Gita, ſind eben in dem bezeichneten zwiefachen Sinn zu nehmen und zu leſen: als hiſtoriſch-naturhiſtoriſche Stoffe, aber auch als mythiſch-metaphyſiſche Geſichte und Erlebniſſe. Als ſolche ſind ſie freilich ſymboliſch, jedoch ſo, daß die äußere Hiſtorie und Naturhiſtorie der Spiegel und die Verhüllung des religiöſen Sehertumes iſt. Alſo weder die eine noch die andere Betrachtung allein wird dem Ganzen ſolcher Überlieferungen gerecht; und daher können, wenn man ſie einſeitig übt, ſolche gegenſätzlichen Urteile zuſtande kommen, wie wir ſie vorhin zeigten. Man denke an die jedem geläufigen Gleichniſſe Jeſu über das Himmelreich oder an den Mythus von ſeinem Erſcheinen auf dem Waſſer vor den Schiffern im Sturm: ſtets iſt in ſolchen Erzählungen ein äußeres Bild oder ein ganz alltägliches Geſchehen oder ein mythiſch überlieferter Stoff zur Darſtellung eines Jenſeitigen, und nicht unmittelbar in Worten Auszuſprechenden verwendet. Hier in dem letzteren Beiſpiel vom Waſſerwandeln iſt der Sonnenmythus unverkennbar; und ebenſo unverkennbar iſt das ſpezifiſch religiöſe Erleben des Evangeliſten darin; und ebenſo unverkennbar der den damaligen Menſchen wohl noch nicht unbekannt gewordene, aber jetzt okkulte Zuſtand der Körperlevitation in ekſtatiſchen Zuſtänden. Das alles geht in einem ſolchen religiöſen Spätmythus noch durcheinander, teils gewollt, teils ſchon vom Schreiber oder Dichter unverſtanden und übernommen. Je nachdem alſo ſpätere profane oder religiöſe Dichter ſolche Urſtoffe und deren urſprünglich als Einheit konzipierte Zweiſeitigkeit nicht mehr bewältigen konnten oder einſeitig mißverſtanden, löſten ſie bewußt oder unbewußt, geſchickt oder ungeſchickt die eine Seite von der anderen los, ſtellten nur die eine allein dar oder warfen beide ſtückweiſe durcheinander.

So eben, glaube ich, ist das Gilgameschepos in der Spätfassung entstanden und obendrein noch einem Herrscher zugedacht worden, der gewiß nicht die Urgestalt des Gilgamesch war.

So läßt es sich erklären, daß Sagen- und Mythendeutungen, insbesondere auch die auf philologisch-etymologischem Boden erwachsenen, zunächst richtige, wenn auch noch so flache Allegorien zutage bringen können, und daß trotzdem ein anderer Forscher ebenso richtig darin tief religiöse Wahrheiten entdeckt, und daß außerdem noch ein Dritter urgeschichtliche oder naturhistorische Begebenheiten aus ihnen abzulesen vermag. Denn alles das und vielleicht sogar noch mehr, wovon wir noch keine Ahnung haben, weil uns das Denkorgan dazu fehlt, ist wirklich darin beschlossen. Gründlich falsch ist es daher, bei derart entgegengesetzten Forschungsergebnissen zu sagen, die eine Erklärung würde die andere ausschließen müssen. Ganz im Gegenteil: Alle diese Einzelzüge als Flächen eines in sich geschlossenen Innenbaues zu zeigen und damit diesen als Einheit im Geist seines ältesten Erbauers zu begreifen und dem verwunderten Beschauer aufzutun — das ist echte Mythen- und Sagenerklärung.

Die Entwicklung, wie sie uns die Mythen und Sagen für die Geschichte der Menschheit, der Tierwelt und der Erdoberfläche in den vorigen Abschnitten schon boten, wird somit in ihrem inneren, wesenhaften Zusammenhang nur verständlich durch gleichzeitige metaphysische Betrachtung. Ohne diese bliebe alles Gesagte doch nur ein äußerliches Aneinanderreihen von Bildern und Formstadien. Innerlich, seelenhaft betrachtet aber erhalten wir eine wirkliche Geschichte, weil sich uns da erst ein Sinn, ein wirkliches, d. h. ein innerlich verbundenes Geschehen zeigt. Selbst die besten fossilen Skelettfunde des urweltlichen Menschen, wenn sie einmal kämen, würden uns nichts über Wesen und Inhalt seines Daseins sagen; aus ihnen allein gelänge es nicht, seine seelische und spezifisch menschliche Welt wieder zu beleben. Ohne diese seelische Welt aber wäre uns der Vorweltmensch ebenso tot, wie es uns die fossile Tierwelt bleibt, wenn wir sie nur nach ihren Skeletten beschreiben und in Gattungen oder Arten einteilen oder sie zu Stammreihen zusammenfügen. Damit gelangt man nur zu einem körperlichen oder zeitlichen Neben- und Nacheinander ohne Seele und Leben. Wir haben aber das Bedürfnis, in den inneren Zusammenhang,

in das Wesen der Dinge und Erscheinungen einzudringen. Einerlei ob die Natur, wie Spinoza und Goethe es wollen, göttlich, oder ob sie, wie Aristoteles meint, dämonisch ist: auf keinen Fall ist sie ein Mechanismus oder tot, wie es der Dogmatismus spätzeitlicher Wissenschaft will — eigener Seele, eigenen Innendaseins spottend.

Ist es denn nicht so, daß überhaupt kein natürliches Geschehen statthat, das nicht gleichzeitig, von innen gesehen, ein metaphysisches wäre? Das gleichzeitige und gleichmäßige Zusammenerblicken beider Wesensseiten des Daseins aber ist religiöse Gewißheit. Darum wird für einen Naturforscher, wo er beides als Einheit erfaßt, Forschung zu Religion und religiöses Schauen zum letzten Forschungsergebnis. Nicht als ob eine Zweiheit als solche in der Natur bestünde; es ist nur unsere menschenhaft zweiseitige Geistesart, zu sehen oder sehen zu können. Die unverinnerlichte, wenn auch notwendige Methode der Naturforschung in den letzten Jahrhunderten mit ihren praktischen Teilerfolgen hat den einzigartigen Beruf gehabt, eine nur physisch-mechanisch aufgefaßte und durchgedachte Natur wie ein „Als ob" zur Darstellung zu bringen. Sie hat unser äußeres Hineinsehen in eine große Ferne von Zeit und Raum, eine Zerlegung des Stoffes in seine Grundfunktionen ermöglicht und damit den Rahmen, das Skelett geschaffen, in das die Künftigen das Lebendige werden einbauen müssen. Daß dabei uralte, metaphysisch erfaßte Wissenskomplexe uns wieder näher rücken und neuen tiefen Sinn gewinnen, ist nicht überraschend. Noch werden derartige Gesichte, wo sie neben der mechanistischen Wissenschaft erscheinen, als Mystik, d. h. mit einem von den Meisten reichlich unverstandenen und undurchdachten Schlagwort abgetan, das allerdings durch theosophischen Mißbrauch mit Recht in Verruf geraten ist. Daß unser ganzes Dasein, jeder Gedanke, jede Regung, jedes Werden eines Wesens aus seinem Keim, jedes Blütenöffnen, jedes Mienenspiel trotz allem Mechanismus, unter dem es verläuft, Ausdruck eines unaussprechlichen inneren Lebens ist und im Überbewußtsein auch gar nicht anders erlebt wird, das wird beim Naturstudium vergessen oder methodisch beiseite gelassen. Wenn wir im gewöhnlichen Sinn naturwissenschaftlich arbeiten, abstrahieren wir a priori absichtlich von jener wesenhaften Innenseite, weil sie nicht in

das von uns zunächst angestrebte mechanistische Weltbild gehört. Aber die hiermit ermöglichte Anordnung und Begreifung des Naturgeschehens dann irgendwie für Wahrheit, statt für ein bloßes Symbol zu halten, ist eine Gedächtnisschwäche für das, wovon man ausgegangen war.

Alles Dasein, selbst das anorganische mineralhafte, ist niemals Maschine — immer ist es Art des alles durchdringenden Lebens und hat damit stets Ganzheitsbeziehung und metaphysische Bedeutung. Sonst könnten wir aus dem Wenigen, das wir aus dem All nur erkennen, niemals Gesetze, niemals Allgemeines ableiten, also überhaupt nicht den ersten Schritt zu einer Wissenschaft tun.

Im kleinsten Stäubchen liegt beschlossen die Natur;
Der Geist kommt überall dem Geiste auf die Spur.

Es ist darum töricht, nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen, auf die Dauer eine Naturwissenschaft ohne Metaphysik allein gelten lassen zu wollen; am törichtsten aber, mit Naturwissenschaft und naturwissenschaftlicher Methode eine Gesamtweltanschauung schaffen zu wollen, wenn man die metaphysische Seite des Naturdaseins darin nicht einmal als Problem, geschweige denn als Wirklichkeit kennt. Daher auch jetzt die Abwendung aller suchenden Menschen von den seit einem Jahrhundert gebotenen, nur naturwissenschaftlich orientierten Philosophemen. Wie gezwungen und unecht wirken sie jetzt schon auf unseren Sinn, selbst wenn wir uns noch nicht einmal ganz von der alten Methode des Erkennens frei zu machen wagen. „Schon die Probleme von Raum und Zeit", sagt Harnack in einer seiner letzten Reden, „führen heute bei unseren wissenschaftlichen Methoden zu paradoxeren Annahmen, als je ein scholastischer Philosoph sie wagte. Allein schon an der Frage nach dem Principium individuationis scheitert die mechanistische Weltanschauung. Die lebende Natur drängt uns eine nicht mit den Mitteln mechanistischer Abstraktion zu bestreitende Methode der Betrachtung auf, die zu einer sublimen Metaphysik leitet. Wir finden nicht nur Quantitäten in der umgebenden Natur, also nicht nur mechanische Wirkungen, sondern „Leben" in selbständigen Zentren, von denen auch wir uns als ein Teil empfinden und wissen. Alle spezifischen Merkmale des Lebens aber sind dem abstrahierenden, rechnenden Verstand in-

kommenſurabel. Unſere Wiſſenſchaft iſt heute ſehr einſeitig, ja ſie bedroht uns mit einer gewiſſen Barbarei, indem ſie geradezu vom Lebendigen abzieht und deſſen Kenntnis und Einfühlung durch Mechaniſches erſetzen will. Nicht als ob damit der Wiſſenſchaft vom Mechaniſchen und ihrem äußeren Fortſchreiten ein Mißverſtehen entgegengebracht werden ſollte; wohl aber muß die Täuſchung aufhören, als umfaſſe ſie alles Wiſſenswürdige, als vermöge ſie eine vollkommene Welterklärung zu bieten. Es gibt ein Wiſſen vom Leben und von der Wirklichkeit, ohne das man überhaupt nicht leben kann. Dieſes zu ſuchen, iſt die höchſte Stufe wiſſenſchaftlicher Erkenntnis. Nicht unter dem Licht quantitativ nachzuprüfender Einzelerkenntniſſe hat die Menſchheit ihren Weg zur Höhe gefunden, ſondern geführt von Geiſtern, die eine Zentralſonne ahnten und den Mut hatten, von der Phyſik zur Metaphyſik, von der Hiſtorie zur Metahiſtorie vorzudringen. Auf ein Ewiges führte ſie ihre Betrachtung, auf Probleme, die hinter der Welt unſerer Vorſtellungen liegen. Sie wagten die Fahrt auf dem unendlichen Ozean. Und erwieſen ſich auch Küſten, die ſie zu ſehen vermeinten, als trügeriſch, ſo brachten ſie doch, von ihrer Fahrt zurückkehrend, ihren Genoſſen geſteigertes Leben“[108]).

Wiſſenſchaft und Leben ſind durch und durch metaphyſiſch; und anders kann keine Erſcheinung, kein Ganzes und kein Einzelnes ergriffen und begriffen werden. Denn ſelbſt das äußere Sehen einer Einzelheit iſt nur möglich durch das gleichzeitige metaphyſiſche Erfühlen eines Ganzen, von dem es Teil oder Spezialfall iſt. Die einfachſte Gegenüberſtellung, Unterſcheidung und Beſchreibung und noch mehr die Berechnung zweier mit mechaniſcher Kraft aufeinander wirkender Körper, überhaupt jede Berechnung oder Vorausſicht einer Wirkung auf Grund von Erfahrung, iſt volle Metaphyſik und Symbolik und nur als ſolche möglich. Bringen wir doch ſchon das grundlegende mechaniſche Geſetz von der Kräftewirkung durchaus metaphyſiſch an die Natur heran. Das Geſetz von Urſache und Wirkung, an das wir Alle glauben, ja *glauben*, iſt Metaphyſik. Und vollends die Einſicht in die Welt des Organiſchen! Iſt da überhaupt eine Einſicht möglich, die nicht unmittelbar in das eigene „Gefühl“ einkehrte? Selbſt jede Bewertung, ob ein Weſen höher oder niederer organiſiert ſei, iſt ſchon durch und durch ein metaphyſiſches Urteil. Es prüfe ſich

doch jeder Forscher in seinen erkenntnistiefsten Stunden, so er die Kraft zur Selbstbeschauung findet und den Mut hat, unerbittlich sich selbst ins Angesicht zu sehen: Wo hat er seine wertvollste Gewißheit her? Doch nicht vom äußerlichen „beweisen"? Erst lebt die Gewißheit des Erschauten; dann quellen neue Tatsachen von selber hervor und es winken uns Dinge lebendig an, die wir zuvor vielleicht nicht einmal am Wege liegen sahen.

Wir wenden uns darum jetzt mit einer anderen als der nur naturwissenschaftlichen Methode zur Metaphysik oder, wenn man will: zur Mystik der naturhistorischen Menschheitsentwicklung und der ihrer Umwelt, um dort in einem anderen Sinne Naturforscher zu sein.

Naturſichtigkeit als älteſter Seelenzuſtand

In den vorigen Abſchnitten haben wir gelegentlich den Ausdruck „naturſichtig“ gebraucht, ohne ihn erklärt zu haben. Er konnte einſtweilen zu denken geben, und der Zuſammenhang ließ wohl durchblicken, was damit gemeint ſei. Er ſoll nun in den Mittelgrund der Betrachtung rücken und uns den Angelpunkt für das Verſtändnis der mythenbildenden Kraft urälteſter Menſchen und ihrer Seele liefern.

Auf eine uns heute verſtändliche Formel gebracht, bedeutet Naturſichtigkeit jenen ſich mit der Dämonie nahe berührenden ſeeliſch-geiſtigen Zuſtand, vermöge deſſen ein lebendes Weſen — nicht nur der Menſch — einer Kenntnis, eines Schauens, Fühlens oder Ahnens der in, zwiſchen und über den Dingen und Weſen der phyſiſchen Natur waltenden und webenden Beziehungen teilhaftig iſt. Beiſpielsweiſe die Fähigkeit, kommende Naturereigniſſe auch unbedeutendſter Art, oder etwa die Ankunft eines Freundes vorauszufühlen, oder in einem Antlitz, einer Augenbewegung eines Menſchen unmittelbare Sicherheit über ſeinen Charakter oder über den bis dahin verhüllten Sachverhalt eines Geſchehniſſes zu erlangen, womit er verknüpft iſt, wie es ſo überwältigend Doſtojewski im „Raskolnikow“ darbietet — das alles bedeutet: naturſichtigen Sehens teilhaftig zu ſein. Dieſes unterſcheidet ſich in ſeiner einfachſten, abgeſchwächteſten Form zunächſt nicht viel von dem, was wir jetzt hellſichtig nennen. Naturſichtiges *Können* dagegen iſt die Fähigkeit, auf Grund ſolchen Sehens und Wiſſens Einfluß auf die Dinge der Natur oder die Seelen der lebenden Weſen bewußt oder unbewußt zu gewinnen, alſo Geſtaltungen, Änderungen, Vorſtellungen in der Umwelt und bei anderen lebenden Weſen hervorzurufen; modern ausgedrückt: telepathiſch oder ſtark hypnotiſch oder teleplaſtiſch zu wirken, Strahlungen und Materialiſationen in der Ferne hervorzurufen; mit altertümlichen Worten ausgedrückt: zu zaubern und zu bannen.

Ein wundervolles, aus dem Leben gegriffenes Bild hierfür, selbst wenn es auch kombiniert sein sollte, entrollt Frobenius[109]). Auf seiner Reise im Urwaldgebiet zwischen Kassai und Luebo war er von Angehörigen eines Pygmäenstammes begleitet und mit ihnen vertraut geworden. Einige Männer und eine Frau folgten ihm eine Woche lang. Eines Abends war Nahrungsmangel und er begehrte von den Männern, ihm noch eine Antilope zu erlegen. Die Leute sahen ihn ob dieser Forderung erstaunt an und einer platzte mit der Antwort heraus: das wollten sie schon gerne tun, aber für heute sei es zu spät, da keine Vorbereitung getroffen sei; sie wollten am anderen Morgen das tun. Gespannt, worin die Vorbereitungen dieser Männer bestünden, schlich sich der Erzähler am Morgen noch vor Sonnenaufgang in das von den Leuten abends zuvor für ihre Maßnahmen ausgewählte Gebüsch. Noch im Grauen kamen die Männer, aber nicht allein, sondern mit der Frau. Sie kauerten sich zu Boden, rupften einen kleinen Platz frei und strichen ihn glatt. Der eine Mann zeichnete mit dem Finger etwas in den Sand, die anderen mit der Frau murmelten unterdessen Formeln und Gebete. Danach abwartendes Schweigen. Die Sonne erhob sich am Horizont. Einer der Männer mit einem Pfeil auf dem gespannten Bogen trat neben die entblößte Bodenstelle. Noch einige Minuten, und die Strahlen der Sonne fielen auf die Zeichnung am Boden. Nun spielte sich blitzschnell Folgendes ab: die Frau hob die Hände zur Sonne und rief einige dem Horcher unverständliche Laute; der Mann schoß den Pfeil auf die Zeichnung am Boden ab; dann sprangen die Männer in den Busch; die Frau ging danach zurück ins Lager. Dann besah der Beobachter den Platz: auf dem Boden war das etwa vier Spannen lange Bild einer Antilope gezeichnet, in deren Hals der abgeschossene Pfeil steckte. Nachmittags kamen die Männer mit einem durch den Hals geschossenen Antilopenbock zurück. Dann gingen sie mit einigen Haarbüscheln und einer Schale voll Antilopenblut zum Hügel zurück, um Haare und Blut über das Bild zu streichen und dieses zu verwischen, was sich später durch Ausplappern von seiten des einen Mannes nach Genuß von Palmwein herausstellte. Vom Sinn der Formeln war nichts zu erfahren; wohl aber sagte er, daß das Blut der erlegten Antilope sie vernichten würde, wenn sie die Zauberhandlung nicht

erfüllten; auch das Auslöschen müsse vor Sonnenaufgang geschehen. Später entfernten sie sich heimlich; offenbar wollte der Führer der Gesellschaft, der die Bedeutung des Vorganges verraten hatte, nicht, daß es die Anderen, insbesondere die Frau, erführen.

In dieser einfachen Erzählung liegt der Schlüssel für die lange vermutete Bedeutung der steinzeitlichen Fels- und Knochenzeichnungen. Auch jene Menschen gehörten einer naturnahen, naturumwobeneren, also primitiveren Kulturseele an. Was wir in der Einleitung sagten: jene Fähigkeiten zum Beschwören bedeuten und sind Realitäten, lösen aus und beherrschen Naturkräfte — das muß wohl, entgegen unserem rationalistischen, plump gegenständlichen wissenschaftlichen Denken als sicher angenommen werden. Denn daraus erst ergibt sich ein Verständnis für jenes uralte Paideuma. Das „Dämonische" darin ist aber, wie Frobenius ausführt, dem Verstande nur in seinen Auswirkungen zugänglich. Auch dem genialen Menschen unserer Tage, der in seinem religiösen und künstlerischen Schauen, in den höchsten Momenten seiner inneren Erregung „den Dämonen verfällt", ist dieser Zustand danach verstandesmäßig unfaßbar. Und Frobenius sagt mit Recht: die Wirklichkeit solcher Zustände ist aber eine so eminent bedeutsame, daß die Zukunft erstaunt sein wird, wie wenig ihnen bis heute Beachtung geschenkt worden ist.

Derart also sind die Fähigkeiten und Tätigkeiten von Menschen im schwach natursichtigen Zustand, dessen sie dauernd oder vorübergehend teilhaftig sein mögen. Nimmt nun dieses Können eine größere Stärke an, so entsteht der beim Naturmenschen entwickelte Typus des Zauberers und Geisterbanners, dessen Größe für uns schon unheimlich und wohl auch gefährlich wird, wenn er auf der bewußten mentalen Höhe des zwar intellektuell, aber nicht immer sittlich entwickelten Kulturmenschen noch erscheint und hier als Magier wirkt, wovon die vor unserer aufgeklärten Welt sinnlosen und abergläubigen Zeiten des christlichen Mittelalters genug zu erzählen wissen; ich erinnere an den Doktor Faust.

Das Natursichtige ist also etwas wesentlich anderes als eine Einbildung, ein Hirngespinst, ein Gespenst, ein Aberglaube; sondern es ist einerseits das Sehen der in den Dingen lebenden tieferen

Wirklichkeit — Wirklichkeit im wörtlichen Sinn —, symboliſiert etwa durch die Nymphen und Feen, Heinzelmännchen und Gnomen, ſoweit es die phyſiſche und organiſche Natur betrifft; andererſeits iſt es der innige Zuſammenhang mit dieſer Wirklichkeit, ſo daß daraus für ein bewußtes Weſen, wie der Menſch es iſt, eine Geſtaltungs- und Umgeſtaltungsmöglichkeit eines Teiles der Natur von innen heraus, alſo nicht auf mechaniſchem, ſondern auf ſeeliſchem Wege möglich wird.

Es iſt nun die Frage, ob dieſes im Menſchen in verſchiedenen Intenſitäts- und Bewußtſeinsgraden als wirkſame Naturkraft in Erſcheinung tretende Sichtvermögen nicht auch noch andere Träger hat, z. B. Tiere oder die Tiere überhaupt?

Ed. v. Hartmann hat in ſeiner „Philoſophie des Unbewußten" dem naturſichtigen Sehen der Tiere[110]) ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet und hat alle Äußerungen des Inſtinktes dahin gerechnet; er hat es auch für das unindividuelle organiſche Bilden dargetan. Auch Bergſon in der „Evolution créatrice" hat ſich auf dieſe Seite des lebendigen Naturweſens beſonders geſtützt, um die innere Identität der äußerlich ſo vielfältig individualiſierten, oft wie ohne Zuſammenhang vorhandenen Einzelvorgänge und Einzelweſen darzutun. Eines der ſchönſten, von Bergſon mitverwendeten Beiſpiele iſt die Eiablage einer Stechweſpe in den Rücken eines Käfers[111]). Der Käfer wird gelähmt, bleibt aber am Leben, bis die Larven ſich entwickeln und ihn ausfreſſen. Der Stich der Weſpe muß inſtinktiv mit größter Genauigkeit die richtige Stelle des Käferorganismus getroffen haben, um dieſe Wirkung zu erzielen und tut es auch. In dieſem Beiſpiel iſt das naturhafte Sehen und die damit hervorgerufene naturſichtige Wirkung zweifellos ebenſo im Spiel wie bei dem zauberiſch beſchwörenden Tun des einfachen Naturmenſchen, da auch bei ihm viel, ſehr viel Unbewußtes mitſpielt. In der Tätigkeit des eierlegenden Weſpentieres liegt auch ein Verzaubern, ein Bannen des anderen Weſens. Wenn dieſes Bannen auch ſehr äußerlich vollzogen wird, nämlich durch einen grob mechaniſchen Eingriff in den Körper des anderen, ſo iſt eben doch die naturhafte Verfaſſung, woraus die Sicherheit des mechaniſchen Eingriffs erfolgt, keine intellektuelle, ſondern ein inſtinktiv hellſeheriſche, eine im wahrſten Sinne des Wortes naturſichtige. Das iſt die Beſchwörung beim Naturmenſchen aber

auch; und bloß die individuelle Ausführung im Einzelfalle bleibt bewußt und muß es bleiben, weil eben jeder Einzelfall eine etwas andere äußere Situation mit sich bringt. Nur sehen wir beim Zaubern des Naturmenschen keine grob mechanische Übertragung. In der Hauptsache stehen beide unter dem Einfluß der gemeinsamen Naturseele, und diese sieht, erkennt und überträgt. Dies ist das Metaphysische des Instinktes und des Beschwörens, dies das Natursichtige im Einzelwesen.

In einer Abhandlung[112]) über Telepathie und Hellsehen verweist Tischner auf das Vorkommen seelischer Gedächtnisspuren, deren Wirken nicht an das Gehirn gebunden erscheint und die bei ihrer Eigengesetzlichkeit eine mechanistisch psycho-physiologische Deutung ausschließen. Damit ist grundsätzlich die wissenschaftliche Möglichkeit gegeben, auch für andere psychische Vorgänge ein außergehirnliches, unmittelbares Wirken von Seele zu Seele, eine Vorstellungs- und Gedankenübertragung von Mensch zu Mensch zu folgern. Die psychistische Erklärung der telepathischen und hellsichtigen Begebnisse sucht von vornherein klar festzuhalten, daß eine seelische, also auch eine hellsichtige oder telepathische Übermittlung ein Vorgang ist, der von dem Bewußtwerden des Ergebnisses im Gehirn des Individuums wohl zu unterscheiden ist.

Man kann, sagt Tischner, der Seele im Körper keine Organe zuschreiben, womit sie etwa bei einem Willensentschluß, den Arm zu heben, in Tätigkeit träte; im außerkörperlichen Wirken der Seele liegt die Sache grundsätzlich nicht anders. Wie die Seele den Weg zu finden weiß, um eine rein seelische Gedächtnisspur zum Bewußtsein zu bringen, so geht auch bei der Gedankenübertragung etwas von Seele zu Seele hinüber, das dann erst das Bewußtsein beim Empfänger hervorruft. So ist auch das Hellsehen zu verstehen. Die Seele als unräumliches Wesen hat jedenfalls ein ganz anderes Verhältnis zum Raum, und die Vorstellungen, die wir uns durch unsere physische Organisation von der räumlichen Welt machen, reichen hier keinesfalls aus. Man kommt bei den nun einmal festgestellten Tatsachen der Hellsichtigkeit nicht daran vorbei, ein anderes Verhältnis der Seele zum Raum und zur Zeit anzunehmen, als es dem alltäglichen Wachbewußtsein entspricht. Aber dann versteht man auch das Aufsteigen längst vergangener Dinge und Abläufe aus dem Schoße der Vergangen-

heit in hellsichtigen Seelen. Und Tischner schließt, ins bedeutende Allgemeine übergehend: Es mache den Eindruck, als ob das Unterbewußtsein, bildhaft-räumlich ausgedrückt, nicht so scharf gegen die Umgebung abgegrenzt sei, sondern als seelischer Bereich in Verbindung mit einem nicht menschlich-individuellen oder einem überindividuellen Seelischen stehe. Von unserem Oberbewußtsein hinabsteigend, würden wir allmählich in unterbewußte seelische Regionen kommen, die nicht mehr dem Individuum allein angehören, wie eine aus einem Berge herausquellende Wasserader im Dunkeln des Berginnern bald in das alles umgebende und durchtränkende Wasser übergeht. Diese tiefsten Schichten des Unterbewußtseins würden dann teilhaben an einem nicht-individuellen oder überindividuellen Seelischen und daher zu einem Wissen um Dinge führen, die dem individuellen Bewußtseinsleben unzugänglich, ja unbegreiflich sind. Die Seltenheit dieser Erscheinung aber wäre aus der Schwierigkeit zu erklären, dieses Wissen aus den Tiefen des Unterbewußten ins Licht des Oberbewußtseins zu bringen.

Dies alles, was ich bisher in kurzen Strichen anzudeuten gesucht habe, ist das in unserem derzeitigen physischen Dasein Natursichtige. Es sind allerdings nur noch schwache Überbleibsel davon da, und es spielt nicht mehr jene große und in vielem bestimmende Rolle wie beim Naturmenschen, also wohl auch beim Steinzeitmenschen, wie wir aus gewissen Anzeichen wissen. Darin glich er ja jedenfalls dem jetztzeitlichen „Wilden", soweit dieser noch ursprünglich und unberührt blieb, wenigstens in seinem Seelenleben.

Gab es aber nicht am Ende auch Zeitalter und Menschenwesen, bei denen die Natursichtigkeit und damit das Naturdämonische eine größere, vielleicht sogar ausschlaggebende und den Intellekt fast oder völlig noch ersetzende Rolle spielte? Und welcher Art müßten solche Zustände gewesen sein?

Es sei an das Gesetz erinnert, daß schwache Abbilder des Vergangenen sich in späteren Entwicklungsläufen des Organischen wiederholen. So mag auch im Seelischen das von Tischner so klar umschriebene Übergreifen des überindividuell Seelischen und sein spärliches Herausdringen ins Bewußtsein des Individuums ein embryonischer Rest, ein schwacher Abglanz eines älteren Dauerzustandes sein, der als wesentlich und als der beständig ge-

lebte und erlebte einen früheren, noch mehr naturverbundenen Menschen auszeichnete.

Es ist in unserer späten Menschheit eine Erinnerung übrig geblieben an einen Seelenzustand, der in der Lage ist oder war, die Natur von innen her umzugestalten; auch den eigenen Körper. Darauf gehen die Sagen von den großen Magiern zurück, die beides konnten. Wurde diese Magie zu selbstsüchtigen Zwecken getrieben, so war sie teuflisch, schwarz; stand sie im Dienst Gottes, so war sie weiß, die Person, von der sie ausging, war umflossen vom Licht. Schopenhauer stellt in dem Aufsatz über animalischen Magnetismus und Magie einige Daten über diese Ansicht der Menschennatur zusammen[113]) und gibt dort ein Zitat: „Die magische Kraft setzt den, der sie besitzt, in den Stand, die Schöpfung, d. h. das Pflanzen-, Tier- und Mineralreich zu beherrschen und zu erneuern; so daß, wenn Viele in Einer magischen Kraft zusammenwirkten, die Natur paradiesisch umgeschaffen werden könnte."

Urweltliche, andersartig die Natur schauende Menschenwesen mögen nun grundlegend andere, uns nur sagenhaft bekannt gewordene Eigenschaften an sich gehabt haben, die uns physikalisch unverständlich sind. So etwa die vielbesprochene Levitationsfähigkeit, womit sie nicht nur selbst als Körper in anderer Beziehung zur Schwere der Erde standen, vielleicht anders über die Erde dahingleiten konnten, sondern worin sie eine Kraft besaßen, die sich nach außen werfen und sie dann etwa Steinkolosse von Ausmaßen und auf Entfernungen transportieren ließ, die von der spätzeitlichen Technik für unmöglich erklärt oder beneidet und als Geheimnis angestaunt werden — die Bauten des „Ur-Gilgamesch". Man hat ja, wie man mit unserem kritischen, auch flachen Spätzeitgeist im vergangenen Jahrhundert allem Tiefen und Naturgeheimen gegenüber gern verfuhr, auch hier längst wieder „nachgewiesen", daß die Riesenbauten und Riesenquader und Monolithen mit den zur Verfügung stehenden zahllosen Arbeitskräften frohnender Volksmassen bewegt wurden, und hat durch die Vorstellung der Massenwirkung auch das Magische früherer, sagenhafter Zeit zu erklären gesucht, obwohl es anders hätte verstanden werden müssen; es gibt allerdings Reliefs, auf denen die Massenfrohn dargestellt ist. Aber trotzdem: so wenig die Reste alter Naturtüchtigkeit in

spätesten Volksstämmen oder beim Diluvialzeitmenschen ein Maß für die ehemalige Größe dieser Eigenschaft bei einem älteren Menschenwesen sein können, so wenig beweiskräftig sind die quartärzeitlichen Darstellungen der Massenfrohn für eine naturverbundene, magische Kräftegewinnung vorweltlicher Menschenwesen. Auch der vermutlich riesenhafte Turmbau, spätzeitlich in Babel lokalisiert, könnte in Wirklichkeit eine dahergehörige urweltliche Äußerung uns unbekannter Kräfteanwendungen gewesen sein, die, naturrichtig und magisch angewendet, auch auf einem anderen als dem äußerlichen, grob mechanischen Weg, sozusagen von innen her ihre Wirkung ausübten.

In der indischen Sage von der Entstehung der Smaragde begegnet uns, wie in so vielen Sagen und Märchen, der mit magischen Fähigkeiten ausgestattete Mensch, und zugleich wird seiner Tätigkeit mittelbar auch die Hervorrufung von Naturgestaltungen zugeschrieben. Es heißt dort: Einem Kaiser wurde einst erzählt, daß der König der Dschinnen ein großes Gefäß habe, aus einem sehr kostbaren Stein gearbeitet. Der Kaiser gewann durch Beschwörung Macht über die Dschinnen und befahl, ihm das Gefäß zu bringen. Ein Dschinn, von seinem König dazu beauftragt, flog mit dem Gefäß durch die Luft, als ihm auf halbem Weg ein Dämon begegnete, der versuchte, ihm das Gefäß zu entreißen. Im Kampfe fiel es zur Erde und zerbrach in zahllose Stücke; das sind die Smaragde, die es jetzt auf Erden gibt[114]).

Wir erinnern uns der Körpergestalten, die es unter den Urmenschen gab. Da waren als niedriger Typus vor allem die Stirnäugigen (S. 81). Dieses Stirnauge ist, wie schon erklärt wurde, das charakteristische Organ jener Urzeit gewesen. Hier ist die Stelle, es zu deuten. Ein einfaches Auge zum Sehen war es nicht; denn die höheren Tiere hatten damals wie später außer jenem Stirn- oder Scheitelauge stets ihre zwei wohlentwickelten Normalaugen. Es kann also nur ein Organ gewesen sein zu einem Sinn, dessen die späteren Tiere und Menschen entbehrten oder dessen sie verlustig gingen, so daß sie das Organ nicht mehr oder nur in rudimentärem Zustand noch besitzen — die vom Großhirn überwucherte Zirbeldrüse. Das Großhirn aber ist der Sitz des den Weltaspekt mechanisierenden Intellektes, dessen wir jetzt besonders teilhaftig sind und, wie die Schädelentwicklung zeigt, auch mehr als der ver-

mutlich hierin rückgebildete Steinzeitmensch, obwohl auch dieser, wie die tertiärzeitlichen Säugetiere, noch ein „Gehirnriese" ist. Bei jenen uralten Tieren mit dem vollendeten Scheitelauge ist aber das Gehirn besonders klein dagegen gewesen. Ist also das Großhirn der Sitz des Intellektes, mit dessen Erwerbung und Entfaltung mehr und mehr das Dämonisch-Natursichtige abhanden kam, so muß das völlige Zurücktreten des Großhirns und die Vollentwicklung des unter ihm jetzt erloschenen parietalen Organs eben die physische Betätigung jenes Sinnes bedeuten, der uns am meisten zugunsten des reflektierenden Intellektes fehlt — des Natursichtigen. Zu diesem verlorengegangenen natursichtigen Innenwesen ist das Scheitel- oder Stirnauge vermutlich das physisch wirksame, schauende und ausübende Organ gewesen[115]). Fernsehen und Fernbannen der Beute oder des Gegners möge eine seiner von uns nicht mehr empfindbaren Aufgaben und Fähigkeiten gewesen sein, also das Natursichtige und Magische in größerem Maßstab.

Von besonderer Wichtigkeit für diese Auffassung scheinen die neuerdings von Reich in Niederländisch-Indien angestellten Untersuchungen über die Zirbeldrüse werden zu wollen[115a]). Er hat sowohl auf anatomischem Weg, wie auch mit Röntgendurchleuchtungen festgestellt, daß die Zirbel das ideale Zentralorgan des ganzen Gehirns ist, da es nach jeder Richtung hin im goldenen Schnittpunkt liegt. Auch für die Scheitelöffnung der paläozoischen Reptilien hat er dies nachgewiesen. Er deutet an, daß die Zirbel das polare Gegenorgan zur Geschlechtssphäre ist und weist auf die indische Lehre hin, wonach die Zirbel nicht nur in unmittelbarer Beziehung zu der Geschlechtssphäre anatomisch und sekretiv steht, sondern auch ein Gehirnorgan ist, durch das uns Kenntnisse der stammesgeschichtlichen Vergangenheit des Einzelindividuums und damit seiner Gattung werden können, wenn es durch Meditation gelingt, das „Bewußtsein" aus dem Großhirn in diese Sphäre zu verlegen. „Vielleicht ist die Zirbel also weniger eine Drüse mit innerer Sekretion als vielmehr ein Organ der Sexualmneme, entstanden aus dem Bedürfnis, Abkömmlinge der ‚Keimbahn' unmittelbar in das Gehirn mit aufzunehmen, um so ‚Keimbahn' und Individuum auf's innigste miteinander zu verknüpfen". Es ist

zu erwarten, daß sich durch Verfolgung solcher Untersuchungen, wie sie Reich nun vornimmt, bedeutende Entdeckungen in der angedeuteten Weise noch ergeben werden.

Der nachadamitische Mensch hatte also noch nicht das Großhirn, worin die überindividuell-seelischen Wallungen und Übertragungen hellsichtiger Art ins Individualbewußtsein übersetzt werden konnten. War daher dieses noch unentwickelt, so war eben jenes „Unterbewußtsein" auch der Normalzustand des Seelenlebens, und dies ist eben das, was wir mit Schopenhauer als einen über- oder unterindividuellen „natursomnambulen" Zustand bezeichnen können[115b]). Später aber trat wohl eine Umschichtung der Bewußtseinszustände, des seelischen Lebenszustandes ein: mit der Entwicklung des Großhirns ging der Mensch in die Sphäre des bewußt reflektierenden intellektuellen, des kausalen und raumzeitlichen Denkens hinein, er wurde zum Bewußtseinsindividuum. Nun erloschen mehr und mehr die telepathischen, die hellseherischen und die auf solche Weise sich betätigenden magischen Funktionen, die Zauberkräfte. Es war das Verlassen des wirklichen Märchenlandes, von dem wir in Sagen und Märchen eben gerade das noch hören, was dem Mitfühlenden so überaus ähnlich mit jenen Dingen erscheint, die uns als Hellsehen und Telepathie und geringe Zauberei der Primitiven noch spärlich entgegentreten und vor dem unser gelehrter Zeitgeist wohl gar zu lange Auge und Ohr verschlossen hielt. Je nach dem höheren oder geringeren Maß dieser Umschichtung des seelischen Bewußtseins zu dem intellektuellen hin, sind dann auch Zeiten und Völker von jeher verschieden gewesen, und je nachdem ist das unmittelbare Verständnis für diese Zusammenhänge in verschiedenem Grade dem Einzelnen oder seiner Generation offenbar oder verschlossen.

Noah, wie ihn uns das Alte Testament schildert, ist der vollendetere Repräsentant des ‚noachitischen Menschenstammes', dem wir noch angehören, wenn er sich auch in viele Linien gespalten und vollendet haben mag. Er ist nach den wenigen, aber außerordentlich vielsagenden Andeutungen der Menschentypus mit der vollkommen spreizbaren fünffingerigen Hand, mit der stark entwickelten Großhirnsphäre, dem rudimentär gewordenen Parietalorgan, mit einem schon vergeistigteren Gottesglauben, der schon fern gerückt ist der nur dämonisch-natursichtigen Verfassung, die

in ihrem ungezügelten, verstandlosen Urzustand ein rein triebhaftes Naturleben führte und in ihrer lichteren Seite gewiß auf nichts weniger als auf das ökonomisch Praktische gerichtet gewesen war. Das letztere aber ist nach allen Schilderungen schon in Noahs Wesen deutlich zu erkennen. Immerhin hat er noch die natursichtige Fähigkeit des Vorauserkennens der Naturzusammenhänge und der physischen Zukunft: er weiß, wann die Sintflut kommt. Auch versteht er die Natur noch stark zu beeinflussen, denn er züchtet den Weinstock. So etwas, wie den Weinstock züchten, können wir mit aller unserer Naturforschung und Erblichkeitslehre noch immer nicht; wir können zwar vorhandene Obst- und Getreidesorten verbessern und bodenbeständig machen, ebenso auch Blumen. Aber aus einer wilden, ungenießbaren Frucht ein dem Weinstock vergleichbares Pflanzenwesen zu züchten, ist uns verschlossen. So ist Noah selbst nicht mehr bloß unbewußt natursichtig eingestellt; er ist stark individualisiert, er ist Persönlichkeit und Charakter. Er redet mit Gott, wobei er deutlich reflektiert, nicht mehr unbewußt nur schaut und handelt, und ist damit deutlich als Gehirnwesen gekennzeichnet im Gegensatz zum Stirnaugenwesen älterer Herkunft mit seinem vermutlich naturhaft-somnambulen Zustand.

Woher er kam und wann, ist im Kapitel über den sagenhaften Urmensch und seine Körpermerkmale anzudeuten versucht worden: er kam, als das seinem Stamm zugrundeliegende beuteltierhafte Säugetier sich in das spätmesozoisch-tertiärzeitliche plazentale Säugetierwesen umzuwandeln begann oder plötzlich umwandelte. Aber das innere Wann, um das es sich hier handelt, ist damit gefaßt, daß wir sagen: er kam, als die intellektuelle, typisch plazental-säugetierhafte Großhirnentwicklung und damit der Intellekt die Wesenseigenheit der höheren Tierwelt wurde.

Der letzte Schritt zum reinen, intellektuellen, also apollischen Menschentypus, wie er in den vollendetsten Persönlichkeiten unserer Geschichte vor uns steht und wie er im fast gänzlichen Wegfall des Natursichtigen gipfelt, mußte dann in der Tertiärzeit erfolgt sein, als vom Säugetiermenschen noachitischer Art immer mehr des Tierhaften abgestoßen wurde, bis schließlich aus ihm auch Menschenaffen kamen, während zugleich konvergenterweise als Spiegelbild und Gegensatzwirkung im Affenstamm so große

Menschenähnlichkeit auftrat. Das Merkwürdige ist, daß sich nun erst die Menschengestalt im höchsten Sinne und zugleich in einer ursprünglichen Primitivität zeigt. Denn nur der vollendet aufrechte Gang, den kein Tier je erreichte, nur die vollendete Entwicklung des intellektuellen Großhirns und damit des Schädels, die in Zukunft noch steigerungsfähig ist, nur das vollendete Antlitz — das sind die Dinge, in denen er gegenüber der ganzen Tierwelt einseitig entwickelt dasteht. Wenn der Paläontologe Jaekel einmal sagte, der tiefere Gehalt des Fortschrittes im Organischen liege nicht darin, daß alles nur verschieden und mannigfaltig werde, sondern daß die biologische Aufgabe am besten, nämlich mit dem geringsten Aufwand gelöst sei, so ist die jetztweltliche Menschengestalt eben jenes Wunder der organisch schaffenden Natur, bei dem die größte Einfachheit mit der größten Vollendung gepaart erscheint. So ist doch der Mensch, wie er vor uns steht, die Krone der lebenden Natur; aber nicht im Gedankengang der älteren Abstammungslehre als ein letzter Zweig, auch nicht im Sinne einer mißverstandenen religiösen Auffassung als eigenes, der Tierwelt fremd gegenüberstehendes Schöpfungswerk: sondern als beides zugleich, indem seine jetzige vollendete Gestalt im Lauf eines langen Leidensweges sich immer reiner als Ausdruck der lebendig in ihm liegenden Entelechie heraushob, die Idee seines Wesens immer mehr und mehr wie ein Symbol verwirklichend, wobei sein ursprünglicher, das Tierische mit umfassender Stamm alles das aus sich entließ, was sich im Lauf der erdgeschichtlichen Zeit an Gestalten neben ihm entfaltet hat und um das er selbst Schritt für Schritt tierisch ärmer, menschlich reicher wurde. Dieser Gedanke löst den schier unüberbrückbaren Widerspruch, der in der Vorstellung einer Urform höchster Entwicklungshöhe und zugleich höchster Einfachheit liegt. In diesem Gedanken ruht auch die Versöhnung zwischen der uralten, das Bild des Menschen rettenden Schöpfungsidee und der ihr nur scheinbar entgegenstehenden neuzeitlichen Abstammungslehre.

Kulturseele und Urwelt

Wie Spengler so eindringlich und anschaulich es darstellt, um sich sein Weltbild zu ordnen, hat jeder der geschichtlich bekannten Kulturkreise seine heroisch-mythische Frühzeit, dann seine Kulturzeit und zuletzt seine intellektualisierte Spätzeit. In der ersten dieser drei Epochen ist ein ungeheueres heldenhaftes und apokalyptisches Drängen und Kämpfen da. Dann wird die Kultur geboren, wobei landverwachsenes Dasein und bodenständiger Besitz das wesentliche äußere Merkmal; Priestertum und Adel, Geist und Rittertum das sozialpsychologische; Formung der Religiosität und des Volkstums das wesentliche innere Merkmal sind. Alles ist „in Form", bis sich die dritte Epoche bemerkbar macht und mit der Intellektualisierung auch die Mechanisierung des Daseins, die Loslösung vom Boden mit allen ihren Folgen bringt, mit der Massenherrschaft, mit einem individuellen oder gruppenhaften Zäsarismus im Staatsleben, mit der Herrschaft des reinen „Geistes" im Denken endend; worauf späterhin bei normalem Ablauf diese zur Zivilisation gewordene Kultur in ein Fellachentum ausläuft. Allen Kulturen voran aber gehe das formlose Dasein des Urmenschen[116])

Frobenius[117]) beanstandet, daß für Spengler das Paideuma des Urmenschen ein Chaos sei, die Steinzeit ohne Stil, die Umwelt des primitiven Menschen ohne Physiognomie und kausale Ordnung. Das primitive, dämonische Menschentum habe auch seine geordnete Physiognomie, ja es lebe in den späteren Kulturgehäusen und -formen noch mit fort. Menschen des gleichen Volkes und der gleichen Sprache seien es, von denen die einen die städtische Kultur, die anderen die ländliche Flachkultur leben. Die letzteren leben noch wesentlich mehr in einer naturhaft dämonischen Welt; die ersteren in der idealistischen und mechanistischen; nur individuell und generell ströme beides oft ineinander über. Die Menschen der Städte und die Menschen des Landes sind bildungsmäßig ge-

schichtet. Bei den Völkern der Haussaländer in Afrika zeige sich dämonisches Empfinden in der Flachkultur, tatsachenmäßiges in der Hochkultur unüberbrückbar getrennt. Die Frage dränge sich aber auf, ob dieses „Mehr" einer naturhaft dämonischen Welt überhaupt heutzutage und selbst in der diluvialen Steinzeit noch ein ursprüngliches sei oder bloß ein seelisches Rudiment aus einer noch früheren Zeit?

Drei Hauptstufen der Kulturentwicklung will Frobenius unterschieden wissen: 1. die der primitiven Kulturen, deren Seele die Stufe der reinen Tatsachenwelt überhaupt nicht erreichen kann; 2. die der monumentalen Kulturen, die durch Loslösung des Einzelkulturwillens, der Persönlichkeit, vom Schicksal des Gesamtwesens ausgezeichnet ist und der wir angehören; 3. die noch nicht verwirklichte Kulturform der Zukunft.

In der ersten Stufe, welcher die sogenannten Ur- oder Naturvölker, soweit sie ursprünglich sind, angehören, herrscht das in gewisser Hinsicht auch dem Kind eigene dämonisch-geniale Wesen. Das Paideuma hat hier etwas Vergeistertes; ein Ausdruck Goethes. Die Welt und das Leben sind erfüllt von Dämonen und dämonischen Fähigkeiten, die, als Phänomen dem menschlichen Nachdenken unzugänglich, sich in der Gemütssphäre des Daseins bewegen und erst mit Abschluß des Entstehungsvorganges spontan in das Bewußtseinsleben eintreten. Charakteristisch für diese Kulturform sind Beschwörung und Zauberei.

Die nächste, die monumentale Kultursphäre, besteht im wesentlichen in der Loslösung des Individualbewußtseins und -willens aus dem typisch Gattungsmäßigen. Es bilden sich statt der allgemeinen beherrschenden dämonistisch geregelten Lebens- und Naturbeziehungen nunmehr die Ideale aus, indem der Mensch sich seines gestaltenden Ichs bewußt wird, sich aus der Gruppenbildung des Wir loslöst und sich als Einheit der anderen Einheit, der Welt und Umwelt, kämpfend und schaffend gegenüberstellt. Hieraus wird man, sagt Frobenius, verstehen, weshalb die Hellenen nur ihr Volk kannten und alle Außenwelt als Barbaren bezeichnen mußten; man versteht auch, weshalb uns bisher „Weltgeschichte" nur die Geschichte und Vorgeschichte unseres abendländischen Paideuma sein konnte. „Mit den Idealen tritt das Paideuma in das geistige Bewußtseinsleben. Seine Auswirkung

wird bestimmt nach dem Maß der in ihnen sich auflösenden Dämonen und dem Anwachsen des herannahenden Tatsachenwissens des erwachsenen Mannes. Das Vorhandensein der Ideale ist gleichbedeutend mit der Fähigkeit zur Kulturbildung, vorausgesetzt, daß sie imstande sind, die Welt der Tatsachen als eine organische Einheit in ein ebenso organisches Paideuma umzubilden, sie zu durchseelen — ein schöpferischer Akt, dessen Wirkung dann der Ausdruck ‚Stil' zu geben ist. Die Ideale gehören einer bestimmten, verhältnismäßig kurzen Periode des Menschen- und Völkerlebens an. Aus der dem Alter entspringenden herbstlichen Sorge um die Erhaltung des Ichs entsteht als drittes Phänomen die verstandesmäßige Kausalität, und damit sind die ‚Tatsachen' in ihrer streng geistigen Starrheit voll entwickelt. Die Ideale waren Selbstzweck, die Tatsachen haben materielle Zwecke. Sie entstehen in uns aus dem Geiste, und deshalb ist dieses Phänomen der Kausalität unvergleichlich leichter in seiner Entstehung und nach seiner vielseitigen Auswirkung zu erkennen als das des genialen Schöpfertums (Dämonen) und das der Individualität, der persönlichen Ideale. Das Ich bleibt nicht mehr ein idealer Gegensatz zur Tatsachenwelt, sondern wird als ‚Intelligenz' ein Teil derselben. Damit Hand in Hand geht die Auflösung der Harmonie". „In diesem Zustand der Mechanei ist jetzt unsere Kultur und die aller nicht mehr ‚primitiven' Völker der Welt, einerlei welchen speziellen Kulturformen, faustischer oder magischer, chthonischer oder tellurischer, sie angehören. Die Stufenfolge im Seelenleben jedes einzelnen Menschen wiederholt sich im Gemeinde- und Volkspaideuma als Barbarei, Kulturei und Mechanei, und so wird sich auch der in der vollentwickelten Mechanei ausklingenden Gestaltungsperiode eine letzte, eine Erfüllungsperiode anschließen. Wie dehnt sich" — ich rede noch mit Frobenius' Gedanken und Worten — „der mechanistische Zug mit dem Siege des Tatsachenwillens über den Hang zum Dämonischen und mit der Unmöglichkeit der Abschließung einzelner Volkskulturen aus und wie führt das einem Zustand entgegen, wo die Möglichkeit der Hervorbringung neuer monumentaler Formen verschwindet! Was dann? Wohl wird sich das Vernunftleben über das alte Standesdasein, über die mechanisierende und mechanisierte Schichtung erheben." „Der Wesenszug der dritten Periode wird ein harmonisches Ineinandergreifen des Dämonischen,

der Ideale und der Tatsachen sein." Soweit das Weltbild, wie es Frobenius zeichnet.

Man könnte wohl auf den Gedanken kommen, daß das Leben der ganzen Menschheit seit urältester Zeit in seinen Grundzügen im selben Sinn, aber in einem großwelligeren Rhythmus verlief als das der einzelnen geschichtlich erfaßbaren Kulturkörper, und daß das uns bis in die Eiszeit zurück bekannte Dasein nichts anderes ist als eine Gesamtspätzeit, worin gerade fast alles fehlt, was wir im ursprünglichsten Sinne natursichtig und, wenn es aktiv und erdverbunden ist, dämonisch nennen. Es könnte so der intellektual-ziviliſatorischen Spätzeit der ganzen Quartärepoche — vielleicht auch des Tertiärzeitalters mit seiner atlantischen und frühatlantischen Kulturseele — eine Epoche vorausgehen, in der gerade das in stärkstem Maße, ja ausschließlich Gemeingut und geistig-seelischer Zeitcharakter war, was die Frühzeit einer jeden späteren Kultur und auch das Steinzeittum als rudimentäres, schwaches Abbild noch andeuten: die noch nicht intellektualisierte, noch nicht rein kausal denkende und daher dämonische und titanenhafte Seele. Vor dieser Epoche wäre dann noch eine frühere zu denken, welche einem durchaus innerlich naturverbundenen erdgeschichtlichen Urmenschentum entspräche: eine hochmythische, Mythen erlebende und nur in Mythenzuständen, jedoch ohne reflektierendes Verstandesbewußtsein sich bewegende Zeit, verbunden mit stärkster unmittelbarer Naturſichtigkeit und Dämonie. Diese Epoche wäre sinngemäß an das Ende des paläozoischen Zeitalters und in den Beginn des mesozoischen zu verlegen; jene etwa in den übrigen Hauptteil des Mesozoikums.

Es könnte also sein, daß die älteste vorweltliche Zeit des vornoachitischen Menschenwesens eine Epoche war, in der alles das, was die naturverbundene Urzeit einer geschichtlichen, quartärzeitlichen Kultur auszeichnet, allein und ausschließlich in ganz besonders hohem, vollentwickeltem Maße vorhanden und lebensbestimmend war, also eine Naturſichtigkeit und Dämonie aktiver und passiver Art, die alles in Schatten stellte, was sich späterhin, nach dem Abschluß jener ältesten Urzeit und dem Aufkommen des intellektuellen noachitischen Menschentypus, nur rudimentär und embryonisch jeweils noch einmal beim Beginn einer Kulturentwicklung und bei Naturvölkern wiederholt. Wie in der em-

bryonischen Entwicklung der höheren Tiere Formzustände nach gleichen organischen Bildungsgesetzen wieder andeutungsweise und rasch vorübergehend zum Vorschein kommen können, die ursprünglich, voll entfaltet, in einem zur gleichen Gattung gehörenden Lebewesen draußen in der Welt durch Jahrhunderttausende in voller Kraft und Tätigkeit da waren, so könnten auch die am Anfang aller bekannten Quartärzeitkulturen immer wieder andeutungsweise und vorübergehend erscheinenden natursichtigen Eigenschaften und Lebensfunktionen bloß schwach nachklingende embryonische Abbilder sein eines ehedem in voller Kraft als eigene seelisch-geistige Daseinsform und Zeitsignatur entfalteten, alles Menschliche umfassenden und durchdringenden urdämonischen Wesens. Das wäre, wie gesagt, die echt mythenbildende und mythenerlebende Zeit gewesen, der ganzen Menschheit gemeinsam; und daher käme es, daß jeweils die Anfangszeit einer geschichtlichen Kultur ein unmittelbareres, wenn auch nur noch schwaches Verständnis und Erleben einer gewissen Natursichtigkeit hätte, ohne jedoch zu deren ehemaligen ausschließlichen Entfaltung noch einmal ganz durchzudringen. Die alte Naturhaftigkeit und Natursichtigkeit aber gipfelte in den höchsten, für ein Menschenwesen denkbaren Formen der Dämonie, also der Zauberei, der Bannung, des Fernsehens, der innerlichen Einwirkung auf die organische und anorganische Natur.

Je mehr diese große Urepoche der ältesten Gesamtmenschheit aus dem Naturhaften heraustrat und sich vergeistigte, wurde sie — entsprechend dem Werden einer unserer quartärzeitlichen Kulturseelen — aus dem Allgemein-Naturhaften zu einer höheren freieren Daseins- und Seelenform geführt, in der das düster Dämonische der Zauberei und des niedersten Begehrens nach Naturleben zu einem lichteren, wenn auch ungebändigten Wollen hinaufstieg: das Zeitalter des strahlenden Helden und des Heldenmythus, jedoch noch rein im naturdämonischen, nicht im ritterlich-episch gespiegelten Spätsinn. Demgemäß hat die zweite Stufe einer quartärzeitlichen Kulturentwicklung, wo sich die Periode der Hochkultur zu gestalten beginnt, am meisten Verständnis und unmittelbares, wenn auch vergleichsweise nur noch schwaches Nacherleben eines großen Urheldentums, ein Nacherleben, das sich dann als wirkliches und sagenhaft verwobenes heldisches Rittertum zu erkennen gibt.

Es kommt die letzte Phase einer Quartärkultur: die intellektualistische. Sie ist ein kurzes embryonisches Spätabbild einer anderen großen, der Menschheit gemeinsamen Vorweltepoche, in der wir uns aber Alle jetzt noch befinden: die des noachitischen Gehirnmenschen vom reinen Säugetiertypus, die wir am Ende des Mesozoikums in die Alttertiärzeit hinein ausschließlich eröffnet sehen, nachdem die Sintflut mit dem vornoachitischen Menschentypus aufgeräumt hatte.

So hätte jede dieser seelischen erdgeschichtlichen Großepochen ihren eigenen Menschentypus gehabt, und alles endet mit der Vollentwicklung der Großhirnsphäre, mit dem Verschwinden des Stirnauges, vielleicht mit der Reduktion der Körpergröße und der Kürzung des individuellen Alters, auch mit der größeren Kurzlebigkeit der Einzelstämme selbst, und zeigt zuletzt den Eiszeitmenschen mit noch nicht ganz so gewölbtem Intellektualschädel, aber dennoch ganz als den Unseren oder nur als degenerierten Versprengten einer längst schon entfaltet gewesenen Kulturepoche, nämlich der tertiär-quartärzeitlichen. Sie wäre demnach schon eine fast vollständig unter der Vollentfaltung des Intellektes stehende Epoche der Gesamtmenschheit, von der die einzelnen geschichtlichen, sowie die vermutlich eiszeitlichen und wohl auch die davor liegenden tertiärzeitlichen oder atlantischen Paideumen nur Arten und Varianten sind. Ich halte daher die alten Spezialkulturzentren wie Babylon, Ägypten, Westafrika, Zentral- und Südamerika in ihrem Beginn für wesentlich älter als die Eiszeit oder für mindestens eiszeitlich. Um sie herum, in den von ihnen unberührten Landen hat sich dann als „Wilder" vielleicht der Steinzeitmensch älteren Datums, als unentdeckter „Australneger" gehalten. Haben sie doch beide in ihrer gleichen Lebenslage und mit dem gleichen Kulturpaideuma auch so ähnliche Schädelform. Ob aus dem jüngeren diluvialen Steinzeitmenschen etwa in Europa irgend welche Träger der späteren und heutigen Kulturen kamen, für die das gänzliche Dahinschwinden auch der letzten instinktiven Natursichtigkeit und die immer stärkere apollische Entwicklung des Großhirns, des Sitzes der mechanisierenden Intelligenz, mehr und mehr die Signatur geworden ist — das soll hier nicht mehr erörtert werden; die Wissenschaft unserer Tage ist auf dem Weg dazu, dies klarzustellen.

Ich glaube also hier einen vollständigen Unterbau geben zu können für jene tief in die Vergangenheit hinabreichenden, noch unerfaßten und ungeklärten Wirklichkeiten, auf die sich Spenglers und Frobenius' Anschauungen über den Ablauf und die Urzeit der Kulturen gründen, und die soviel neue Tore öffneten. Alle heutigen und geschichtlich bekannt gewordenen Kulturen haben aber ihre im Kern gemeinsamen, wenn auch in der Form tausendfach umgegossenen großen Mythen und Sagen wohl von jenen älteren mesozoischen und frühesten spätpaläozoischen Menschenzeiten erhalten. Vieles ist da in den Überlieferungen ineinander hinein verschwommen und jetzt nur dadurch allenfalls wieder zu trennen und der richtigen Zeitepoche zuzuweisen, daß man sich zunächst das Wesen der Hauptzeiten klarmacht: das der natursichtig-dämonischen, das der dämonisch-intellektuellen, und das der darauf folgenden, uns noch mitumfassenden, vornehmlich intellektuellen Phase.

Vor der ganzen Menschheit liegt, so dürfen wir den Schluß ziehen oder, was dasselbe ist, glauben: eine weitere große Weltepoche mit neuen seelischen und körperlichen Möglichkeiten, die hervortreten werden in dem Maß, als wir den großhirnhaften Intellektualzustand abstreifen werden. Schon sind die gewaltigsten Ansätze dazu da. In der sitzenden lächelnden Buddhagestalt mit dem Auge der Weisheit auf der Stirn — ich allegorisiere hier nur — ist dieses Wesen im Voraus angedeutet. Alle Menschentypen sind einseitig begabt gewesen. Waren sie wesentlich natursichtig, so fehlte ihnen wohl im selben Maße der diskursiv denkende Kausalintellekt; dem späteren, wesentlich intellektualen Menschen, wie er sich jetzt vollendet, fehlt wesentlich die große Naturverbundenheit, die Natursichtigkeit. Idealgestalten der Menschheit aber, wie Buddha und Christus, wird mythenhaft alles zugeschrieben, was die Menschheitstypen nur einzeln und nacheinander besaßen und vielleicht noch werden besitzen können. Christus steht dem Satan gegenüber, der ihm zeigt, daß er dämonische Kräfte besitzt, die er zur Eroberung der Welt verwenden könnte; und doch ist Christus zugleich das mit vollem Intellektualverstand ausgestattete Wesen. Auch Buddha hat überirdische Kräfte; und da er ein ideales Bild des universalen, also vollkommenen Menschen ist, so wird ihm auf die Denkerstirn, wenn auch nun-

mehr in ganz anderer Bedeutung, das Auge der Weisheit wie ein Symbol des alten naturſichtigen, die Natur noch unmittelbar durchdringenden Schauens geſetzt. So vereinigt er ſchon äußerlich in ſeinem Bild beide Entwicklungspole der Menſchheit, um darüber hinaus der völlig dem Irdiſchen entrückte weltüberwindende, auf alles Vielerlei lächelnd herabblickende Gottmenſch zu ſein.

Seit den quartären, uns geſchichtlich zugänglichen Kulturzeiten ſehen wir die Edelſten und Beſten unſerer Kulturkreiſe immer und immer wieder dieſes Zukunftsideal ſchauen, preiſen, dafür leben und ſterben; für eine Zeitepoche der Harmonie, wo Ideale erfüllt werden, die dem jetztzeitlichen, als Intellektualweſen wieder einſeitig begabten Menſchen Utopien ſind. So iſt vielleicht auch Platons „Staat" zu verſtehen: als das Werk eines Sehers, das unſerer Zeit ein leeres Hirngeſpinſt eines weltfremden Philoſophen blieb; wobei es gleichgültig iſt, daß es ſich weder heute, noch damals in Syrakus ins Leben rufen ließ. Es wird ſeine Zukunft haben. Ein anderer Geiſt wird ſich ſeinen anderen Körper ſchaffen, ſo wie ſich der dämoniſch naturſichtige den vornoachitiſchen und wie ſich der vorwiegend intellektuelle den noachitiſchen Körper ſchuf, deſſen wir noch teilhaftig geblieben ſind, und den wir, die Steinzeitmenſchen ſeitlich liegenlaßend, ſichtlich weitervollenden. Ob dann auch noch einmal mit der Umgeſtaltung der Menſchenſeele und mit der Umgeſtaltung des Körpers und der Tierwelt in innerem Zuſammenhang wieder eine Umgeſtaltung der Erdoberfläche und der Sternenwelt kommt? Erſt nach einer Apokalypſe ſoll ja die Hütte Gottes bei den befriedeten Menſchen ſein.

So iſt alſo die älteſte erdgeſchichtliche Geſamtmenſchheitsepoche die der reinen Naturſichtigkeit und höchſten Naturdämonie geweſen, in der noch nicht mit dem reflektierenden Kauſalitätsempfinden gedacht wurde, wo die Menſchen als Einzelne vielleicht ebenſo wenig individuell reflektierten, wie die Ameiſe oder die Biene in ihrem Staat, ſondern wo ſie wie „natürliche Somnambulen" unmittelbar gemeinſam mit dem Naturweſen lebten, von innen heraus die Natur ſahen und empfanden und ſie auch mitgeſtalteten infolge und zugleich mit den Reflexen ihres eigenen Weſens.

Dieſe Gedankengänge ſollen noch ihre weitere Ausgeſtaltung erfahren. Doch wird dieſe nur dem verſtändlich ſein, der von

Entwurf zu einer Tabelle der Menschheitsentwicklung in den erdgeschichtlichen Zeitaltern

(Die Höhe der Rubriken bedeutet nicht die relative Zeitdauer.)

Känozoikum	Alluvialzeit		Apollischer Menschentypus. Historische Kulturen.	Immer mehr zunehmende intellektuelle Großhirnentfaltung des Noachiten	Epoche des reinen Intellektualdenkens u. Monotheismus.
	Diluvialzeit		Fossil bekannter Eiszeitmensch als kulturloser degenerierter Rest. Ogygische und dardanische Flut. Wurzeln historischer Kulturen.		Zeitalter der geistigen Religionen, beginnend mit echter Astrologie und Sonnenkultus.
	Tertiärzeit	Jung-	Alterer Diluvialmensch als unkultivierter Periöke der Atlantis. Atlantische Spätkultur und Untergang der Atlantis.		
			Zeit des pithekoiden Körperhabitus, Abspaltung der Menschenaffen und Affenmenschen. Voll aufrechter Gang. Intellektualkulturen der Atlantis mit natursichtigen Seelenresten. Einsetzen der starken Großhirnentfaltung.		Wachsendes Intellektualdenken mit erlöschender Natursichtigkeit.
		Alt-	Untergang der Lemuria. Besiedelung der Atlantis. Entwicklungsbeginn der Intellektualkulturen. Züchtung des Weinstocks und der Katzen.		Stärkerer Individualismus und Gedankenreflexion.
Mesozoikum	Kreidezeit		Noachitische Sintflut. Endgültiger Untergang des Gondwanalandes und der letzten stirnaugetragenden Nachadamiten. Lemuria.		Allmähliches Zurücktreten der Natursichtigkeit
			Noachitischer Menschentypus mit spreizbarer Hand, fast aufrechtem Gang, plazentalem Säugetierkörper. Allmähliches Aussterben des Vornoachiten.		Vollnatursichtigs-dämonisches Zeitalter der Mythen, der mythenhaften Helden und Magierkönige. Individualismus Einzelner. Drachen- und Lindwurmkämpfe
	Jurazeit		Zerfallsbeginn des Gondwanalandes. Zunahme des aufrechten Ganges. Starke Abnahme des Stirnauges.	Beginn der Großhirnentfaltung beim Vornoachiten	
	Triaszeit		Entstehung des beuteltierhaften, intellektuell veranlagten Vornoachiten auf dem Gondwanaland, mit halb aufrechtem Gang und verwachsener Hand.		
Spätpaläozoikum	Permzeit		Entstehung des stirnaugetragenden naturfomnambulen Nachadamiten von reptilhaftem Säugetierhabitus Beginn der Erhebung des Körpers.		Zeitalter der reinen Naturfomnambulie, ohne Individualismus und Reflexion.
	Steinkohlenzeit		Zeitalter des horngepanzerten Adamiten (Uradamiten? Skorpionmensch?) Gang auf vier Extremitäten. Amphibischer Habitus.		

innen heraus bereit ist, in einen dunkeln Gang mit hinabzusteigen, wo ein anderes Licht herrscht als das der Aufklärungssonne eben verflossener Jahrzehnte. Vielleicht findet er dabei Dinge, die ihm aus seiner eigenen Natur, wenn auch nur halb bewußt, schon bekannt sind. Daran mag er ihren Wirklichkeitswert ermessen. Er muß fortgesetzt bereit sein, dem Fabelhaften auch in seiner eigenen Innenwelt als einem Wirklichen zu folgen. Dann mag er, mit verändertem Blick auf die Dinge der Umwelt und Vorwelt, zur gewohnten Kritik zurückkehren. Bis dahin ist von ihm geduldiges Schweigen, Hinhorchen und Schauen gefordert, damit das innere Gesicht, das uns bevorsteht, nicht gestört werde. Denn wir gehen in die Tiefe, zu den Müttern. Ob es uns gelingt, den Doppelfaden von Naturhistorie und Metaphysik, der uns hinabgeleiten soll, unverwirrt wiederzubringen?

Naturdämonie und Paradies

Es wurde im Vorhergehenden gezeigt, daß die zu unserer Zeit gelegentlich ausgeübten natursichtigen Fähigkeiten niederen Grades Reste sein könnten jener natürlichen Fähigkeit, welche die unverdorbenen Naturvölker und die Steinzeitmenschen noch stärker als wir besitzen und besaßen. Diese Fähigkeit geht nur in ihrem äußersten Grade so weit, daß körperliche Wandlungen, also etwa beschleunigte und sicherere Heilung von Wunden, stattfinden. In den großmagischen Erscheinungen, von denen die Rede war, und denen man wohl gelegentlich in der Geschichte noch begegnet, und auf die das Schopenhauersche Zitat abzielt, liegen nun Rudimente einer noch älteren Zeit, eines noch ursprünglicheren Menschentypus, weit vor dem uns doch noch ziemlich verständlichen Steinzeitmenschen; also Seelenrudimente eines ganz anderen Grundstammes des Menschenwesens, der wohl auch ebenso, wie der historisch-prähistorische Mensch, seine kulturellen oder seelischen Entwicklungsstufen hatte.

Wenn im Folgenden vom Dämonischen die Rede ist, so ist damit das Naturhafte, nicht das Geniale Goethe'scher Art, auch nicht das Daimonion sokratischer Voraussicht gemeint. Jeder Mensch hat von Natur aus bestimmte Grundbilder des Dämonisch-Naturhaften in sich. Dämonisches kann nun von zweierlei Art sein: einschmeichelnd oder schreckhaft, lieblich oder düster und schwarz. Auf keinen Fall ist es zu verwechseln mit bösartig im sittlichen Sinn. Es kann durch und durch naiv sein und ist es auch, solange es nicht mit dem Intellekt gepaart ist und dann erst bösartig oder rücksichtslos genannt zu werden verdient. Sonst ist es eben, wie ein Kind, grausam und schuldlos, oder lieblich und schuldlos. Die Natur ist durch und durch dämonisch, und weil sie es ist, geht in der Welt das Liebliche neben dem Schrecklichen innig verbunden einher. In demselben Maß als des Menschen Geist die naturhafte naive Dämonie überwindet, ideal und physisch, verwirklicht sich das Göttliche in ihm. Das Teuflische ist

nicht die dämonische Natur, die weder göttlich noch teuflisch ist; sondern das Teuflische ist die Verwirklichung der Dämonie durch intellektuelle Geistigkeit; das Göttliche aber ist die Überwindung dieses durch die nicht mehr sich selbst suchende Liebe. Das Gleichnis von Christus und der Hure hat diese Bedeutung; und transzendent, im letzten Grund des Daseins, wird es auch zum erlösenden Sinn von Christi Höllenfahrt.

Die Darstellungen von Dämonen, von Teufeln und Engeln, Göttern des Lichtes und der Finsternis, sind zu allen Zeiten und bei allen Völkern wesentlich dieselben gewesen, und wir können sie unmittelbar verstehen. Das Auffallende ist, daß wir das Dämonische, wie es in unseren Herzen lebt oder geschaut wird, auch in der Natur, in Gestalten lebender Wesen symbolisiert und verwirklicht sehen; das Liebliche sowohl wie das Schreckliche. Am drastischsten und überzeugendsten tritt das Dämonische hervor in den jungpaläozoisch-mesozoischen Reptilien, den Lindwürmern, Basilisken und Drachen, mit deren Erinnerungsbildern auch die Literatur voll ist als von Symbolen der schreckhaften Dämonie. Da man keinen wissenden Menschen zu belehren braucht, was Dämonisches ist und welche Gestalt Dämonisches hat, so wird man solches auch ohne worthafte Analyse, wo es einem in Natur, Menschenleben und Vorzeit entgegentritt, wieder zu erkennen vermögen. Definitionen lassen sich von derartigem überhaupt nicht geben, und es ist der Irrtum unseres wissenschaftlichen Zeitalters, das Seelenhafte wie ein Objekt definieren zu wollen. Es ist wie mit dem Begriff Rasse, wie ihn Spengler zu fassen sucht, indem er etwa sagt, sie sei nicht meßbare Körperlichkeit, sondern Seele und Geistesverfassung, die sich dem, der selber Rasse hat, unmittelbar kundgibt.

Es wurde ausgeführt, daß jede größere geologische Zeitspanne unbestimmter Umgrenzung ihre eigene Typen- und Organbildung zeigt. Die Zeit von der Permepoche bis ans Ende des mesozoischen Zeitalters ist nun gekennzeichnet im höheren Tierleben durch die Erschaffung dämonischer Wesen vom Lindwurm- und Schlangencharakter. Ich gebe beistehend ein charakteristisches Bild. Was die düstere, auch in fratzenhaften Masken bei Naturvölkern lebendige Dämonie des Ausdruckes betrifft, so leuchtet sie unmittelbar daraus hervor. Haben wir doch auch in den ältesten Sagen der Menschheit immer wieder den Hinweis auf die körperliche

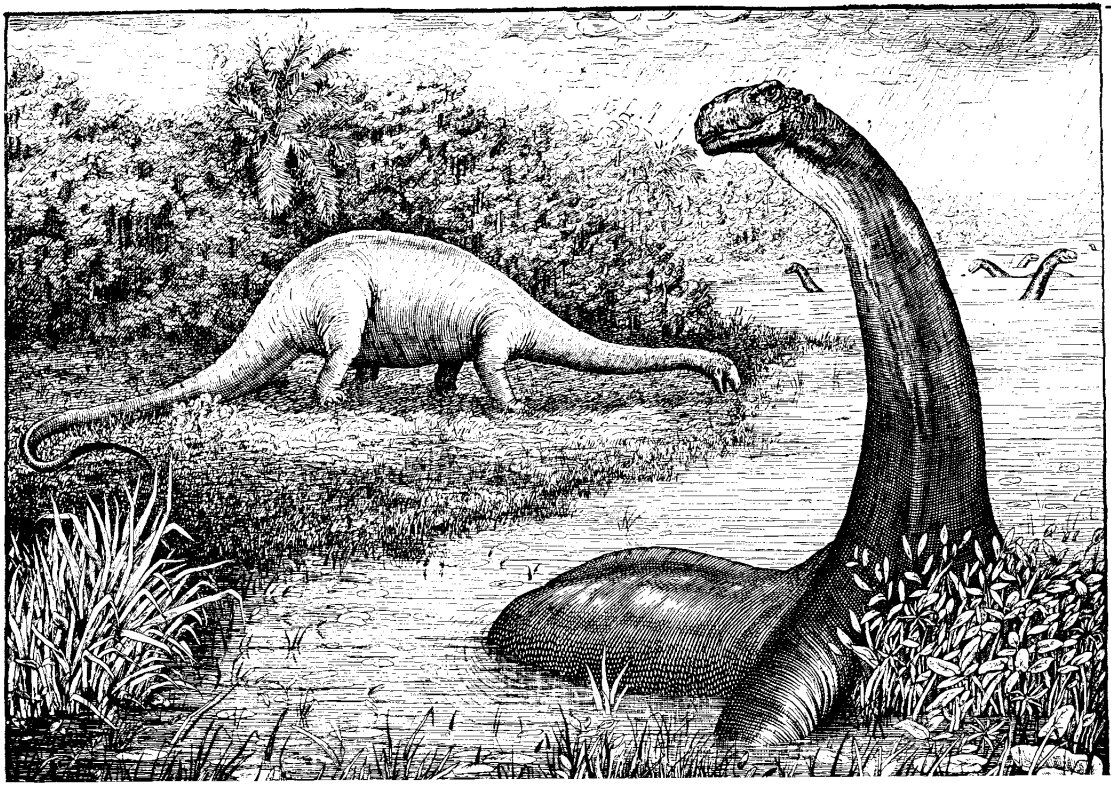


Fig. 27.

Lindwurmlandschaft des spätmesozoischen Zeitalters mit der sumpfbewohnenden Riesenform Brontosaurus. Der Jetztmensch reicht dem Tier bis zum Knie.

(Nach einer Rekonstruktion von H. F. Osborn und C. R. Knight, abgeändert aus W. D. Matthew, Dinosaurs. New York 1915.)

und seelische Schrecklichkeit etwa der „Schlange", bei deren jetztzeitlichen Ausläufern wir auf dieselbe Eigentümlichkeit hinweisen können; da wird uns mancher eigentümliche Zug in jener alten Schlangenfurcht, in den alten Lindwurm- und Schlangensagen mit ihren Kämpfen und Schrecken klar.

So ist auf die vielbesprochene Erscheinung im Tierreich hinzuweisen, welcher der Charakter des Beschwörens fraglos zukommt, auf die Art, wie Schlangen ihre lebendige Beute bannen können, um sie lebendig hinunterzuwürgen oder zu erdrücken. Wir rühren hiermit an das naturecht dämonische, in seinem Urzustand wohl ungleich gewaltigere, zum Symbol gewordene Wesen der „Schlangennatur". Schon Schopenhauer, der eine Schilderung davon gibt, ist an diesem eigenartigen Naturphänomen mit Erschütterung vorbeigegangen und gedenkt des Wortes von Aristoteles, daß die Natur dämonisch, aber nicht göttlich sei. Der Begriff dämonisch ist neutral. Wenn Schlangen bannen, geschieht es nicht nur durch furchterregende Suggestion, sondern auch durch suggestives Ausschalten der Furcht beim Beutetier, so daß dieses nichts Drohendes wahrnimmt, auch die Gefahr nicht ahnt oder ihr spielend entgegengeht[118]). Dies ist umso auffallender, als sonst die Tiere doch auch einen gattungsmäßigen Instinkt gegen die ihnen gefährlichen Wesen haben.

Eine andere Art der Dämonie, jedoch im Wesen dieser vorigen gleich, ist die Verlockung zum Untergang durch das Darbieten von Geschmacksreizen, die ein Tier dem anderen bietet. Nach einer Beschreibung des als Ameisenforscher berühmten Jesuitenpaters Wasmann lebt bei den roten Waldameisen im Bau ein Käfer, der einen dieser Ameisenart gerade angenehmen Saft absondert, den sie so begehrt, daß sie sogar des Käfers Larven füttert, um ihn wieder heranzuziehen. Aber der Käfer ist den Larven der Ameise gefährlich, schädigt sie also an ihrer Nachkommenschaft, und der Genuß des Saftes führt sie zur körperlichen Degeneration; das Einzeltier wird narkotisiert, auch entstehen durch Ersatzzucht unvollkommene Weibchen.

Ein anmutiges Gegenstück als Beispiel lieblicher Naturdämonie bietet uns Weismann[119]) in seinen „Vorlesungen über Deszendenztheorie", wo er von einem Insekt berichtet, das glänzende farbige Steinchen zusammenträgt, sie in bestimmter Weise anordnet und

so ein Liebesgärtlein baut, in dem es auf sein Weibchen wartet, das, von dem Glanz und der Gestaltung angelockt, alsbald zu ihm kommt. Was ist das, von innen besehen, anderes als Zauberei und Bannung in der gefälligsten Form, wie es das Tun der Schlange in der düstersten ist?

Hier haben wir übrigens das Mittelding zwischen der im vorigen Abschnitt geschilderten Anwendung des Körperstachels bei der schon erwähnten Stechwespe (S. 239) als eines Instrumentes, das unmittelbar vom unbewußten Gattungswillen gehandhabt wird, und dem rein mit dem suggestiven Blick psychisch — und wer weiß, ob nicht durch irgend etwas auch physiologisch — wirkenden Begehren der Schlange. Das bauende Insekt verwendet seine Steinchen eben als Beschwörungsmittel, ähnlich wie der Wilde seine Hölzer, Trommeln oder Figuren, oder der Zauberer seinen Stab. Ist es aber ein prinzipieller oder nicht doch bloß ein formaler Unterschied, ob die Schlange mit suggestiver Kraft auf ein paar Meter Entfernung auf ihre Beute einwirkt, oder ob der pygmäische Jäger dies durch Beschwörungsworte und Übertragung seiner hypnotischen Gewalt durch die Sonnenstrahlen auf das, wenn auch ferne, so doch unter denselben Strahlen sich befindende Beutetier tut, das von seinem Pfeil nachher meistens mit derselben naturhaften Sicherheit an der richtigen Körperstelle getroffen wird, wie der Stachel der eierlegenden Wespe den Käfer trifft? Mir scheinen hier nur verschiedene Anordnungen und äußere Ausdrucksformen ein und derselben Naturtüchtigkeit oder Magie vorzuliegen, deren für unseren Intellekt so verblüffende Wirkungen einfach als Tatsache vor uns stehen.

Der nächste Schritt zum tieferen Eindringen ist nun der, sich zu fragen, ob diese Naturdämonie nur in sichtbaren Wesen wie Mensch und Tier lebt, vielleicht auch in Pflanzen; oder ob sie in irgend einer anderen, uns zunächst nicht körperlich sichtbaren Form noch ein Leben führt? Eine solche, auf den ersten Blick recht absonderlich anmutende Frage stellt man nicht willkürlich; man muß einen sachlichen Grund dafür haben. Dieser liegt in den bei allen noch nicht intellektualisierten Volksseelen von jeher wohlbekannten, wohlgefürchteten und mit entsprechenden magisch-religiösen Mitteln bekämpften, bei uns als sinnloser Aberglaube mißverstandenen Wirkungen von unsichtbaren Dämonien, die ebenso „wirklich"

sind oder waren, wie ihr Korrelat: das Dämonische im Menschen und im Tier. Jene als übersinnlich oder übernatürlich bezeichneten, jedoch empirisch bemerkbaren Wesenheiten mögen auch uns intellektualisierten und für ihre unmittelbare Wahrnehmung im allgemeinen unempfindlich gewordenen Spätzeitmenschen dennoch an allerhand Merkwürdigkeiten unseres Alltagsdaseins wahrnehmbar sein. Als Naheliegendstes und allgemein Bekanntes sei auf die unter dem Ausdruck „Duplizität der Fälle" sich so häufig und oft unerfreulich einstellende mehrfache Wiederholung gleichartiger, aber im gewohnten Sinn nicht ursächlich zusammenhängender Vorgänge hingewiesen; das kann außer Ereignissen auch die Wiederkehr von Gegenständlichem betreffen. „Ein Unglück kommt selten allein" ist ein weiteres, aus dem Leben gegriffenes Erfahrungswort, das ein halb bewußtes, halb unbewußtes Anerkenntnis jener selbständigen Naturdämonie enthält. „Die Tücke des Objekts" ist uns Allen bekannt; und hier hat die aus der Tiefe des Daseins betrachtende und sich ihren Ausdruck schaffende Sprache selbst, wie mit einem gewissen Spott über unsere mechanistische Kausalitätsbigotterie, uns geradezu den Dämon vor Augen gestellt.

Ganz deutlich und oft übergewaltig tritt es uns in den seelischen Gebilden entgegen, die wir Massensuggestionen nennen, meist religiöser oder politischer Färbung, worüber Spengler im „Untergang des Abendlandes" eine so klare Charakteristik gibt[120]). Sind solche Suggestivverbände unter der Gewalt des Dämonischen von längerem Bestand, so legen sie sich wohl auch Abzeichen oder Embleme oder Kleidungsstücke bei, und diese wirken nun umgekehrt fanatisierend auf die Träger oder auf zunächst Unbeteiligte und Fernerstehende zurück; wie sich diese Einwirkungen umkehren lassen durch Vorhalten anderer symbolischer Zeichen, sei es, daß die dämonisierten Körperschaften dadurch zur Wut gebracht oder besänftigt oder begeistert oder in bestimmter räumlicher Richtung in Bewegung gesetzt oder zum Halten gebracht werden können. Es ist die typische Wiederholung der Zauber- und Beschwörungszeichen ältester Zeit mit ihren konkreten Wirkungen, wenn auch insofern andersartig, d. h. nicht mehr so naturhaft ursprünglich und wirksam, als sie in unserer Kultursphäre doch den Intellekt zu sehr als Beschauer haben.

Solche überpersönlichen Dämonen und Dämonien können, wenn sie nicht schäumend und plötzlich hereinbrechen und daher meistens ebenso rasch wieder vergehen, sondern langsam und intensiv sich auswirken und weit sich überbreiten, zu den gleichen oder sehr ähnlichen sozialen, politischen oder sektenhaften Bildungen und Körperschaften in den verschiedensten Kulturbezirken und Ländern führen. Ja es werden, von dem gleichen Wesen ergriffen, nicht nur die gleichen seelischen, sondern auch gleiche organisch-körperliche Gestaltungen erzeugt, von denen ein gleicher Gesichtsausdruck, eine gleiche Körperhaltung etwa noch die einfachsten und unmittelbar begreiflichsten Einwirkungen auf den Organismus der Träger sind. Ist das nicht eine vollkommene Parallele zum Gesetz der übereinstimmenden Zeitformen in der organischen Natur?

Die alten stirnäugigen Menschen der Frühzeit mögen nun als schwarze Magier mit ihrer dämonischen Kraft auf die Natur und die menschliche Umwelt schreckhaft, schädigend eingewirkt, ja vielleicht Naturwesen selbst erzeugt haben, welche in ihrem Sinn, von ihrer natursichtig-dämonischen Kraft abhängend und genährt, ebenso wirkten. Den Erzeugern galt der Kampf der lichten Menschendämonen, den Schreckbildern ihre Bannkraft. Darum hören wir in Sagen und Märchen etwa von dem großen weisen Magier und König — in 1001 Nacht heißt er Salomo[121]) —, der den unreinen Geist mit dem Stirnauge in die Flasche einschließt und ins Meer versenkt oder auf die Säule bannt. Wir finden dieselben Nachklänge aus ältester Zeit in der Odyssee, wo entsprechend dem intellektuell rationalistischen Geist des Griechentums aus dem Kampf der Helden mit dem Kyklopen jede metaphysische Reminiszenz verschwunden und die Sage nur noch ganz äußerlich verwertet ist. Genau demselben Niveau der Auffassung und Darstellung, wie dem des Kyklopenkampfes im Homer, entspricht die Übermittlung der Drachenkampfsage und des Helden Siegfried im Nibelungenlied. Auch hier eine ganz äußerliche Hineinverarbeitung in den viel späteren übrigen Sagenstoff, und sonst eine Dichtung, der jeder metaphysisch bewußte Sinn schon abhanden gekommen ist. Wie man aber leicht bemerkt, steht Siegfrieds Gestalt vor allen anderen Helden der Nibelungensage in einem ganz eigenen lichtumflossenen Glanze da, demgegenüber die anderen wie Spätzeitritter erscheinen, während die Siegfried-

gestalt noch unverkennbar ihre hochmythische Aureole hat und auch über Zauberkräfte verfügt, wie den Körperpanzer, die Unsichtbarmachung und das mythische Schwert gegen den Drachen.

Solche Urhelden, wie sie auch in die Parzivalsage noch hineingewoben sind, schlagen sich in stundenlangem Kampf die Glieder ab, sie schlagen sich das Auge aus und doch gehen sie danach ohne Leiden als Freunde miteinander davon. Wenn dieser Kampf und die dabei abfallenden schweren Verletzungen auch Symbole sind, so hat doch auch hier wieder, wie immer, die echte Sagensymbolik ihre tiefe, wirkliche Bedeutung. Mag also immerhin ein Naturvorgang symbolisiert sein, so ist es eben doch wieder der Naturvorgang des dämonischen Ringens naturverbundener Wesen; und die Form, das Bild, worein der Vorgang gekleidet ist, weist auf einen urältesten seelischen und physischen Menschenzustand hin, wo infolge der Naturverbundenheit auch der Körper anders, stärker vom bildsamen Leben durchflutet war und regenerierte.

Wenden wir uns der naturhistorisch-metaphysischen Seite der Naturdämonie zu, so bedeutet ein Kampf des Menschen mit ihr einen Kampf in einer anderen als der intellektuellen oder äußerlich natürlichen Sphäre. Wer denkt da nicht sofort an die nicht nur bei Moses überlieferte allerälteste Menschensage der Vertreibung aus dem Paradies, die eng verknüpft ist mit dem Sündenfall, dem der Mensch erliegt, nachdem er den „Einflüsterungen der Schlange" Gehör geschenkt? Er hatte, aus dem geistigen Lichtdasein und der Alleinheit heraustretend, sich der Naturdämonie verschrieben und mit diesem metaphysischen Schritt eine seelisch-geistige Katastrophe herbeigeführt, die im Mythus vom Sündenfall, der Vertreibung aus dem Paradies und der damit einsetzenden Zweiheit und Feindseligkeit gegen die Natur ihren unvergänglichen, auch für den aufgeklärtesten ungläubigsten Spätzeitmenschen immer noch erschütternd wahrhaftigen Ausdruck gefunden hat. Damit wurde das Menschenwesen aus der geistigen Welt in die physische hereingerissen — nicht nur symbolisch sondern ganz und gar naturhaft. Die nächste Folge war erst die Behaftung mit der physischen Körperlichkeit, dem „Tod" — der physische Urmensch trat in die irdische Erscheinung.

Der Mensch entzweite sich auf den Fluch Gottes hin mit der Schlange: „Es wird Feindschaft bestehen zwischen dir und ihr."

Nachdem der Mensch im Paradies „die Stimmen der Tiere verstand", werden sie ihm nun stumm; er ist entzweit — im wörtlichen Sinn — mit der übrigen lebendigen Natur. Er, der vorher keine Kleidung brauchte und um seine Nahrung nicht zu sorgen hatte, muß jetzt nach dem Sündenfall seinen Körper kleiden, der ihm da zum erstenmal zum Bewußtsein kommt; „denn er sah, daß er nackt war". Er muß auch das Feld bebauen und „im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen": das physische Dasein. Gab es und gibt es da, um zur Einheit zurückzukehren, etwas anderes als den Tod? Er kam nach der Sage damals in die Menschenwelt. Als Individualtod für den Einzelnen und zugleich als Verheißung des Erlösertodes für die Menschheit, wie es die Bücher Mosis sinnvoll berichten.

Die physische Natur ist, wie sich auch dem nur wissenschaftlichen Denken immer klarer zeigt, nicht nur im gewöhnlichen Sinn mechanisch gegenständlich, sondern sie ist auch durchdrungen von Form- und Daseinszuständen, die dem entsprechen, was uns das so viel mißverstandene und mißbrauchte Gebiet der okkulten Sphäre zu erkennen gibt. Die in den Anfängen stehende wissenschaftliche Erforschung etwa der telepathischen Phänomene als Träger jener Zustände und Wirkungen wird uns vermutlich das Verständnis für eine dem gröberen Gebrauch der Sinne verhüllte physische Substanz noch öffnen, in der das abgegrenzt Individuelle und Körperliche mit „unsichtbaren Fäden" und unter einem andersartigen Raumzeitzustand gebunden erscheint, wo eben eine Beziehung herrscht, welche mit der vielberufenen und viel mißbrauchten „vierten Dimension" populär charakterisiert ist. So ließe sich denken, daß dort Gestaltungen bestehen, die sich noch nicht, oder etwa nur zeitweise, grob physisch sichtbar verwirklicht, materialisiert haben, wie die Kunstsprache der Forschung jetzt lautet. Es könnten solche Gestaltungen nicht nur visionär erblickt werden, sondern sie könnten selbst schon unterdessen physisch wirksam sein, ohne daß sie für das körperliche Auge selbst zutage träten.

So könnte auch in allerältester Zeit, ehe er in der Wirbeltiergestalt grob physisch in Erscheinung trat, der Mensch schon mit der niederen Tierwelt verknüpft gewesen sein, sie aus sich entlassen haben, ehe er selbst für ein grob physisch sehendes Auge in die

irdische Natur trat — und hiermit knüpfen wir den Gedankengang wieder an das Naturhistorische an und haben die Frage beantwortet, inwiefern auch die im gewöhnlichen Sinn vormenschliche niedere Tierwelt im Dasein des Menschenstammes verankert war. Nur darf jenes Unsichtbar-Physische nicht erkenntniskritisch falsch mit dem Platonisch-Ideenhaften und schließlich Transzendenten verwechselt werden; der Zusammenhang bleibt dem diskursiv verfahrenden Verstand aber unauflösbar.

Es liegt in der jedem Denkenden nur allzu bekannten Natur der Sache, daß solcherlei Erfassen von inneren Zusammenhängen eigentlich unaussprechbar ist. Die Sprache, der Gedankenbau in vernünftigen Sätzen ist hervorgebracht und daher adaptiv eingestellt auf Vermittlung rein physischer Daseinsbilder. Das Seelische oder gar das Geistige kann durch Worte und Sätze nur vermittelt werden, wenn auf der Empfangsseite dieselbe innere Struktur besteht, durch deren Berühren mittels der Wortsymbole dasselbe eigene Schauen aufgeht. So sind wir, jeder von uns, doch in unserem physischen Körper eingeschlossen, wie in einem Kerker. Durch die Wände kann nichts zum anderen Gefangenen hinaus und hinüberdringen, wenn nicht der Weg jenseits der groben Sinnenvorstellung und Sinnensprache geöffnet ist. Nur wenn man sich diese vermittelnde Sprechweise umzugestalten vermag zu einem entsprechenden und nicht grob gegenständlichen Schauen, wird man verstehen, was diese unsere Darlegungen beim Leser zu lebendigem Wissen erwecken möchten.

Das älteste Menschenwerden spielte sich in einem für unser Leben und Verstehen längst transzendent gewordenen Zustand ab, der zuerst nicht unbedingt an eine Körperlichkeit im streng sichtbar physischen Sinn geknüpft zu sein brauchte. Im Menschenwesen lag zuvor mit beschlossen das Dämonische, Lichtes sowohl wie Düsteres. Die düstere Seite begann sich zu regen; es trat in seinem Geist ein erstes Aufleuchten tierisch-physischen Bewußtseins ein — das Flüstern der Schlange, die um den Lebensbaum gewunden war. Der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies geschah. Dies kann daher nichts anderes gewesen sein als die physisch-körperliche Auswirkung und Umgestaltung des Menschenwesens aus jener transzendenten seelisch-geistigen Veränderung heraus. Die Entzweiung zwischen Mann und Weib trat ein.

Das will heißen: es kam zur sichtbar physischen Entstehung des zweigeschlechtlichen Menschenwesens ursprünglichster Art und zugleich — entsprechend der metaphysischen Entzweiung zwischen dem ursprünglich göttlichen, also spezifisch menschlichen Geisteswesen und dem entgegengesetzten der Tierheit, dessen er sich nun bewußt wurde — zur Schaffung einer Tierwelt dämonischen Charakters, symbolisiert in der Schlange, die dem physisch sichtbar gewordenen Menschenwesen nun ebenfalls physisch objektiviert gegenübertrat.

Von da ab stand der Mensch in der organischen Natur sichtbar da; es herrschte bei ihm tierhafte Fortpflanzung, weil das ehedem transzendente Einheitswesen nun in zahllosen Individuen in die physische Natur getreten war, die sterblich waren und sich nach dem Naturgesetz immer erneuerten und vermehrten. Damit war der Kampf mit der Natur, der Kampf mit der Tierwelt, der Kampf um den Lebensraum und der Kampf der Menschen untereinander, des Kain mit dem Abel, gekommen. Aus dem idealen Urmenschenwesen war objektiv-physisch einerseits das dämonische Tier, andererseits der uradamitische Menschentypus, der aus dem Paradies vertriebene Mensch geworden. Das Paradies war nichts anderes gewesen als der innere lebendige Einheitszustand des gesamten naturhaften und menschlich-göttlichen Daseins, der durch die Regung des Dämonischen und dessen Bewußtwerden und damit dessen physische Objektivierung gebrochen war. Seitdem ist die Natur unsere Feindin auf dem Weg zurück zum geistigen Menschen.

So entstand gleichzeitig mit dem sichtbaren Menschen sowohl eine ihm nun gegenüberstehende höhere Tierwelt, die sich in dämonischen Wesen vom seelischen Charakter der Schlangen, in dämonischen Schreckgestalten kundtat und in sich jene Mentalität trug, die des Menschen Urwesen metaphysisch aus sich heraus entlassen hatte, die er nun in seiner Seele verstand, erlebte und voll unversöhnlichen Hasses bekämpfte; andererseits entstand die mit ihm physisch gleichwurzelige Säugetierwelt, der alles reptilhaft-dämonische Wesen fremd ist und die von da ab teils sich selbst weiterentwickelte, teils immer wieder neu aus dem Hauptstamm Mensch vervielfältigt wurde, je mehr Tierhaftes aus diesem sich abspaltete, je typisch menschlicher er selbst wurde. So wurde der Mensch metaphysisch und physisch der Stammvater einer Tierheit, die zuvor

in ihm geruht, dann frei wurde und nun neben ihm mehr und mehr zu physischem Dasein sich entwickelte. Daraus wird jene Tradition erklärlich, die besagt, daß nicht der Mensch von den Tieren abstamme, sondern das Tier vom Menschen. Seitdem schmachtet die Kreatur mit unter dem Sündenfall des Menschen und harrt, wie er, der Erlösung. Die Rückkehr zu jener transzendenten Einheit und damit die bewußte Vergöttlichung dessen, was vorher unbewußte Einheit war, und damit die Befreiung aus dem Entzweit-Physischen: das ist die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, die auch heute noch, nicht nur in der Menschenseele, sondern nach alter Lehre auch, dem Einzelwesen unbewußt, in der Tierseele lebt.

Aber, wie schon berührt, lebt noch eine andere Entzweiung von Anfang her in der Menschennatur: die geschlechtliche zwischen Mann und Weib. Es ist ein unheimlich erschütternder Augenblick, wenn man aus innerem Schauen heraus zum erstenmal das alte Wort vom geheimen Haß der Geschlechter in seiner ganzen Tiefe begreift. Das Weib, das dem Flüstern der Schlange nach der Sage zuerst und unmittelbar verstehend Gehör gab, ist heute noch der eigentliche Träger des lieblich oder düster Dämonischen im Menschenleben, viel mehr als der Mann, dessen Dämonisches, selbst wenn es düster ist wie bei einem Napoleon, eben doch intellektualisiert ist und seinem ganzen Wesen gemäß nach außen Taten vollbringt, und seien sie noch so entsetzlich; das aber nicht die Seele des Menschen für sich begehrt — die Schlange. Kein treffenderes Symbol haben wir noch heute dafür. Es muß im ursprünglichen, transzendenten Zustand vor der Paradiesesvertreibung beides, das Männliche und Weibliche, schon dagewesen sein, aber einen anderen Sinn, eine andere Bedeutung gehabt haben als später im Physischen. Beides muß eine wechselseitige geistige Einheit gewesen sein, das, wonach wir über die Körperlichkeit hinaus als innige Menschen alle streben wie nach einem verlorenen Paradies.

Das ursprüngliche Vereinigtsein beider Pole des Geschlechtes, des männlichen und weiblichen, kennt ja auch die germanische Theogonie und Anthropogonie. Sobald aus dem Urstoff ein menschenähnliches Gebilde entsteigt, vollzieht sich die weitere Entwicklung auf dem Wege natürlicher Zeugung. Als Ymir schlief,

geriet er in Schweiß und es wuchs ihm unter dem linken Arm Mann und Weib. Sein einer Fuß zeugte mit dem anderen einen Sohn; daraus kamen seine Nachkommen, die Riesen[122]).

Hier nun die Sagen, die ich im Sinne des oben Gesagten ausdeute, daß der Eintritt des Menschenwesens ins Physische eine Ausstoßung aus seinem ursprünglichen, transzendent-göttlichen Wesen war, und daß damit der Dämonie in ihm und um ihn in der Natur das Tor geöffnet war und daß er Naturwesen schuf[123]). Aus Adams Reuetränen werden in der Sage nach dem Sündenfall allerlei Pflanzen; in der arabischen Erzählung die Narzisse, in der indischen der Kokosbaum, die Myrobolane und allerlei kostbare Gewürze. Denn seine Tränen, die auf die Erde fielen, hatten solche Zauberkraft, weil er noch die Säfte der Paradiesnahrung in sich hatte. Evas Tränen verwandelten sich im Meer zu Perlen, und wo sie das trockene Land befruchteten, da sproßten die herrlichsten Blumen. Die Schlange aber weinte ebenfalls; auf der Erde brachten ihre Tränen den Skorpion hervor, im Meere den Krebs, weil sie das Paradies durch die Pforte des Ärgers verlassen hatte.

Es ist allerdings sehr einfach und naheliegend, hierin nur eine Naturpoesie zu sehen. Freilich ist es das *auch*, vermutlich weil die letzten Übermittler den uralten Stoff so umdichteten oder schon so bekamen und mißverständlich oder absichtlich ihn so weitergaben. Aber mit dem betrachtet, was uns die hier befolgte Art des Anschauens erschließt, tun sich unter dem harmlosen Kleid, das ihnen Spätzeiten überwarfen, gewaltige Vorgänge in der Natur und dem Menschenleben auf: die physische Gestaltung der Natur durch das Werden und die Wandlung des Menschenwesens selbst, von innen her metaphysisch, nicht äußerlich kulturell-technisch.

Adams körperliche Veränderung aber berichtet das äthiopische Adamsbuch. Gott spricht dort zu ihm: Solange du unter meinem Befehl und ein Lichtengel warst, kanntest du das Wasser nicht. Seit du aber meinen Befehl übertreten hast, mußt du deinen Leib mit Wasser tränken und wachsen machen; denn er ist tierähnlich geworden. Ich entzog dir die Lichtnatur, als du in die Übertretung kamst; doch verwandelte ich dich nicht ganz in Finsternis, sondern machte dir diesen deinen Körper und schuf diese Haut an ihm. Aber damals wußtest du nichts von Müdigkeit und Leiden.

Eine andere Sage aus derselben Quelle, die tief stimmungsmäßig mit echt menschlicher Wahrhaftigkeit die ganze Armut des paradiesverlorenen physischen Daseins wiedergibt: Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, lebten sie in einer Höhle. Am Morgen gingen sie vor die Höhle. Aber ihr Bauch war vom Essen beschwert und sie wußten sich nicht zu helfen. Sie wehklagten: solche Beschwerden haben uns nicht befallen im Garten und solche schlechte Speise haben wir dort nicht gegessen. Und Adam flehte zu Gott: Laß' uns nicht umkommen durch das, was in unserem Bauch ist. Und Gott blickte auf sie und machte ihnen Öffnungen, durch die sie sich entleeren konnten, wie es zur Natur geworden ist bis auf diese Stunde. Adam und Eva aber stießen das aus, was sie im Bauche hatten, gingen in die Höhle hinein, traurig und weinend wegen des Kots, der aus ihrem Leibe gegangen war. Und sie fühlten, daß es mit ihnen anders geworden war von jener Stunde an, und daß die Hoffnung, in den Garten wieder hineinzukommen, ihnen abgeschnitten war, weil kein Körper, welcher der Speise, des Trankes und der Entleerung bedarf, dort zu weilen vermag.

Soweit die Sage. Kann lebensvoller und wahrhaftiger die furchtbare Tragödie geschildert werden, womit die Menschheit durch eine Schuld ins irdische Dasein trat? Und da sollte man noch fragen, ob in den uralten Gedanken nicht Grundwirkliches lebt? Ob es sich so oder so zugetragen habe — es ist die geschichtliche Wirklichkeit, weil es die seelische, die metaphysische ist. Nichts Inneres gibt es, das nicht sein Äußeres hätte und umgekehrt. Daß wir beides unterscheiden müssen, liegt an unserem reflektierenden Bewußtsein. Wenn wir es metaphysisch schauen und darin verstehen, wissen wir auch, daß das „Äußere" Symbol und Gleichnis ist. Damit, daß es Symbol ist, ist es aber nicht unwirklich, nicht losgelöste leere Phantasie, wie der nüchterne Verstand unserer Zeit es meint, weil er mit sehenden Augen doch das Wirkliche nicht sieht.

Des Menschen Seele war zerrissen und dem entsprach der Körper voller Leid. Es ist wieder durchaus lebenswahr und im metaphysischen Sinn damalig-wirklich, wenn wir in der Sage Adam und Eva immer noch ringen sehen um das verlorene Paradies. Wie wir den Kampf mit den Drachen und Lindwürmern in jener

nun folgenden naturſichtigen und dann heroiſchen Urzeit finden, ſo geht auch bei den des Gottwiſſens teilhaftig gebliebenen paradiesvertriebenen Menſchenweſen der Kampf gegen die tierhaft gewordene eigene Körperſeele nebenher. Der arabiſche Text des Adamsbuches ſchildert uns eine Askeſe der Enthaltſamkeit, die ſich das erſte Menſchenpaar auferlegt; ſie trennen ſich auf vierzig Tage und ſtellen ſich an verſchiedenem Ort ins Waſſer. So ſtanden ſie und beteten und erbaten von Gott, daß er ihnen verzeihe und ſie zurückführe ins Paradies. Aber am 35. Tag nahte ſich Satan und verleitete Eva, zu Adam zu gehen — und beide ſind wieder in der alten Trauer.

Gewiß gibt es andere Sagen, die dem widerſprechen: Adam und Eva halten durch und freuen ſich darüber. Aber gelangen ſie wieder zum Paradies? Das ſoll ſich jeder ſelbſt aus ſeinem Daſein beantworten. Sind aber trotz ſolcher Widerſprüche die Sagen, wie immer ſie auch lauten mögen, darum weniger wahr im Weſen der Sache? Genug; der aus dem tranſzendenten Paradieszuſtand in die phyſiſche Welt geſchleuderte, mit dem Körperelend behaftete Menſch *hat* ſo gelitten und gekämpft. Und um dieſe Wahrheit allein handelt es ſich für uns. Und wie mancher Rückſchlag ins Tieriſch-Dämoniſche mag noch eingetreten ſein — ein letzter Erinnerungsklang liegt vielleicht noch in Goethes unheimlich ſchimmernder Ballade der „Braut von Korinth".

Auf das urſprünglich ſo düſter Dämoniſche des Weibes aber, das nun im Menſchendaſein kämpfend und bekämpft, erobernd und überwunden ſich austobte, deuten alle die merkwürdigen Überlieferungen von Adams erſter Frau, die uns als Lilith auch auf dem Blocksberg in des Fauſt Walpurgisnacht begegnet. Sie war die Mutter teufliſcher Kinder, und ihre Geſtalt weiſt damit deutlich auf die in der erſten Menſchheit ſich abſpielenden hochdämoniſchen ſexuellen Kämpfe oder Zuſtände hin, von denen wir letzte ſchwache Vorſtellungsbilder wohl auch in unſerem Kulturzuſtand kennen und die ein nach außen ſcheues Daſein führen. Damals aber waren ſie, wie das übrige naturſichtig durchdrungene Leben, gewaltig dämoniſch oder heroiſch. Hierzu folgende jüdiſche Sage: Als Gott den erſten Menſchen und ſein Weib geſchaffen hatte, fingen ſie bald miteinander zu zanken an. Sie lehnte ſich auf und wollte nicht gehorchen; denn ſie ſagte: wir

ſind beide einander gleich, weil aus Erde geſchaffen. Mit einer geheimnisvollen Zauberformel erhob ſie ſich in die Luft und verſchwand. Adam klagte es Gott, und dieſer bedrohte ſie mit dem Tod ihrer 100 Kinder täglich, wenn ſie nicht ſeinem Befehl zur Rückkehr nachkomme. Sie aber ſchwur bei dem lebendigen Namen Gottes, ſie ſei zu nichts anderem da als die jungen Kinder zu vernichten (?) und nehme es an, daß alle Tage 100 von ihnen ſterben ſollten. Darum ſterben alle Tage hundert böſe Geiſter. Gott aber gab Adam die Eva. Eine ſchwediſche Verſion aber ſagt noch: Adams Frau, Lucia, wurde aus irgend einem Grund mißfällig. Die Ehe wurde gelöſt und ſie mit ihren Kindern dazu verdammt, unſichtbar zu bleiben.

Eine wunderbare Verſinnbildlichung jenes tief innerſten Zuſammenhanges zwiſchen tierhafter Dämonie beim Menſchen, Sündenfall und Objektivierung der Dämonie in der Tierwelt, die dem Menſchenweſen als ſolche nun phyſiſch-organiſch gegenübertrat, gibt ein äthiopiſcher Text: Nach der Vertreibung aus dem Paradies war die Schlange verflucht und mußte auf dem Bauch im Staub kriechen. Sie, die vorher ſchön war vor allen Tieren, war nun häßlich und durch den Fluch Gottes giftig geworden. Als nun die verfluchte Schlange Adam und Eva ſah, ließ ſie ihren Kopf aufſchwellen und ſtellte ſich auf ihren Schwanz, und ihre Augen wurden wie Blut; und ſie wollte ſie töten. Sie kam zuerſt auf Eva zu: die lief davon. Adam hatte keinen Stock, ſie zu erſchlagen, aber ſein Herz entbrannte um Evas willen; er ging auf die Schlange los und packte ſie am Schwanze. Da kehrte ſie ſich gegen ihn und ſprach zu ihm: „Wegen deiner und wegen der Eva bin ich ſchlüpfrig geworden, daß ich auf meinem Bauch gehen muß“. Durch ihre große Stärke warf ſie Adam und Eva zu Boden und legte ſich über ſie her, ſie zu töten. Da ſandte Gott ſeinen Engel; der warf die Schlange von ihnen herab und richtete ſie auf. Aber Gott ſprach zu der Schlange: „Das erſtemal habe ich dich nur ſchlüpfrig gemacht, daß du auf deinem Bauch gehen mußt; aber die Sprache habe ich dir nicht genommen; von nun an aber ſollſt du ſtumm ſein und nicht mehr reden können, du und dein Geſchlecht. Denn durch dich iſt das Verderben meiner Diener zum erſtenmal gekommen, und nun haſt du ſie töten wollen“. Und die Schlange ward zur Stunde ſtumm und konnte nicht wieder reden.

Daß nach dem Sündenfall der Mensch die Sprache der Tiere nicht mehr versteht, ist ein durchgängiges uraltes Motiv, das infolgedessen in allerlei Verwandlungen und auch sehr entstellt uns immer wieder entgegentritt, zuweilen auch in eine spätere Zeit, lange nach der Paradiesvertreibung verlegt wird. In einer ganz christianisierten und rein naturpoetischen Form, von dem ursprünglichen, in den vorigen Sagen noch lebendigen Entsetzen nichts mehr spüren lassend, bietet es uns die Sage vom esthnischen Bauer, der im Wald einen Baum schlagen wollte und dem die Seelen der Bäume zuriefen, sie zu schonen; denn von alters her konnten die Bäume reden. Jetzt haben sie zwar auch eine Seele, was man daran erkennt, daß sie wachsen, Blüten und Früchte bringen; die Sprache aber ist ihnen genommen. Denn als der Bauer betrübt nach Hause ging, begegnete ihm der Herr Jesus, dem er sein Mißgeschick klagte. Da antwortete ihm der Herr, er werde von jetzt an den Bäumen verbieten, zu den Menschen zu reden. So hört man es nur noch im Walde sanft rauschen und die Blätter sich bewegen, wenn die Bäume leise miteinander flüstern.

In dieser Sage wird auch das zeitlose Moment, also das rein Metaphysische anschaulich klar. Denn sobald man mit der logischen Sonde daran geht, bleibt nichts als ein flach allegorisierendes Märchen, weil es an sich ganz unmotiviert ist, daß der Bauer solches jetzt zum erstenmal erfuhr. Er selbst und seine Eltern und Voreltern müßten doch schon oft Holz geschlagen haben. Warum macht erst er die Erfahrung mit dem Klagen der Bäume? Hier also zeigt sich eine nur die Idee zum Ausdruck bringende innere Anschauung, bei der das Zeitmoment und die logische Kausalität gar nicht ins Gewicht fallen; es zeigt sich somit die Souveränität der wirklichkeitskräftigen alten Sagenkerne unabhängig von ihrer Fassung, denen man mit logischer Zerlegung im gewöhnlichen Sinn nimmer gerecht wird, der sie vielmehr ewig schweigen müssen.

Dem gefallenen, paradiesvertriebenen Menschenwesen war durch den göttlich reinen Geist Hilfe geworden und dieser Geist „richtete ihn wieder auf". Das ist es vielleicht, was die Kämpfe der Helden mit den Drachen, der Weisen mit den düsteren Magiern symbolisieren und von denen die Sagen aller Völker, wenn auch mit zahl-

losen Varianten, so doch im Wesen übereinstimmend voll sind. Hier möchte ich zur Erwägung geben, ob nicht auch die Laokoonsage diesen einen alten Kern enthält? Homer hat sie anscheinend vollständig griechisch-hierarchisch verstanden und dargestellt, vielleicht schon selbst so übernommen. Aber im Wesen geht doch auch sie darauf hinaus, daß die dämonische Schlange dem, der das Lichtvolle vertritt, ihm und seinem Geschlecht, mit Vernichtungswillen begegnet. Da die Schlange aber in der damaligen Spätzeit schon ein Wesen des Guten geworden war, so kommt sie andererseits nicht aus der dämonischen Finsternis auf Laokoon zu, sondern sie ist von Athene gesandt, die selbst eine Lichtgöttin ist und kein böser, haßerfüllter Dämon. Dadurch wird spiegelbildlich Laokoon zu einem Bösewicht gemacht — und in dieser Überkreuzung der beiden seelisch-sittlichen Motive wird die ganze Unsicherheit klar, welche in der homerischen Welt schon bei der Handhabung solcher urältester mythologischer Motive herrschte, was wir verschiedentlich schon zu bemerken hatten.

Als Adam wieder bei Gott zu Gnaden gekommen war, erst da wurde er auch Herr über die Natur, über das Tierisch-Dämonische und den Vernichtungswillen in ihr. Eine jüdische Sage erzählt: Adam sprach zu Gott: Du hast uns für das Paradies geschaffen und ehe ich übertrat, hast du alle Tiere zu mir gebracht, daß ich sie benenne; und du hattest sie alle unschädlich für mich gemacht. Nun aber wollen sie uns fressen; sie werden mein Leben hinwegraffen vom Angesicht der Erde. Und da Gott dies erkannte, befahl er den Tieren, daß sie zu Adam kämen und weder ihm noch Eva, noch den Guten und Gerechten unter seinen Nachkommen irgend einen Schaden zufügen sollten. Da beugten sie sich vor dem Befehl Gottes, mit Ausnahme der Schlange.

Man sieht, wie und wo man solchen Sagen allerältester Herkunft begegnet, immer läßt sich ihnen ein vernünftig menschengeschichtlicher Sinn abgewinnen, immer liefern sie uns auch denselben Kern, wenn man nur einmal einen Schlüssel gefunden hat und diesen im selben Sinne anwendet. Daß sie dann aber so oft Schlüssiges bieten und im Wesen bei aller äußeren Verschiedenheit immer wieder einen urgeschichtlichen Kern darbieten — das eben ist umgekehrt der Beweis für die Richtigkeit der Methode, für die Richtigkeit und Fruchtbarkeit der an sie herangebrachten

Ideen. Auch daß Sagen ganz offenkundig oft nur zu poetischem Zweck oder zur moralischen Belehrung ausgestaltet und weitergegeben wurden, darf, wie schon dargelegt, nicht dazu verleiten, in ihnen überhaupt bloß Symbole für solche Zwecke oder gar am Ende nur Allegorien zu sehen; welcher irrtümlichen Auslegung man ja auf Schritt und Tritt begegnet, weil man so selten begreifen will, welch' ein Wesensunterschied zwischen dem alten Innenmark und dem später jahresringhaft darübergeschichteten Holz- und Rindenkörper besteht. Behält man das im Sinn, dann scheidet sich deutlich das Kleid vom Wesen, und all' das Vielerlei wird ein Einziges, Einfaches, Weniges, das uns aber ein großes Geheimnis erschließt.

Es darf hier und noch im Folgenden, wo die Linien der biologischen und die der metaphysischen Betrachtung sich kreuzen und ein Abirren nach der falschen Seite nur allzu möglich ist, nicht das Mißverständnis aufkommen, als ob zu irgend einer erdgeschichtlichen Zeit oder irgendwo einmal das Paradies „auf Erden oder am Himmel" gesucht werden könne. Wenn man es unternommen hat, ihm eine flach naturalistische Auslegung zu geben oder wenn man, wie in der assyriologischen Literatur, den Paradiesmythus wieder aus dem Anblick des Sternhimmels mit seinen Milchstraßenströmen herleiten will[124]), so erheben sich solche Deutungen nicht über die altgewohnten Sagenallegorien, deren rationalistisches Unvermögen nicht die Tiefen des Menschendaseins erschließt, das von jeher den größten Geistern nicht als ein allegorisches Naturspiel, sondern als ein überwältigender Wahrheitsmythus von Schuld und Sühne, von Fall und Erlösung erschien und so erlebt worden ist. Auch die andere Vorstellung, als ob wir meinen könnten, es habe etwa vor dem physisch sichtbaren Erscheinen des Menschenwesens in der irdischen Natur, also irgend wann zu älteren erdgeschichtlichen Zeiten paradiesisches Glück, Friede ohne Feindschaft, ohne Daseinskampf und Tod geherrscht — auch diese Vorstellung weisen wir zurück. Mit jedem physischen Dasein, sobald es individueller Natur ist, also mit jedem tierischen Einzelwesendasein, ist der nichtparadiesische Zustand gegeben. Der paradiesische Daseinszustand war, wenn man von transzendent verbundenen Dingen wieder so raumzeithaft reden soll, um sie dem inneren Schauen des Lesers nahezubringen — er war schon beendet, als mit der

metaphyſiſchen Konzeption der ſpäteren phyſiſchen, alſo nicht mehr rein geiſtigen Welt im ewigen Schöpfertum auch die Idee des Menſchen lebendig wurde. Denn eben das iſt der tiefſte Sinn des Menſchſeins, daß in ihm der Schöpfer ſeines Daſeins bewußt wird, wie wir es durch die Jahrtauſende innerlich immer auf neuen Wegen wieder erleben, ſchmerzvoll oder jubelnd erleben. Vielleicht iſt das auch der tiefſte Grund, weshalb jeder größte Künſtler qualvoll über ſeine Kunſt nachzudenken hat. So iſt die Schöpfung und auch die Schöpfung des Menſchen noch nicht zu Ende: es iſt noch immer Schöpfungstag!

Wir ſind hier an die fernſten Probleme der Philoſophie und des religiöſen Schauens gekommen. Wir nehmen von ihnen den Ausblick mit, daß eben das Menſchwerden doch der letzte und erſte Sinn alles phyſiſch-organiſchen Naturdaſeins iſt und daß Gott zu ihm, dem Menſchen, die Kreaturen ſendet, damit er ihnen „Name und Weſen“ gebe. So iſt das alte Volksempfinden, daß Gott die Erde um des Menſchen willen geſchaffen habe, wenn auch in ſeiner naiven Art unwahr, ſo doch ein Ahnen des tiefſten Mythus vom Menſchen. Und Mythus iſt für uns metaphyſiſch-phyſiſche Wirklichkeit. Wir kommen zu der Überzeugung, daß der Menſch auch ſchon in der niederen organiſchen Natur der ſtammesgeſchichtliche Urgrund war, daß dieſe ſchon Teil von ſeinem Weſen war, als er in noch älteren geologiſchen Epochen ſelbſt als Wirbeltierform noch nicht in das phyſiſch ſichtbare Daſein getreten war.

Die Natur als Abbild des Menschen

Mit dem Vorstehenden ist eine Brücke geschlagen, die zu jenem anderen, für unsere Betrachtung zentral liegenden Problem hinüberführt: die Verbundenheit des Menschenwesens und seiner Entwicklung mit der erdgeschichtlichen Entwicklung des Tierlebens.

Wir nehmen an, daß der Urmensch mit dämonisch-natursichtigem Wesen in sein physisches Dasein trat und das höhere Tierreich noch in sich begriff, platonisch gesprochen: dessen lebendig metaphysische Urbilder, also die noch nicht in's physische Dasein getretenen Gattungen und Typen. Wenn man nicht metaphysisch denkt, wird man dem allem keinen Sinn abgewinnen können. Danach fand sich der Mensch in dieser Natur sichtbar einer Tierwelt gegenüber, die hervorgegangen war aus der Spaltung seines Wesens. Dem entsprach in der physischen Welt vor allem die Gegensätzlichkeit zwischen Urmensch und Reptilwelt. Diese hatte eben jene seelisch-dämonischen Eigenschaften, die der Mensch nun als feindselig empfand, weil er sie selbst in seinem metaphysischen Wesen als katastrophal und verderbenbringend erlebt hatte, die er aus sich abstoßen sollte und die ihm nun verkörpert waren in dem dämonischen Charakter der reptilhaften Wesen, aus denen alsbald das ganze „Gewürm" der Drachen, Lindwürmer und Schlangen hervorging, von dem als etwas der Menschenwelt Feindseliges und daher von ihr andauernd physisch und seelisch Bekämpftes uns die Mythen bis auf diesen Tag reden, wo sogar noch das in den dunkeln Tiefen der Volksseele wurzelnde Kasperltheater ein reptilhaftes „Tier Piep" als den Feind des Menschen kennt.

Mit jenem im Transzendenten verlaufenen und in die physische Natur hinüberspielenden und dort nun sich auswirkenden Akt geistiger Evolution, den wir mit der Sprache des Mythus „Sündenfall" nennen wollen, war auch ein Fluch in die Tierwelt gekommen, der nun geradezu als Ergebnis der im Transzendenten

vor sich gegangenen geistigen Tragödie des Menschenwesens ins physische Dasein hinein projiziert und darin objektiviert worden war. Das klärt uns den Mythus vom Mithineinreißen der tierischen Kreatur in den Sündenfall und Tod des Menschen. Das Amphibium oder eine amphibische Fischgestalt aber war vielleicht die tierische Urform, an der seine und der Reptilien Körperhaftigkeit damals sichtbar physisch sich zeigte: und darum mag in der schon erzählten babylonischen Sage von den ältesten Menschen das amphibische Wesen als der Freund und Lehrer des ersten Menschen erscheinen (S. 93).

Das in dem Abschnitt über die Körpermerkmale des Urmenschen erwähnte Häuten des Adamiten, dem sein Schuppenpanzer abfiel (S. 95), spielt in der Sage seine eigentümliche Rolle, indem es einerseits mit der Gegensätzlichkeit der Mensch- und Schlangennatur verbunden erscheint, andererseits mit dem Hereinkommen des Todes in die Menschenwelt. So erzählen die Melanesier im Bismarckarchipel: „Der gute Geist liebte den Menschen und wollte ihn unsterblich machen; aber er haßte die Schlange und wollte sie töten. Er sagte zu seinem Bruder: gehe zum Menschen und teile ihm das Geheimnis der Unsterblichkeit mit, und sage ihm, er soll sich jedes Jahr häuten; so wird er vor dem Tode gefeit sein und stets sein Leben erneuern. Und sage der Schlange, daß sie hinfort sterben muß. Der Bote entledigte sich seines Auftrages schlecht, indem er der Schlange das Geheimnis verriet. Seitdem sind die Menschen sterblich, aber die Schlange wegen der Häutung unsterblich." Das Motiv kehrt in der ganzen malayischen Welt da und dort wieder. Aber so einfach und äußerlich ist seine Erklärung nicht, wie Frazer, dem sie entnommen ist[125]), meint, wenn er sagt, daß ein sich häutendes Tier dem Menschen eben den Eindruck einer Verjüngung erwecke. Vielmehr ist auch hier der innere Faden der Sage, metaphysisch gefaßt, wieder der, daß das Abwerfen der dämonischen Reptilnatur aus dem Urmenschenwesen dieses eben menschenhaft physisch gemacht hat, aber mit dem Tod beladen in die physische Welt eintreten ließ.

Nachdem der uradamitische Mensch geschaffen und in physischem Gewand sich selbst in der Natur fand und das Dämonische, was zuvor in ihm war, herausgestellt sich gegenübersah, da begann eben der Kampf mit den „Schlangen", der nun in doppelter

Hinsicht notwendig und verdienstlich war. Der äußere Kampf mit dem Gewürm war das Symbol der inneren Feindschaft — alles Vergängliche ward auch hier zum Gleichnis. In diesen durchaus naturverwobenen, mit allen Mitteln der über- bzw. unterindividuellen Naturtüchtigkeit und niederen Dämonie geführten Kämpfen ging es vielleicht um das Sein oder Nichtsein der ganzen Gattung hüben und drüben. Erst späte Seher, die teils aus sagenhafter mündlicher Überlieferung schöpfend oder hellsichtig-gedächtnishaft in die Vergangenheit schauten, haben daraus dann wohl erst die Mythen- und Sagenbilder geschaffen, die nun ihrerseits wieder die Grundlage für das Überlieferungs- und Dichtungsgut noch späterer Epochen wurden; wie etwa der Sonnenmythus oder der Totenkult die spätzeitliche Gestaltung urältesten mythenhaften Naturerlebens gewesen sein mag.

In dem Maße als der Mensch aus seinem tief naturverbundenen und elenden dämonischen Anfangsdasein emporfand, spiegelte auch die lebendige, ihm körperlich gleichgeordnete tierische Natur diesen Zustand wieder; und dies sowohl metaphysisch wie physisch. So können wir auch von diesem Standpunkt der Betrachtung her aus der physischen Tierformenwelt in den Erdepochen auf den Körperzustand des Menschen schließen, wie umgekehrt aus dem Auftreten der neu hinzukommenden Tiertypen auf das Maß, in dem das Menschenwesen immer mehr Tierisches aus sich entlassen hatte, um so mutativ immer reiner zu dem zu werden, was wir den apollischen Menschentypus nennen.

Die alten Sagen deuten an, daß der älteste Mensch in dem Sinne Mensch wurde, daß er sich mit der Schlangennatur „entzweite"; so kam mit dem uradamitischen Mensch das dämonische Reptilwesen. Später kam der nachadamitische Mensch, mehr dem noachitischen, also reinen Säugetiermensch ähnelnd, aber noch stark mit dem dämonischen Sinn begabt. Mit dem noachitischen Menschen unseres Typus, wenn auch noch lange nicht zu unserer intellektuellen Höhe und Körperbildung gediehen, kam das Intellektualwesen, wenn auch zuerst noch naturtüchtig begabt. Mit dieser neuen Menschwerdung war das physisch objektivierte Erscheinen des späteren Säugetiertypus, mit dem sich der Menschenstamm nun „entzweit" und es aus seinem Stamm in die Natur entlassen hatte, verknüpft. Es ist anzunehmen, daß dies schon frühe geschah, weil wir die ältesten

echten Säugetiere vermutlich schon am Anfang der mesozoischen Ära haben und weil schon in der Schlußphase der paläozoischen Ära viele Reptilien Säugetiermerkmale als Zeitsignatur aufweisen. Der Mensch selbst ist von Grund aus physisch ein Säugetier. Das Säugetier ist dann, metaphysisch gesehen, die hellere, intellektuell freiere, undämonischere Tiererscheinung gegenüber dem Reptil. Vergleicht man das Wesen des reptilhaften Raubtieres, also eines Lindwurmes mit seinen vermutlich sehr schlangenhaften seelischen Eigenschaften, und das Wesen eines säugetierhaften Raubtieres wie des Löwen oder selbst der unausstehlichen Hyäne, so können wir bei diesen nichts mehr von dem finden, was wir bei den Schlangenwesen düster-dämonisch genannt haben. Daraus schließen wir nun zurück auf den inzwischen undämonischer gewordenen metaphysischen Zustand des Menschenwesens. Es ist gerade als ob dadurch wiederum ein Stück Tierhaftigkeit aus dem inneren Wesen des Menschenstammes ausgestoßen und dieser selbst befreiter sich wiedergegeben worden sei. So wurde er auch hier abermals der Tierwelt „entfremdet", seine Natur hatte die niedere Säugetiernatur von sich abgespalten. Diese war nun für sich ein Naturwesen geworden und entfaltete sich von da ab auf eigenen Bahnen mit eigener Formentwicklung. Der Mensch aber stieg weiter auf zu reinerer Geistigkeit, sein Körper wurde freier, aufrechter, er näherte sich dem Apoll.

Den bildlichen Nachklang an eine solche Auffassung haben wir im babylonischen Gilgameschepos. Ich lege, wie schon in anderem Zusammenhang erwähnt, auf dieses Werk besonderen Wert als einer Quelle, woraus man trotz der späten Aufbereitung des Stoffes und trotz seiner Zusammenstückelung aus inadäquaten Teilen und den damit sich einstellenden Ungereimtheiten des Sinnes geradezu überwältigende Einblicke in urälteste Menschheitsbeziehungen gewinnen kann. Beginnt doch schon gleich das Epos mit einer Charakterisierung des Gilgamesch, die einem Quartärmenschen gar nicht zukommen kann und die das Uralt-Heroenhafte und Naturverbundene nur allzu deutlich durchschimmern läßt: der Held, der alles sah, der jegliches kennen lernte, alles verstand und durchschaute, der in die verborgenen Tiefen der Weisheit blickte, Verwahrtes sah, Verdecktes öffnete, Kunde brachte von der Zeit der Sintflut und Riesenbauten auf-

führte. Er ist der Repräsentant des uralt-nachadamitischen, vor-noachitischen Menschen, und diesem natursichtigen Bedrückerheros wird Engidu, der noachitische Säugetiermensch, nachher zur Seite gestellt, der sich mit dem alten Typus vermischt — man nehme das Typenhafte an Stelle der Einzelgestalt. Wie in der Bibel die Erschaffung des Adam aus Erde, und mit seinem Sündenfall die Vertreibung aus dem Paradies und die Entfremdung von der Natur berichtet wird, so ist dasselbe Motiv im Gilgameschepos an das Werden des Säugetiermenschen Engidu geknüpft, von dem schon oben (S. 92) die Rede war[126]) und den wir nach unserer Chronologie als den noachitischen ansehen. Gilgamesch, der König, läßt gewaltige Bauten aufführen; schwer lastet die Frohn auf den Bewohnern des Landes. Die Bedrückten rufen die Götter zu Hilfe, und Aruru, die Schöpferin, formt aus Lehm den Naturmenschen Engidu, mit gewaltiger Kraft begabt. Sein Körper ist mit Haaren bedeckt, sein Haupthaar lang und er ist bekleidet mit Fellen. Mit dem Wild, dem Vieh — dem Säugetier, nicht dem Reptil — lebt er zusammen, geht mit ihnen zur Tränke, mit dem Gewimmel des Wassers freut sich sein Herz. Die Menschen des von Gilgamesch beherrschten Landes kennen ihn noch nicht; nur der natursichtige Gilgamesch selbst hat ihn schon im Traume geschaut. Nun dringt Engidu in die Sphäre des Gilgamesch ein, und damit kommt die Verwandlung, die wie ein unendlich trauriger, aber doch mit einer neuen Verheißung verknüpfter Abschied von der bis dahin innig mit ihm verknüpften Natur, dem „Vieh", klingt:

„Sechs Tage und sieben Nächte erhob sich Engidu, mit der Dirne der Liebe pflegend.
Als er sich an ihren Reizen gesättigt, richtete er seine Blicke auf sein Vieh:
Kaum sahen sie Engidu, da flüchten die Gazellen dahin,
Das Vieh des Feldes wich vor ihm zurück!
Da stutzte Engidu, wie gebannt war sein Leib;
Gelähmt waren seine Knie, weil sein Vieh davonging.
Es mäßigte sich Engidu, nicht war wie früher sein Ungestüm:
Er, ja er hört hin, er öffnet sein Ohr;
Er kehrte um und setzte sich zu Füßen der Dirne . . ."
„Die Dirne sagt zu ihm, zu Engidu:
Schön bist du, Engidu, wie ein Gott bist du!
Was willst du mit dem Gewimmel dahineilen über das Feld?

Komm', ich will dich führen nach dem umfriedigten Uruk ...
Wo Gilgameſch weilt, einzig an Kraft ...
Sie redet ihm zu, bis ihre Worte ihm gefallen;
Sein Herz erkennend ſucht er einen Freund.
Engidu ſagt zu ihr:
Wohlan Dirne, nimm mich mit
Zu dem reinen heiligen Hauſe ...
Wo Gilgameſch weilt.
Ich allein ändere das Schickſal,
Auf dem Felde geboren, mächtig an Kraft,
O Gilgameſch, möchte ich ſchauen dein Angeſicht!
Alles, was ſein wird, weiß ich fürwahr."

Liegt hier nicht für den, der Metaphyſiſches metaphyſiſch begreifen kann, alles darin, was mit jener neuen entſcheidenden Menſchwerdung verknüpft war, verknüpft ſein mußte? Alles, was in alten heiligen Sagen und Vorſtellungen der ganzen Menſchheit lebt, kehrt hier in dieſen wundervoll tragiſchen Verſen wieder, mit einer ſolchen inneren Wahrhaftigkeit, daß wir ermutigt werden, ſie wie bisher weiter auszuſchöpfen.

So iſt uns die Natur nicht nur ein Abbild des Menſchenzuſtandes in körperlicher Hinſicht zu Zeiten, aus denen wir noch kein foſſiles Menſchenſkelett kennen, ſondern auch ein unmittelbarer Gradmeſſer dafür, was inzwiſchen das Menſchenweſen an innerer und äußerer Tierhaftigkeit ausgeſtoßen und was ſich ihm gegenüber in der Natur objektiviert hatte und um wieviel es ſelbſt apollhafter geworden war. Das alles iſt metaphyſiſch und zugleich durchaus phyſiſch-ſtammesgeſchichtlich zu verſtehen. Wer beides nicht in einem unteilbaren Vorgang erſchauen und begreifen will, leſe nicht weiter; denn ſymboliſch im banalen Sinn iſt das nicht, ſondern durchaus realiſtiſch im phyſiſchen und metaphyſiſchen Sinn. Zugleich läßt uns dieſe Art der Betrachtung verſtehen, wieſo frühere Menſchentypen auch anatomiſch und phyſiologiſch anders gebaut und geartet geweſen ſein mußten; eine andere Seele mit anderen Inhalten und Kräften mußte auch einen anderen körperlichen Ausdruck finden und andere Organe zur Verfügung haben [127]).

Die Zweiheit, die Zerriſſenheit, die mit des Menſchen Fall metaphyſiſch und phyſiſch durch die Natur geht, wo ſich nun Göttliches und Dämoniſches, Gottesgeſchöpf und Teufelsgeſchöpf

gegenübersteht, wovon schon die Rede war, findet in manchen Sagen ihren Widerhall. Bekannt ist die alte Bezeichnung der Fliegen, Läuse, Wanzen, Ratten und Mäuse als Kreaturen und Diener des Teufels. Aber zu mehr als dieser einfachen, schließlich bloß als Ausfluß des Alltagsärgers auffaßbaren Beschimpfung des Ungeziefers steigt diese Gegenüberstellung der zwei Typen in der öfters wiederkehrenden Sage von Biene und Wespe empor: die erstere ein Gottesgeschöpf, die letztere ein Teufelsgeschöpf. Hier finden wir schon tiefere Metaphysik. Während die Biene in jünger verarbeiteten Sagen viel mit dem Heiland zusammengebracht wird, dem der Teufel neidisch mit der Wespenerschaffung entgegenarbeitet; oder während die Wespen als unbotmäßige, von einer Mutter verfluchte Kinder erscheinen, wird die Biene stets als heilig bezeichnet; sie ist aus dem verlorenen Paradies übriggeblieben und hat es nur durch des Menschen Sünde verlassen müssen. Sie ist auch immer klug und hellsichtig und weiß manchen Rat für das, was der Teufel gegen Gott unternimmt. Zuerst soll sie weiß von Körper gewesen, danach durch Teufelswerk an ihr schwarzbraun geworden sein[128]). Ins Triviale gezogen kann man ja leicht der Sage den Sinn unterschieben, daß der von Natur nutzsüchtige Mensch die honigspendende Biene leicht als ein Gottestier bezeichnen wird, wenn er die räuberische und ihm wertlose Wespe daneben sieht. Aber eben dieser Gegensatz zwischen den beiden Tieren hat, wie seinen physischen, so eben als notwendige Gegenseite auch seinen metaphysischen Sinn, und der eben ist es, den die Sage, im Gegensatz zu unserem Alltagsverstand, in sich trägt und dem auch wir nachgehen wollen.

Wenn man bedenkt, daß die Biene die vollkommenste „natürliche Somnambule" ist, so stimmt diese ihre Natur mit ihrer in der Sage erwähnten Herkunft aus dem Paradies und zugleich mit dem ersten Menschenwesen überein, als dessen ältesten Zustand wir ja auch die vollkommene Natursichtigkeit, also einen ganz ausgeprägten natürlichen Somnambulismus mit kaum nennenswerter individueller Abänderung, wie bei der Biene, ansahen. Diese weiß Rat gegen allerlei, was der Teufel unternimmt; es ist das eine klare Bezeichnung ihrer natürlichen Hellsichtigkeit. Ihre lichte Dämonie aber äußert sich tatsächlich darin, daß sie nicht, wie die Wespen und das andere Ungeziefer, die lebenden Wesen plagt.

Sie ist mit ihrem Wesen und ihrer Natur also noch der echte Repräsentant des ursprünglichen paradiesischen Zustandes, dem symbolisch ihre weiße Körpergestalt entsprach. Insofern erhellt also auch hier die metaphysische Deutung den Sinn des Physischen.

Ich verweise weiter noch auf eine andere merkwürdige Parallele, die sich zwischen dieser unserer Auffassungsweise und einer naturhistorischen Erscheinung ziehen läßt. Das ist die Erschaffung der Katze, welche nach der Sage Gott dem Menschen gab wegen der überhandnehmenden Mäuseplage. Eine finnische Überlieferung gibt die Sage so: Als Jumala den Menschen erschaffen hatte, zeigte er ihn dem Teufel; der Teufel wollte etwas noch Absonderlicheres erschaffen und erschuf die Maus; dann erschuf Jumala eine Katze und warf sie hinter der Maus her. In der Parallelsage aber heißt es: Als im Anfang der Welt das Getreide schon anfing zu wachsen, schuf der Teufel die Maus, daß sie den Menschen das Getreide abfräße. Noch wesentlicher aber erscheint die Fassung vom Russen Methodius: Der Teufel verwandelte sich in eine Maus und fing an, den Boden der Arche zu benagen. Noah betete zu Gott, und es kam ein reißendes Tier, ein Löwe. Aus dessen Nüstern sprangen ein Kater und eine Katze; sie erwürgten die Maus und die Arglist des Teufels wurde zunichte[129]). Ist es da nicht ein für die urgeschichtliche Bedeutung der Sage überraschendes Zusammentreffen, daß wir für die eigentlichen Katzen, zu denen auch Löwe und Tiger gehören, in der Paläontologie noch keine Möglichkeit einer morphologisch-stammesgeschichtlichen Anknüpfung gefunden haben? Sie kommen in der Spättertiärzeit, aber ihre Herkunft ist noch völlig dunkel. Es möchte daher der Gedanke verfolgbar sein, daß sie ein Züchtungsprodukt des noachitischen Menschen waren, dessen Können in dieser Richtung ja auch noch durch die Züchtung des Weinstockes und der Hesperidenäpfel sich verrät. Das gäbe dann der letztgenannten Sage ihren klaren Sinn: von einer wilden Tierform der älteren Tertiärzeit, die ihren nächsten Formverwandten heute auf Madagaskar, also im Restgebiet des ehemaligen Gondwanakontinentes hat, schufen jene noachitischen Menschen die Katzenarten, zuletzt die Hauskatze als die verhältnismäßig harmloseste, die zum Haustier geworden war. Die Zwischenstufen der Züchtungsleiter mögen verwildert oder nie zahm geworden sein; sie treten fossil zuerst in der Spät-

tertiärzeit im atlantischen Gebiet, nämlich in Europa und wesentlich gleichzeitig in Nordamerika auf und haben dort die Natur frei bevölkert. Vielleicht läßt sich damit auch der urgeschichtlich wahre Kern aus einer Überlieferung wie der des Propheten Daniel in der Löwengrube herausschälen; und schließlich auch die Verwendung der Löwengestalt als Hoheitszeichen in Wappen oder am Tor von Mykene?

Die hier ausführlich berührte Erscheinung einer Gegensätzlichkeit von Tierformen in der Natur, von denen die einen sozusagen das üble Abbild der anderen sind und was von so bestimmten sagenhaften Vorstellungen begleitet ist, möchte ich vergleichsweise als „komplementäre" Auffassung von organischen Gestalten und ihrer Seelenhaftigkeit bezeichnen. Wie das Auge, geblendet von einer Hauptfarbe, in optischer Selbsttäuschung die komplementäre Farbe nach Abschließen vom Licht sich schafft, so tritt auch in der organischen Natur häufig innerhalb einzelner Typen eine komplementäre, fast möchte man sagen: gemeine Abart auf. So gegenüber dem Menschen der Menschenaffe; gegenüber den Wald- und Flurinsekten die Wanzen, Flöhe und Läuse; gegenüber dem edeln Wild die Ratten und Mäuse; gegenüber der Biene die Wespe; gegenüber der körnertragenden Frucht die tauben Gräser. Diese Tatsache, für das Menschengeschlecht vielfach ärgerlich und schadenbringend, könnte es, wie gesagt, sein, worauf allegorisch jene Überlieferung vom Entgegenarbeiten des Teufels gegen Gottes Werke beruht und die damit auf ein sehr einfaches natürliches, aber doch nur naiv — nicht tief — anthropozentrisches Verhältnis zurückgeführt und scheinbar erklärt wäre. Aber die Frage ist doch: haben mythisch erlebende Menschen jenes Äußerliche damit gemeint? Sahen und dachten sie wie unsere nüchtern an der Außenseite der Dinge haftenden Spätzeiten? Sie sahen wohl auch hier wieder einen innerlichen Zusammenhang entgegengesetzter metaphysischer Bedingnisse durch die Natur gehen, wie er auch durch die Menschenseele geht; eine Gegensätzlichkeit, eine Entzweiung, die wohl tiefer liegt als das banale Gefühl des Ärgers und der Alltagsplage, die solche verwünschten Geschöpfe verursachen. Diesem auf ein Tieferes, nämlich Metaphysisches deutenden Gefühl oder Erkennen verliehen sie mythisch-bildhaften Ausdruck, der, selbst wenn er sich noch so

flach äußerlich in den Sagen weitergeerbt haben mag, dennoch ein Naturinneres, ein wesenhaft Wirkliches und noch Fortwirkendes ausgesprochen haben könnte; dem nachzuspüren und das wieder hervorzuholen, vielleicht späterhin einmal zu einer Erklärung organischer Formen ebenso gehören wird, wie jetzt etwa die erkenntniskritische Durchdringung der Dualität von Vorstellung und Sein in der Philosophie.

Es wäre ja gewiß ein überhebliches, ja sittlich verwerfliches Handeln, wollte man als Mensch auf die Tierwelt oder auf einzelne Tiere, wie etwa auf die uns vielfach instinktiv anwidernden Affen, in pharisäischer Geringschätzung herabsehen, einerlei ob man Deszendenztheoretiker ist oder auf einem naiv mosaischen Volksglauben fußt. So wenig wie ein an sich berechtigtes abfälliges Urteil über ein anderes Menschenwesen uns sittlich dazu berechtigt, ihm verachtend im Innersten zu begegnen und sei der Abscheu noch so groß, so wenig kann in einem die Natur als Manifestation der Gottheit, wenn auch der unerlösten Gottheit, erlebenden Menschenwesen irgend eine lieblose Verachtung tierischer Wesen Raum finden. Und dennoch ist ein Zusammenhang — wir vertreten ihn hier — denkbar, aus dem heraus bewußt oder naturhaft ein feindliches Gefühl gegen die Tierwelt oder einzelne ihrer Typen in besonderem Grade entspringen und sich betätigen kann. Rufen wir uns nur zurück, was in der stärksten Form die Schlangen- und Drachenfurcht im Mythus bedeutete, wie wir sie naturhaft physisch und metaphysisch auslegten, so können wir jetzt weitergehen und es als möglich hinstellen, daß uns darum die Affen als besonders unsympathisches Zerrbild unseres eigenen Wesens und unserer eigenen Gestalt erscheinen, weil sie einerseits gerade die letzte Stufe der Gestaltung sind, die wir hinter uns zurücklassend eben abgestreift haben; wie auch andererseits vielleicht die Möglichkeit eines neuen Abirrens in dieses biologische Formcharakterstadium naturwissenschaftlich gewiß nicht als ausgeschlossen gelten kann, was vielleicht als Naturahnung in uns lebt und instinktiv gefühlt wird. Dieses Naturahnen kann sehr wohl bei geistig primitiven Menschen unmittelbar in ein Feindschaftsgefühl sich umsetzen oder mindestens eine ablehnende oder höhnische Verachtung gegen solche Wesen hervorrufen. Wenn man schon gesehen hat, mit welcher geradezu irrsinnigen Wut Leute aus

dem Volk gefährliche und ungefährliche Schlangen im Walde vernichten und dabei, wie ich es selbst einmal erlebte, in einer Art kultischen primitiven Ekstase lästerliche Verwünschungen ausstoßen, also nicht bloß pöbelhaft schelten — es liegt etwas ganz anderes darin — so wird man unseren vorhin angetretenen Gedankenweg eher würdigen können. Erst auf einer befreiteren geistigen Stufe, wo die Natur wie der Mitmensch selbst als das Tat twam asi — das bist Du — erkannt und umfaßt wird, scheiden solche niederen Instinkte aus, denen man heute noch reichlich, vielleicht sogar bei sich selbst, begegnet. Und vielleicht stand der mesozoische Noachit, als die früheren Säugetierzustände eben erst aus dem Menschenstamm entlassen waren, diesen ähnlich gegenüber, wie wir heute den Affen, von denen sich der Mensch zuletzt schied und in deren Stufe ein Abgleiten, wie gesagt, biologisch nicht unmöglich ist. Je älter und naturverbundener, je weniger vergeistigt die früheren Menschen nun waren, umso stärker mögen sie metaphysisch von solchen Feindseligkeiten gegen die Tierwelt beherrscht gewesen sein, als deren höchsten und dämonischsten Nachklang wir die Drachen- und Schlangenfeindschaft heute noch lebendig im Volke nachzittern und in Sinnbildern oder Dichtungen festgehalten sehen. Hat man doch auch den Affen bei einigen Völkern als Prototyp des Todesgottes dargestellt; und die höhnische Wut, womit im verflossenen Säkulum einerseits die populären, darwinistisch durchdrungenen Abstammungslehrer die Herkunft des ganzen Menschengeschlechts aus diesem Tiertypus brutal verkündigten, und wogegen sie von der andern Seite empört aus ethischen oder religiösen Motiven zurückgewiesen wurden, mutet wie ein auf solchen Naturinstinkten beruhender seelischer, nicht wissenschaftlicher Kampf an, für den man geradezu die Gestalt des drachentötenden Erzengels als Sinnbild wählen könnte. Wir wollen daher solche Stimmungen und solche Tierfeindschaften, ebenso wie solche Sagen von Teufelsgeschöpfen unter den Tieren, nicht einfach belächeln, sondern nach ihrem metaphysisch wohlbegründeten Sinn fragen. Wie eigenartig ein solcher Gedankengang die Arche des Noah und schließlich die Einhornsage beleuchtet, wird dieser Abschnitt zuletzt noch zeigen.

Der innere Zusammenhang von Menschenleben und Tierwelt erhellt aus folgender Sage der Juden: Wohl hatte der Mensch

Sünde getan, aber warum sollte das unschuldige Vieh gestraft werden? Darauf antwortete ein Weiser: Ein König wollte die Hochzeit seines Sohnes feiern und bereitete allerhand Kostbarkeiten und ein Mahl. Da aber starb der Königssohn. Da stand der König auf, riß den Thronhimmel herunter und vernichtete alles, was daran war. Sprachen die Knechte: Herr, dein Sohn ist tot, warum aber hast du auch den Himmel zerstört? Sprach der König: Für wen habe ich das alles gemacht? Doch nur für meinen Sohn. Nun er tot ist, was soll mir da der Himmel? So auch der Herr, der sprach: Alles was auf Erden und im Wasser ist, habe ich für Keinen gemacht als nur für den Menschen allein; nun der Mensch nicht mehr ist, was soll da das Vieh, die Tiere und die Vögel? Ist der Mensch umgekommen, so möge alles umkommen; lebt der Mensch, so möge alles leben[130]).

Entsprechend diesem inneren Zusammenhang des Menschenwesens mit der Tierwelt wird auch immer wieder in den Sagen dargestellt, wie die seelische Verfassung des Menschen, und gerade die sittliche, ihre Rückwirkung auf die organische und unorganische Natur zeigt. Allgemein bekannt ist ja die Auslegung der Sintflut als eines Strafgerichtes, woher eben die Bezeichnung „Sündflut" stammt. Die zunehmende Verderbtheit des Menschengeschlechts machte sich aber auch zuvor schon in allerlei Veränderungen der himmlischen Konstellationen bemerkbar, vor allem aber auch auf der Erde. Dahin gehört die Sage von der Veränderung der Weizenähre, die wegen des Menschen Sündhaftigkeit kleiner geworden sei; eine Sage, die allerdings variiert wird, indem das Geschehnis teils schon in das Paradies verlegt wird, teils erst als eine spätere Strafe Gottes über die vornoachitische Menschheit zugleich mit der Sintflut verhängt wird. Dem Wesen nach bleibt dies gleich, indem eben der innere Zustand des Menschen zum entscheidenden Motiv des Vorganges gemacht wird. Eine verkürzte polnische Fassung lautet: Am Anfang brauchte der Mensch nur eine Furche zu ziehen und Gott machte ihm die Halme so fruchtbar, daß sie von oben bis unten voll Körner waren. Der erste Mensch begnügte sich mit seiner Furche und erntete davon genug zum Leben. Aber der Teufel gab ihm ein, mehr Furchen zu ziehen, um mehr zu haben. Der Mensch unterlag der Versuchung und die Strafe Gottes kam. Am Tag der Ernte, da der stolze Mensch gierig einheimsen wollte,

erschien Gott, nahm die Halme, rieb sie in den Händen und ließ nur oben die Körner eine Ähre lang stehen. Zum Mensch aber sprach er: Da du so unersättlich warst, habe ich dich gestraft; von jetzt an kannst du soviel bearbeiten wie du willst, ich werde dir nur soviel geben, wie mir gefällt[131]). Eine Parallele zur vorigen mag man in der griechischen Erzählung von den Aloaden finden. Sie stammen von Aloeus, dem Pflanzer, und der fruchttragenden Erde, und lernen von ihr das Stampfen des Getreides und der Frucht. Anfangs waren sie winzig klein, wuchsen dann aber schnell und mächtig in die Höhe, so daß sie in kurzer Zeit zu Riesen wurden, denn es nährte sie das sprossende Kornfeld; und sie wurden zu den größten und schönsten Menschen, die man je gesehen. Sie fesselten den Kriegsgott, aber sie wurden auch so übermütig, daß sie zu den Göttern in den Olymp dringen wollten. Daran gingen sie zugrunde[132]).

Die stete Wiederkehr der Behauptung von der Schlechtigkeit der Menschen zur Zeit der Sintflut fällt doch auf. In einer jüdischen Sage findet sie wohl ihren drastischsten Ausdruck, wie ja im jüdischen Wesen am stärksten die Idee des stets zürnenden und strafenden Gottes auch sonst daliegt: Alles hatte seinen Weg verderbet zur Zeit der Sintflut, Mensch und Tier. Jeder nahm die zu Weibern, die schön waren und welche er wollte; sie tauschten ihre Weiber miteinander aus. Der Hund tat sich zur Wölfin, das Pferd zur Eselin, der Hahn zur Pfauin, der Esel zur Schlange, die Schlange zum Vogel. Selbst die Erde trieb dazumal Hurerei. Man warf in sie den Samen des Weizens und sie brachte Schwindelhafer hervor; dies Gras, das noch heute wächst, stammt eben aus der Zeit vor der Flut[133]).

So sehen wir durch alle Sagen immer wieder drei Grundgedanken vom Zusammenhang des Geistig-Seelischen mit dem Physischen gehen: erstens eine Gegensätzlichkeit, die sich in dem Widerstreit zwischen den Schöpfungen Gottes und des Teufels kundtut; sodann eine solche zwischen Mensch und Natur, die sich in dem Begriff der Entzweiung darstellt; endlich ein Wiederspiel der sittlich-geistigen Menschheitszustände in der organischen und anorganischen Natur.

Die dämonischen, wesentlich großhirnlosen reptil- und schlangenhaften Tierformen waren also ehedem mit dem Säugetiermenschen

durch Spaltung und Entzweiung seiner Natur ins physische Dasein getreten, und sein noch durch und durch natursichtiges, wie sein moralisches, wie sein physisches Wesen lebte, vielleicht wenig bewußt und individualisiert, ganz im inneren und äußeren Kontakt mit einer ihn psychisch und physisch packenden und von ihm rückwirkend wieder unmittelbar beeinflußten Umgebung, die ihm nun einen körperlichen und seelischen Kampf ums Dasein aufnötigte, der sich, mit dämonischen somnambulen Kräften geführt, auch wesentlich im Mythischen abspielte. Soweit er aufs Körperliche übergriff, war dieses Körperliche so durchdrungen vom Natursichtigen und Innerlich-Naturhaften, daß es auch den stärksten Beeinträchtigungen zu widerstehen und ohne weiteres zu regenerieren vermochte.

Dies nun war die Quelle, also die physische und seelische Grundlage für die späteren Mythen von den großen Magiern und Weisen und Priesterkönigen, den großen unverwundbaren oder den Wunden ohne Beeinträchtigung ausgesetzten Heroen. Gotteskinder und Satanskinder, wie es in der Sage heißt, standen einander gegenüber, und die nach dem Sündenfall mehr und mehr in die Entwicklungsbahn der intellektualen Geistigkeit gedrängte Menschheit, deren Vollendung wir uns jetzt vielleicht nähern, stand nicht nur der Tierwelt äußerlich physisch gegenüber und verlor mehr und mehr den inneren Zusammenhang mit ihr, verstand die Sprache der Tiere, der Natur nicht mehr, sondern war offenbar auch in sich in zwei seelische Lebensströme gespalten.

Zwei grundverschiedene Geistesrichtungen mögen also damals in jener hochdämonischen Zeit gegeneinander gestanden haben, sich äußernd in den schwarzen Magiern und den lichten Priester- und Königsgestalten, den wenigen prominenten Individualitäten, die es damals gab. Nicht nur in dem eben angeführten Wort von den Gottes- und Satanskindern kehrt eine Andeutung dahin wieder; nicht nur in dem alttestamentlichen Bericht, daß die Gotteskinder sahen, daß der Menschen Töchter schön waren, und daß sie ihrer begehrten und sich mit ihnen vermählten; es wird uns das auch in anderen Sagen stets mit dem sittlichen Hintergrund erzählt. So in einer esthnischen Legende, wo es heißt: Der Alte schuf sich Heldenengel, um sich ihres Rates zu bedienen. Danach schlief er. Ein anderer Schöpfer — es sind dort drei — dem die

Gabe der Kunst verliehen war, machte das Himmelszelt, die Sterne und den Sternenlauf. Der dritte ergriff vor Freude seine Harfe, stimmte ein Jubellied an und sprang, gefolgt von seinen Singvögeln, auf die Erde. Wo sie sein Fuß berührte, sproßten Blumen und Bäume hervor, darauf sich die Vögel setzten und seinen Gesang begleiteten. Der Alte erwachte über dem Lärm und sah alles verändert und sagte zu seinen Helden: Ich habe die Welt als rohen Klotz erschaffen, euere Sache ist's, sie zu verschönen. Bald werde ich die Welt bevölkern mit allerlei Getier und werde dann die Menschen schaffen. Ihr sollt euch mit den Menschen vermischen, damit sie dem Bösen nicht so leicht unterliegen[134]).

Jedem seelischen oder geistigen Vorgang in der Menschheit und im Einzelwesen entspricht notwendig ein physischer, sei es im eigenen Körper oder auch in der Umwelt, in der Natur. Und umgekehrt. Infolgedessen ist jeder Vorgang, er sei äußerer oder innerer Art, erst dann wirklich unserem Verständnis angeglichen, wenn wir ihn sowohl als physisch, wie als metaphysisch zu begreifen gelernt haben. Beide Seiten der Betrachtung sind gleich notwendig und stehen gleichberechtigt nebeneinander, sich ergänzend, und die eine ohne die andere eine Halbheit bleibend. Beide aber weisen auf die absolute, dem diskursiven Denken unfaßbare raumzeitlose Einheit hin und werden erst in ihr zum lebendig geistigen Besitz verbunden. So entspricht auch der seelisch-geistigen Entfaltung des Menschengeschlechts jeweils eine andere Körperlichkeit und jeweils ein anderer Zustand der physischen und organischen Natur. Das ist vielleicht sogar der einmal zu ergreifende innere Sinn der geologischen Epochen, wie es wohl der innere Sinn der Tier- und Pflanzenentwicklung ist. So entspricht dem transzendenten Sündenfall des Menschen die Behaftung mit der physischen Körperlichkeit; seiner Natursichtigkeit die Entwicklung des Stirnauges; dem Ausströmen des düster Dämonischen die Entfaltung einer also begabten Reptilwelt; dem Werden des intellektuellen Zustandes das Werden des noachitischen Säugetierkörpers mit der sich entfaltenden Großhirnsphäre und als deren Wiederspiel eine Säugetierwelt ebensolcher Art; dem sittlichen Niedergang des Urmenschen aber auch erdgeschichtlich die Sintflut, und solchen Zusammenhängen wohl auch die katastrophalen Störungen des Himmelsbildes. Wird doch, wie gezeigt, auch in der Sage erzählt,

daß früher die Früchte des Feldes üppiger waren, bis der Mensch habgierig wurde und Gott die Ähren zur Strafe klein machte, daß er sich nun bitter mühen muß. Und auch in der Siegfriedsage verliert der Held seine Körperkraft und kann vom düsteren Hagen gefällt werden, erst nachdem er Verrat an Brunhild geübt hat. Ferner heißt es auch schon in den Veden, worauf Schopenhauer hinweist, dessen Lehre doch ganz auf demselben Gedanken im großen steht, daß alle Veränderungen der Welt den moralischen Werken animalischer Wesen zuzuschreiben seien[135]). Jedenfalls ist es in diesem Zusammenhang belanglos, ob der Held, wie Adam, bei Gott im Paradies oder, wie Siegfried, unter den Menschen seinen unverwundbaren Körper hat; entscheidend ist beide Male die Ursache des Verlustes: die Sünde oder der Verrat, die auch beide Male mit einem „Tod" endigen. Jeder fällt dem Dämonischen zum Opfer: der Adamit der Schlange, Siegfried dem düsteren Hagen. Aber dann kommt der große Unterschied in der Sagenseele, den ich für etwas Bedeutsames halten möchte: die morgenländische Überlieferung erhält ihrem Helden, dem Adamiten, sein körperliches Leben; er stirbt zwar seelenhaft dem Paradiese ab, aber er behält ein elendes, verkommenes Erdendasein; hilflos fleht er zu Gott und Gott hilft ihm, nachdem sein Zorn verraucht ist. Aber der nordische Siegfried stirbt den vollen Tod. Die dämonisch feindselige Welt ist in der morgenländischen Adamitensage eine sittlich verworfene, nie erlöste; in der nordischen Hagengestalt aber eine reckenhafte, keineswegs von Grund aus böse, ja umgeben von dem Feuer der Mannestreue gegen König und Königin, die im ruhmvollen Kampfe, wenn auch unglückshaft, später endet. Es ist so, wenn man diese beiden Sagen einander gegenüberstellt, als ob die morgenländische Seele trotz aller mythenhaften Tiefe doch dem Leben anders, verbundener, ja sinnlicher gegenübersteht als die Menschenseele im kalten unwirtlicheren Norden — schon damals in alter mythenschaffender Urmenschenzeit! Das könnte vielleicht zu mancher Mythen- und Sagenerklärung verhelfen.

Die Verschiedenheit des geistigen und seelischen Charakters, vielleicht damit auch die Verschiedenheit des transzendenten Ursprungs jener urweltlichen Menschennaturen tritt in der folgenden jüdischen Überlieferung noch schärfer hervor: Es waren zu

jenen Zeiten Riesen auf Erden; denn da die Kinder Gottes zu den Menschentöchtern eingingen und mit ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Helden und Gewaltige. So auch im Alten Testament. Eine andere Version gibt mehr Einzelheiten: Mit aufgedeckter Blöße gingen die Geschlechter Kains und waren Mann und Weib wie Vieh. Sie zogen ihre Kleider aus und warfen sie auf die Erde und gingen nackend auf dem Markt herum, trieben allerlei Hurerei: der Mann buhlte mit seiner Mutter oder Tochter und mit seines Bruders Weib offen in den Straßen, und alles Dichten und Trachten ihres Herzens war nur darauf gerichtet. Und die Engel, welche herabfielen von der Höhe ihrer Heiligkeit, sahen nach den Töchtern Kains, wie sie mit aufgedeckter Blöße gingen und ihre Augenbrauen färbten gleich den Huren, und wurden von ihnen verführt und nahmen sich von ihnen Weiber. Aber die Engel sind doch Feuerflammen — wenn sie sich mit den Menschentöchtern zusammentun, verbrennen sie da nicht deren Leiber? Doch nicht; denn da sie von der Höhe ihrer Heiligkeit herabfielen, wurden sie den Menschen gleich an Kraft und Gestalt und wurden in irdische Leiber gehüllt. Von ihnen kamen dann die Riesen, die gewaltigen Wuchses waren und welche ihre Hand ausstreckten zu Raub und zu Plünderung und zu Blutvergießen. Die Riesen zeugten Kinder und vermehrten sich gleich den Kriechenden; je sechse wurden ihnen auf einmal geboren[136]).

Noch war es in jener ältesten Zeit erst die dämonische Reptil- und Schlangennatur, welche in die physische Welt entlassen war und dort dem Menschen wiederbegegnete, indem sie nun in vielfach sich erzeugenden Formen zu dem wurde, was uns in der Erdgeschichte als die Reptilwelt des Spätpaläozoikums und Mesozoikums mit ihrer ungeheueren Mannigfaltigkeit bekannt und auch in Sagen genugsam überliefert ist. Auch der Mensch entwickelte physisch seine Gestalt weiter. Seine Hand war zuerst noch flächenhaft verwachsen und hatte etwa chirotherienartige Form. Auch sein Geist muß aus dem naturverbunden-dämonischen mehr und mehr zu einem intellektuelleren Dasein gelangt sein, während vielleicht ein anderer Teil der Menschheit, die Satanskinder, im düster Dämonischen verharrten, dieses steigerten und zum Untergang reif wurden. Damit kam die zweite große Epoche des Menschenwerdens heran, die wieder eine moralische,

also seelisch-geistige, wie eine körperliche Veränderung bedeutete: es kam der Noachit, in dem der alte nachadamitische Mensch der Dämonenzeit überwunden wurde, innerlich und äußerlich. Auch dieser Akt des Menschheitsdramas ist mit gewaltigen Veränderungen der inneren und äußeren Natur, der tierischen wie der menschlichen verbunden gewesen, und auch die anorganische und kosmische Umwelt muß damals in Unruhe gewesen sein — Himmelskörperbewegungen unerhörter Art und im Gefolge die Sintflut traten ein.

Aber noch müssen wir weiterfragen. Was heißt es: der Menschenstamm entließ immer mehr des Tierischen aus sich und ließ, wie wir annahmen, die höheren Tierformen aus sich erstehen? Was kann man sich naturhistorisch unter einer solchen Schaffung von Typen vorstellen, die, erst einmal selbständig geworden, sich innerhalb ihres eigenen Evolutionsfeldes entfalteten und kürzere oder längere Zeiten hindurch Gattungen und Arten bildeten?

Nach der bisherigen Deszendenzlehre ist es schwierig, wenn nicht unmöglich, zu verstehen, daß neue Typen wie aus dem Ungefähr aufgetreten sein sollten, statt formal Schritt um Schritt sich in Reihen, äußerlich sichtbar, auseinander herauszulösen. Die mechanistisch unbiologische Erklärung der lebenden Formen meinte, durch Häufung kleinster zufälliger Varianten müsse schließlich Art um Art entstanden sein. Aber die „Art" im tieferen Sinn — identisch mit „Gattung" — ist kein Aggregat, sondern ein von innen heraus bestimmtes Lebens- und Gestaltungsprinzip, eine Potenz, nicht eine begriffliche Abstraktion. Soll aber eine solche entelechisch-neuartige Typenbildung angenommen werden, so besteht noch die theoretische Schwierigkeit, sich einen Weg vorzustellen, auf dem anders als durch allmähliche Formenreihen von Generation zu Generation diese Umbildung sich vollziehen könnte. Es gibt aber gewisse, scheinbar fernerliegende Tatsachen aus dem Menschenleben, die vielleicht erkenntnistheoretisch einstweilen einen Weg andeuten, dem Problem des unvermittelten Auftretens neuer Typen und der Abspaltung aus dem noch naturverbundeneren Menschenstamm etwas näher zu kommen. Wir erkannten, daß alles Dasein, also auch die organische Natur, ein Physisches und Metaphysisches in Einem, also Leib und Seele in Einem ist. Wir überzeugten uns weiter, daß die Hellsichtigkeit

und die Fernwirkung heutiger Menschen oder bekannter geschichtlicher Zeiten mit Einschluß der Natur- und Diluvialmenschen wohl nur ein schwacher Rest sein müsse von einer ehemaligen Naturverbundenheit in früheren Zeitaltern, wo diese Kräfte und Gestaltungsfähigkeiten eine so große Rolle spielten, daß daraus die Sagen entstanden vom zeitlichen und räumlichen Fernsehen und Fernwirken, magischem Geschehen, Umwandeln der äußeren Natur von innen her und unter Umständen, die alles Spätere hinter sich zurücklassen. Wir können uns somit denken, daß die schwachen heutigen Kräfte und Erscheinungen der Telekinese und Teleplastie — jetzt nicht mehr zum Aberglauben, sondern zu den wissenschaftlich festgestellten und kritisch beobachteten Erscheinungen aus dem Grenzgebiet des Körper- und Seelenlebens gehörend — gleichfalls nur dürftige Überbleibsel sind einer dem individualisierten Wachintellekt unterlegenen, ehemals viel gewaltigeren nachhaltigeren überindividuellen natursomnambulen Gestaltungskraft der Gattungsseele. So konnten und mußten aus ihr — geradezu als physiologische Emanation des noch tierische Gestaltungspotenzen in sich enthaltenden umfassenderen menschlichen Stammes — auf einem nicht grob physischen Weg Gestaltungen in der organischen Natur entquellen, welche die psychophysischen Urformen der dann erst in die äußere Sichtbarkeit tretenden neuen tierischen Formenkreise wurden. Es gäbe somit einen Evolutionsprozeß von innen heraus, der das Erscheinen tierischer Grundformen wie aus dem Ungefähr, also wie durch Neuschöpfung erklären könnte, wenn erst einmal diese Dinge tiefer erforscht sein werden als es bis jetzt gelungen ist.

Ist es im Grunde etwas anderes, wenn die Sage erzählt, daß Gott bei der Schöpfung die Tiere zum Menschen brachte, daß er ihnen ihren „Namen" gäbe? Im Hebräischen sowohl, wie im Griechischen bedeutet das Onoma ohnehin nicht so sehr die äußere Nennung, sondern doch gerade das mit dem Namen nur äußerlich bezeichnete Wesen, das hinter dem Individuum lebt, aus dem es Leben und Odem empfängt, in dem es „west". Gab also der Mensch den Tieren ihr Onoma — was soll das anderes sein als die Erkenntnis, daß sie aus ihm ihr Wesen haben[137])? So war der Mensch von je der Grundgedanke der lebenden Schöpfung, wie die ganze Welt aus dem Logos kommt, der doch auch nicht nur der

„Gedanke", auch nicht einmal nur die platonische Idee, sondern das innere lebendige Sein ist, aus dem die Welt sich darstellt, von dem sie ihr Dasein und Wesen hat.

In solcher Rückwärtsverfolgung und sinnentsprechenden Erweiterung der jetzt nur noch schwach bemerkbaren psychophysischen und medialen Kräfte in den erdgeschichtlichen Urzustand des noch mit dem Tierischen gefüllten Menschenstammes liegt nicht nur die theoretische, sondern auch die naturhistorisch dereinst wohl vollziehbare Verknüpfung der seit alter Zeit die Menschheit beschäftigenden okkulten Phänomene und Kräfte mit den Erkenntnissen der Abstammungslehre und den Ergebnissen der Paläontologie und der Erdgeschichte. Denn hier mag auch die Quelle sein, aus der sich auch noch andere Einwirkungen, auf die anorganische Natur vielleicht einmal verstehen lassen, also etwa die nach der Sage das moralische Wesen des Menschen widerspiegelnden Wandlungen und Katastrophen.

Wir kommen auf solche Weise noch zu einem Gedanken, den man allerdings nur aus den vorausgehenden Darlegungen verstehen kann und nur, wenn man Sinn hat für das ungegenständliche, unräumliche, also metaphysische Auffassen von Potenzen, deren physische Verwirklichung oder Nichtverwirklichung kein integrierendes Moment ihres Bestandes ist; also für eine Wesenhaftigkeit, die eben in einer anderen als der nur grob physischen Sphäre wirklich ist und wirklich bleibt, auch wenn sie nie in die physische Erscheinung tritt.

Viel Allegorisches ist schon an die Arche des Noah geknüpft worden; einiges wurde im Verlauf der früheren Darlegungen gelegentlich gestreift. Sie ist ein Wirklichkeitssymbol für einen evolutionistischen Zustand des noachitischen Menschen. Wir vermuteten, daß der Menschenstamm mehr und mehr das apollisch lichte, undämonische, naturfreiere geistige Wesen hervorbrachte, indem er das ursprünglich in seinem Stamm mit beschlossene Tierhafte aus sich entließ, womit dieses in eigenen, von ihm stammesgeschichtlich abgezweigten Wesen und Gestalten sich physisch darstellte. So könnte der noachitische, die Sintflut überdauernde Menschenstamm, weil er damals noch den größeren Teil der späteren, tertiärzeitlichen Säugetiertypen enthielt, diese über die Sintflutkatastrophe dadurch gewissermaßen hinübergerettet haben,

daß sie eben in seinem Stamm potentiell, also physisch unverwirklicht, als Urbilder der Gattungen, als Ideen im Platonschen Sinn noch beschlossen lagen. Wenn daher die stammesgeschichtliche Evolution, welche zu den tierischen Abspaltungen führen mußte, während der Sintflutzeit unterbunden war, und erst später nach Wiederherstellung entsprechender Umweltsbedingungen ihren natürlichen Fortgang nahm, so wären die Tierarten in diesem Sinne mit Noah während der Sintflutzeit in einem Gehäuse, in der Arche eingeschlossen gewesen, er hätte sie bei sich gehabt und hinübergerettet, von jedem Typus das Paar, wie es sinngemäß in der Überlieferung heißt. Erst nach Ablauf der Sintflut und Wiederöffnung des „Gehäuses" wäre dann die Evolution der Säugetierwelt aus dem sie noch mitenthaltenden noachitischen Menschenstamm und ihre Ausbreitung über neue Lebensräume vor sich gegangen. Da, wie wir annahmen, der Mensch im selben Maß, vollendeter wurde, wie Tierisches aus seiner Stammbahn abspaltete, so entspräche dem auch die damalige nachsintflutliche Entstehung neuer Menschenstämme aus dem noachitischen Urvater, die im Alten Testament als Sem, Ham und Japhet gekennzeichnet sind. Das wäre die physisch-metaphysische Deutung der Arche des Noah.

Wenn also die Arche der symbolisierte Zustand des noch bedeutende tierische Evolutionen in sich bergenden noachitischen Menschen war, so kann man aus diesem Gedanken auch noch eine weitere Möglichkeit ableiten, durch die uns andere, sich hartnäckig haltende und als leere Phantasien verschrieene Sagen von fabelhaften Tierwesen erklärbar werden, ohne daß solche Tiere jemals in der physischen Natur vorhanden waren oder fossil gefunden wurden. Ich denke da besonders an das rätselhafte Einhorn. Es ist das vielleicht eine Tiergestalt, die im noachitischen Urstamm potentiell miterisierte, jedoch aus irgend welchen inneren oder äußeren Gründen sich stammesgeschichtlich im physischen Dasein nicht verwirklichen konnte. Daher die Unmöglichkeit, eine übereinstimmende Darstellung und Überlieferung der Einhorngestalt zu finden, ganz im Gegensatz zu dem überlieferten festen Bild des Drachen- und Lindwurmtypus. Man versteht bei einer solchen metaphysischen Betrachtungsweise auch, daß die physisch unverwirklichte, wohl aber im Urstamm latent vorhandene Gestalt

eines solchen Tierwesens dem noch stark hellsichtigen noachitischen Tertiärzeitmenschen visionär vorschwebte, und zwar, da er nicht mehr die Dämonie der älteren Menschenrassen in sich trug, wie ein bedrohlicher Traum, eine Schreckgestalt, vor der sich sein Wesen fürchtete, die es verneinte, indem es sie erfühlte und erschaute, weil seine Natur sie von sich abstoßen wollte. Das soll nicht individuell verstanden werden, sondern gattungshaft-metaphysisch, jedoch gewiß nicht unwirklich. Es war die ins physische Dasein drängende gestaltende Formseele, die Gattungsseele jener noch im Menschenstamm mit beschlossen liegenden Tierart, die sich dem noch natursichtig begabten noachitischen Menschenwesen innerlich unmittelbar kundtat, indem sie aus dem unbewußt-naturhaften latenten Dasein über seine Bewußtseinsschwelle trat, ihm daher innerlich zu Gesicht kam; gewissermaßen visionär als Idee, noch nicht als physisch objektiv verwirklichtes Wesen, aber in das physische Dasein drängend, das sich aus irgend welchen äußeren oder inneren Gründen für sie nicht gestaltete. So kam eine natursichtige Sage, fast ein Schreckensmythus zustande, den spätere Menschen übernahmen und der sich, wie die Drachen- und Lindwurmsagen, bis in die Zeit des fast tierbefreiten nacheiszeitlichen Kulturmenschen erhalten hat.

So wird auch eine Fassung der Einhornsage verständlicher, die aus dem Polnischen überliefert ist: Als Noah je ein Paar aller Tiere in die Arche ließ, nahm er auch das Einhorn auf. Doch dieses stieß andere Tiere, und Noah warf es ohne Bedenken ins Wasser; schließlich mußte es ertrinken. Eine jüdische Sage, die in rabbinischen Mythen überliefert ist, erzählt ebenfalls, daß das Einhorn zwar begehrte, in die Arche aufgenommen zu werden, daß dies Noah aber nicht vermochte. Er zerlegte es und band das Horn außerhalb des Kastens an, die Nasenlöcher aber innerhalb. Doch geht das Einhorn nicht zugrunde, sondern David findet es später in der Wüste[138]).

Wenn wir daher Noah als jenes Stadium der Menschenentwicklung nehmen, aus dem sich das spätmesozoisch tertiärzeitliche Säugetier mit seinen vielen Spezialstämmen bis herauf zur Abspaltung des Affenmenschen abzweigte, während gleichzeitig der Mensch, immer reiner zum apollischen Typus sich aufschwingend, in der physischen Natur sich ausprägte; und wenn ursprünglich noch in

der „Arche" die vielen späteren Säugetiergattungen mit enthalten waren; und wenn das Einhorn ein aus irgend welchen Gründen nicht sichtbar verwirklichter Säugetierstamm blieb, der vom noachitischen Menschen natursichtig in seinem eigenen Innern erschaut war — so wird man solche Zusammenhänge, falls man ihnen nachgehen will, gewiß niemals an ein individuelles Wesen knüpfen, sondern wird stets an das Gattungsmäßige denken, das sich aus dem natürlich somnambulen Allgemeinbewußtsein des Menschenstammes zu einer ganz unbewußt vollzogenen Sagenbildung niederschlug und erst danach den intellektuell Reiferen zum Bewußtsein kam und bei ihnen zur Dichtung wurde; vergleichbar etwa der unbewußt-generellen Entstehung von Leidenschaften oder Instinkten bei Tiergattungen oder Völkerstämmen und ihrem späteren Bewußtwerden.

Die hiermit versuchte Zurechtlegung sonst undeutbarer Sagenkerne, die man naturhistorisch nicht recht fassen kann, ist die äußerste Spitze, bis zu der unser Versuch von innen her vorerst gelangen kann und bildet zugleich ein wesentliches Glied in der Kette der übrigen, metaphysisch orientierten Betrachtungen über die mit der menschlichen eng verbundene Evolution der höheren Tiere. Diese haben mit dem Menschen grundlegend gleiche Körperanlage, und er unterscheidet sich dadurch mit ihnen zusammen anatomisch von der ganzen übrigen niederen Tier- und Pflanzenwelt, zu denen einwandfreie körperliche Übergänge in vorweltlicher Zeit, soweit wir es aus fossilen Urkunden entnehmen können, nicht erkannt sind. Der Mensch steht nun diesen höheren Tieren, die man mit ihm zu dem Stamm der Wirbeltiere vereinigt, wie eine primitive, umfassende Urform gegenüber — mit Ausnahme seiner Gehirnentwicklung und seines geistigen Wesens. Nicht, als ob man Ansätze zu beidem nicht in der höheren Tierwelt fände; sie sind gewiß und offenkundig da. Aber sie sind nicht das Entwicklungsziel und nicht so da, daß sich das Menschliche daraus ableiten ließe; wohl aber umgekehrt. Denn während alle Wirbeltiere ausnahmslos, sowohl die fossilen urweltlichen, wie die jetzt lebenden, einseitig spezialisiert und daher formal aus der einfachen Menschenform ableitbar sind, ist umgekehrt der Mensch eben wegen ihrer Spezialisation aus ihnen nicht ableitbar. Das höhere Tier, das Wirbeltier, ist somit in allen seinen Gestalten der

Abkömmling des Menschen, wenn man überhaupt an eine stammesgeschichtliche Entwicklung der organischen Welt glaubt. Nur mit der allgemeinen Fischgestalt läßt sich diese Theorie vielleicht nicht vereinigen. Sie könnte tatsächlich sowohl die Grundlage zum sichtbar physischen Urmenschenstamm wie zum Amphibienstamm paläozoischer Herkunft sein.

So kehren wir mit dieser Auffassung teilweise wieder zu einer alten Lehre zurück: daß der Mensch die Norm der höheren Tierwelt sei und sie in ihm wurzelte, er potentiell alles enthalte, was sie auseinandergelegt zeige. Die alte Lehre, etwas hatte sie nicht, was ihr jetzt zukommt: die Vorstellung einer wirklichen naturhaften Abstammung der höheren Tiertypen aus dem umfassenden ursprünglichen Menschenstamm, als dessen Rest, aber auch als dessen enthülltes Wesen der Jetztweltmensch erscheint. Früher, in der alten Lehre, war diese Beziehung der Tierwelt auf den Menschen, wenn nicht allegorisch, so doch wohl formalistisch gemeint. Jetzt gründet sie in vergleichend-anatomischen und paläontologischen Tatsachen und Erwägungen und steht der allgemeinen Abstammungslehre trotz scheinbarer Gegensätzlichkeit umso weniger entgegen, als diese selbst, wie früher gezeigt (S. 95), im Grunde in allen wirklichen oder hypothetischen Urformen der höheren Tiere doch nur nach der Urform des Menschen selbst suchte und damit, teils ohne es zu bemerken, die höhere Tierwelt in den Stamm des Menschen hereinnahm, also tatsächlich aus ihm ableitete.

Die Quelle der Weltentstehungs- und Weltuntergangssagen

Was nun die Weltschöpfungsmythen, die Kosmogonien betrifft, so könnte man nach dem allem, was dargelegt wurde, mit Recht fragen, ob auch in ihnen, neben dem nur Symbolhaften, ein geschichtlicher, insbesondere naturgeschichtlicher Kern stecke? Und man könnte mit dieser Frage meine ganze übrige Theorie lächerlich machen, wenn man auf die Bejahung hin erwiderte, ob denn der Mensch schon bei Erschaffung des Weltalls und der Erde dabei gewesen sei? Wenn ich allerdings bei Bejahung der Frage den Standpunkt hätte, daß der Mensch physisch-zeitlich und räumlich bei der Erschaffung der Welt — oder sagen wir, um das Problem bestimmter zu packen, der Erde — zugegen gewesen sei, so wäre das zweifellos ganz absurd und lächerlich und würde mit Recht die ganze übrige Theorie in ein schiefes Licht bringen. Trotzdem glaube ich, an dem objektiv historischen Kern auch vieler, auf sehr alte Zeit zurückgehender Kosmogonien festhalten zu müssen, wenn auch selbstverständlich nicht in dem Sinn, daß der Mensch, dessen physischem Erscheinen als Wirbeltier allenfalls erst ein spätpaläozoisches Alter zuzuschreiben ist, als Menschengestalt zugegen war.

Ich verweise auf ein tiefsinniges Wort[139]) Schellings, das lautet: „Die Natur weiß nicht durch Wissenschaft, sondern durch ihr Wesen, oder auf magische Weise".

Unsere intellektuell-mechanistische Spätzeit kann sich nicht denken, daß Erkenntnis und echtes Wissen auf andere als sinnlich empirische Weise, also auf anderem als äußerem Weg erlangt werde. Sie hat im allgemeinen kein unmittelbar miterlebendes Verstehen mehr für jene Art des Zusammenhanges, der zwischen dem Begreifenden und dem Begriffenen, dem Schauenden und dem Geschauten besteht. Und doch ist auch in uns Spätzeitmenschen noch allerlei von jener Fähigkeit des Wissens auf innere, auf „magische" Weise vorhanden. Es braucht nur hingewiesen zu

werden auf die auch bis in unsere Zeit noch da und dort vorkommende, allerdings im Vergleich zu Früherem nur schwach hellseherische Fähigkeit mancher Menschen, wovon nicht nur die Literatur, sondern auch der Alltag mancherlei zu erzählen weiß. Ganz zu schweigen von der Sicherheit und unverbrüchlichen Gewißheit des Erkennens zwischen zwei Menschen, die im Tiefsten durch eine gemeinsame Idee, ein gemeinsames Schauen verbunden sind. Also ganz ist auch uns das Wesen jenes unmittelbaren Erkenntnisweges nicht verschlossen, wir haben vielleicht nur eine gewisse Angst davor, weil unser Intellekt ihm nicht folgen kann, und freuen uns geradezu, wenn wir das gelegentlich in seinem Gewand Auftretende als Schwindel oder Aberglauben und Einbildung entlarven dürfen. Denn wir sind ja so wissenschaftlich geworden und haben auch eine wissenschaftliche Weltanschauung, die allerdings zum Verstehen der tieferen Zusammenhänge des Daseins sehr brauchbar wäre, wenn nur das Dasein ein ausschließlich bewußt empirisches wäre.

Jener innere, oder wie ihn Schelling nennt, magische Erkenntnisweg ist aber die sicherere Erkenntnisform älterer Zeiten gewesen. Je mehr natursichtiges oder bloß hellsichtiges Leben und Vermögen in einem Menschenwesen steckt, sei es bewußt oder unbewußt, umso mehr ist ihm dieser unmittelbarere Erkenntnisweg offen, der schließlich einem natürlich-somnambulen, also nicht einem künstlich herbeigerufenen und gewollten Zustand gleichkommen kann. Schopenhauer nennt einmal, wie schon erwähnt, die Bienen natürliche Somnambulen, um daran das Wesen ihrer so eminent instinktiven, auch aus der individuellen Entfernung her noch einheitlichen Handlungsweise und Zusammenarbeit darzutun; sie erschauen eben ein Gemeinsames und sind darum eine Einheit bei aller individuellen Vielzahl, so daß jedes in jedem Augenblick „weiß", was es im Dienst des Ganzen zu tun und zu lassen hat. Kann es doch auch beim Menschen so gehen.

Dieser innere Zusammenhang braucht nicht nur zwischen Personen, er kann auch zwischen Personen und Gegenständen bestehen; man nennt es Psychoskopie[140]). Bekannt sind die Berichte von Personen, welche von einem ihnen nicht bekannten Gegenstand, etwa einem Kleidungsstück, gelegentlich über den, der es trug, Angaben zu machen wissen. Es gelingt ja neuerdings anscheinend allmählich,

ſolchen höchſt bedeutſamen Problemen durch kritiſch überwachte und durchgearbeitete Verſuche wieder näher zu kommen; und es iſt immerhin ſehr gut möglich, daß ſich uns hier in nicht allzu ferner Zeit eine neue, durchaus empiriſche Methode auch für die Erforſchung der Vorwelt und der Menſchheitsgeſchichte erſchließt. Ich habe einmal vor Jahren irgendwo, ohne die Quelle wiederfinden zu können, eine Schilderung einer Eiszeitlandſchaft mit einer Mammutherde geleſen, die aus einer Zeit ſtammen ſoll, da man wiſſenſchaftlich noch nichts von einer Eiszeit wußte und die meines Erinnerns auf eine belgiſche Frau zurückging, der man im ſomnambulen Zuſtand einen foſſilen Mammutzahn gegeben hatte, weil man wiſſen wollte, was das für ein Ding ſei. Wenn ich auch über den Grad der Glaubwürdigkeit der Geſchichte nicht ſtreiten will, ſo zeigt ſie doch angeſichts neuerer Erfahrungen in ihrem Umriß anſchaulich jene Art naturſichtigen Wiſſens, deſſen ſchwache Spuren in unſerem Kulturkreis noch leben.

Ein ſolches kann alſo nicht nur von Perſon zu Perſon, oder von Perſon zu Objekt ſtattfinden, ſondern auch zwiſchen Perſon und Objekt mit weiter zeitlicher Perſpektive in die Vergangenheit. Was wir aber allenfalls an ſolchen verhältnismäßig einfachen und harmloſen Hellſehereien heutigentags oder der eben verfloſſenen Jahrhunderte vor uns haben und was für den immer noch wiſſenſchaftlich oder unwiſſenſchaftlich aufgeklärten Zeitgenoſſen ſchon unverdaulicher Aberglaube iſt, das muß in noch viel höherem Grade, ja mit einer in unvorſtellbar ferne Zeiten und verborgene Zuſtände hineinreichenden Sicherheit in jenen Epochen, bei jenen Menſchen entwickelt geweſen ſein, die noch in einer ſo engen inneren Verknüpfung mit dem Weſen der Natur lebten, daß infolge dieſer Weſensgleichheit auch ein unmittelbares, ein naturſichtiges Schauen auf Dinge ſtattfinden konnte, welche vielleicht ſchon unendlich weit zurücklagen und welche einem empiriſch-intellektuellen Alltagsverſtehen ganz und gar unzugänglich bleiben oder allenfalls nur mittelbar von ihm erſchloſſen werden können, wenn Reſte oder Wirkungserſcheinungen davon noch vorliegen. So geht es uns ja gerade mit der Wiſſenſchaft von den vorweltlichen Zeitaltern mit ihren erdgeſchichtlichen und organiſch lebendigen Wandlungen. Ein unmittelbares, naturſichtiges Hineinſchauen fehlt uns natürlich ſo gut wie ganz; nur in äußerſt ge-

ringem Maße besitzt unser Intellekt noch soviel Intuition, daß er vom empirischen, logisch bewußten Schlußfolgern aus den physischen Objekten, also etwa aus Schichtungen, Gesteinen und Versteinerungen, zu einem in ganz beschränkten Grenzen sich haltenden, schwach hellsichtigen Schauen fortschreiten kann. Die Alten konnten das vielfach mehr als unser in dieser Hinsicht ganz steriles Zeitalter; und deshalb sind auch so alte Lehren wie die von Demokrit über die Atome, von Aristoteles über die Entelechien, von Platon über die Ideen auch ohne die äußeren empirischen Grundlagen, wie wir sie zu haben uns rühmen dürfen, so erstaunlich dauerhaft und in ihrem Kern und Wesen durch alle Jahrhunderte echt, brauchbar und befruchtend geblieben, während unser wissenschaftliches Kleid, trotz der genugsam gehäuften „Tatsachen", alle paar Jahrzehnte außen und innen veraltet.

So sind also die Erkenntnisse der Menschen im natursichtigen Weltalter, insbesondere wohl die der damals bewußtesten, also geistig entwickeltsten Menschen von einer für unseren Intellektualgeist unerfindlichen Tiefe und unverwüstlichen Echtheit und Wahrhaftigkeit gewesen, wovon unsere Schulweisheit kaum mehr etwas versteht. Im Guten wie im Bösen, im Lichten wie im Düsteren, im Moralischen wie im Physischen ist dieses natursichtige Schauen und Wissen umgegangen, und daraus quollen alle die in den ganz uralten Sagen und Überlieferungen mit soviel Wesensübereinstimmung zu findenden Grundlehren religiöser oder kosmogonischer Natur. Offenbar war es damals selbstverständlich und gar nicht anders möglich, als daß die über das unbedingt sichere naturhafte Sehen und Wissen am bewußtesten verfügenden und daher auch praktisch mit ungeheuerer Macht ausgerüsteteten Individuen als Könige, Priester und Richter in Einem die Volks- und Staatenlenker waren, denen die Anderen, die Masse der minder stark Begabten, sich fügte; nicht wie heute kraft der Bajonette oder des Geldes, sondern aus innerer, dem Wesen nach ebenso naturhell bestimmter Gewißheit und damit Anerkennung von deren Macht und Weisheit.

Was war es denn gerade in unserer eben verflossenen Zeit, was einem Mann wie Bismarck die ungeheuere Macht in die Hände gab, die fast aus dem Nichts geschaffen wurde, wenn nicht eben die intuitive, um nicht zu sagen naturhafte Sicherheit, womit er

instinktiv jede Lage in ihren realen Bedingungen, Zusammenhängen und Lösungsmöglichkeiten durchschaute. Bismarcks Wesen hat etwas durchaus Dämonisches, und ebenso instinktiv hat ihn das deutsche Volk, dies ahnend und fühlend, immer den Recken uralter Sagenkreise verglichen. Ein Schriftsteller weist neuerdings darauf hin, daß sein Wirken das einzige ist, dem das deutsche Volk sofort in Denkmälern die Gestalt des Roland — auch ein uraltes Reckenbild, wie etwa David in der jüdischen Volksseele; auch Dietrich von Bern spielt diese Rolle — und alsbald nur noch eine symbolische unpersönliche gegeben hat, indem es ihm nicht Denkmale im damals üblichen Briefbeschwererstil, sondern auf Wald- und Bergeshöhen ins Land hinaus weisende Bismarcktürme errichtete. Darin liegt offenkundig ein lebendiger Ausdruck des Gefühls für das Überpersönliche, Urbildhafte seiner Natur und seines Wirkens — er, von dem ein englischer Staatsmann gesagt haben soll, wir müssen ihn Alle gewähren lassen, denn er durchschaut alles, was wir beginnen. Das ist echte Fernbannung, wenn auch europäisch intellektualisiert. Dabei war aber vielleicht kein deutscher Genius ärmer an ewigen Ideen als Bismarck, die ihm fern lagen, für die er kein inneres Organ hatte. Wohl stand er im Dienst von Ideen, die sich durch ihn verwirklichten; aber kaum, daß er es wußte und ohne im gewöhnlichen Sinn des Wortes von ihnen erfüllt oder begeistert zu sein. Seine Größe war, von der sittlichen Willenskraft und Furchtlosigkeit abgesehen, sein reales, unmittelbar erfassendes Wissen. Darum war ihm das Wesen des Philosophen oder des Professors so unausstehlich, und darum sind auch seine „Lebenserinnerungen" als retrospektive, nicht mehr auf Werdendes, sondern auf historisch Erstarrtes gehende Gedanken von einer für die deutsche Literatur geradezu auffallend ideenlosen Leere bei allem historischen Wert, den sie haben mögen. Die deutsche Volksseele hat sich an ihnen nicht mehr zu entzünden und zu verinnerlichen vermocht. Nur wo er auf die Zukunft hinweist, tritt wieder das unheimlich sichere Wissen hervor: er sah die Früchte, die wir ernten würden; aber Ideen sind es nicht, die ihn dabei leiten.

Dieser Exkurs auf den Dämon Bismarck soll nur schwach vergleichsweise einen Begriff davon geben, worin das Wahrheitswissen und daher die Macht jener uralten, noch voll natursichtigen Magier und Weisen lag, die aber einen auf Jahrhunderttausende

sich erstreckenden Einfluß ausübten und ihn vielleicht auch noch einmal wieder bekommen werden, wenn die intellektualisierte Mechanei unserer Tage sich erschöpft und ihre Schuldigkeit getan haben wird. Es erinnert mich dieser Zusammenhang an ein Wort Friedrich Ratzels in der „Völkerkunde", das ich als junger Mensch las und das mich nicht mehr losgelassen hat und mich zum Teil in den hier vorgetragenen Gedanken festigte: die Übereinstimmung der Grundlehren aller Kosmogonien und Religionen der Völkerstämme und die Dauer und Zähigkeit, womit sie festgehalten wurden, dränge einem geradezu den Gedanken auf, daß große Lehrer und Weise die junge Menschheit geleitet und erzogen und ihr diese Lehren ins Herz gepflanzt haben.

Es ist im Vorstehenden genugsam klar geworden, wie wahrhaft lebensvoll und fruchtbar für weitere Erkenntnis ein solcher Gedanke sein muß, wenn man sich nur einmal über die Möglichkeit einer ganz andersartigen urweltlichen Verfassung des Menschenwesens im Gegensatz zu der spätzeitlichen, vorwiegend intellektuellen klar geworden ist. So kommen wir nun, voll vorbereitet, wieder zu der, wie wir sagten, lächerlichen Frage zurück, ob auch den uralten Kosmogonien Wirklichkeitswert, d. h. objektive, naturhistorische Wahrheit innewohnt, zumal der Mensch selbst bei der Erdentstehung gewiß nicht „dabei war". Dort, wo das natursichtige Schauen voll entwickelt ist, erkennt die Natur sich selbst im Menschen als ihrem Organ und Abbild. Der Mensch steigt dort in die Tiefen zu den Müttern, wo er die Urbilder der Gestaltung in Sich wiederfindet, wo sie, losgelöst vom Räumlich-Zeitlichen des Intellekts, seinem Schauen unverändert sichtbar bleiben und dieselbe Wahrheit haben wie am ersten Tag. Ich glaube daher, daß auch die kosmogonischen Hauptsagen, soweit sie wesenhaft übereinstimmen, naturgeschichtliche Wahrheit bergen, und insofern ist auch jene alte chinesische Überlieferung nicht ganz so töricht, wie ein moderner kosmogonischer Forscher meint[141]), wenn sie sagen, daß Einer der Ihren bei der Erschaffung der Welt dabei gewesen sei; oder wenn wir in der griechischen Mythologie hören, daß die Ahnherrn mit den Göttern zu Rate gesessen.

Auf solchem Weg mag es auch sein, daß die urältesten naturmagischen Urzustände der Menschheit, etwa der individuell unbewußte, also durch und durch natursomnambule Kampf gegen

die Natur der Drachen- und Schlangenbrut rückschauend hellsichtig in das schon entwickeltere Intellektualbewußtsein herübergebracht und nun zu den frühesten verständlichen Kernen ältester Mythen und Sagen und Heldengestalten verarbeitet wurde, welche seitdem die Grundlage der ganzen Sagenwelt aller späteren Menschheitsgeschichten geblieben, wenn auch von Epoche zu Epoche, von Rasse zu Rasse immer wieder anders verarbeitet, an anderes Eigenerleben angeknüpft und schließlich bis zur Verflachung mißverstanden und entstellt worden sind. So waren natürliche, urzeitliche Zusammenhänge und Geschehnisse ermittelt worden, indem die in große Zeitferne rückwärts dringende Seele Vergangenes aus dem überindividuellen Welt- oder Gattungsgedächtnis wieder erschloß — dem Wesen nach nicht anders als es das noch schwach hellsichtige Können unserer Tage an Gegenständen zu betätigen vermag.

Ein solches inneres Erkennen natürlicher, wenn auch verflossener Zusammenhänge — in alter Zeit und von natursichtigen Menschenwesen auch mit gewaltigerer Seelenkraft und in größerem räumlichen und zeitlichen Umfang ausgeübt — ist ebenso auch die Quelle der echten Astrologie gewesen, die nicht minder entartet und geschwächt, uns aus den babylonischen Tagen bloß noch wie ein flacher Zauber entgegentritt. Sagt doch auch Ptolemäus in seinem Werk über Astrologie: was sich aus der Natur der Dinge herauslesen läßt, entspringt aus der Betrachtung verwandter Bildungen und Stellungen. Diese innere Gemeinsamkeit oder besser gesagt: diese Homologie der Dinge, welche erlaubt, aus dem Dasein und der Wesenhaftigkeit und dem Verhalten des einen auf eben dasselbe beim anderen zu schließen, oder daran hellsichtig sich führen zu lassen, wem es möglich ist: das ist der Schlüssel für alle über die unmittelbare, grob sinnliche Empirik hinausgehende, aber darum doch wahrlich nicht weniger fest gegründete Erfahrung. Konnte doch auch ein Geist wie Fechner diesen Weg einschlagen, um zu Erkenntnissen zu gelangen, die natürlich nicht so daliegen, wie die groben Pflastersteine auf der offenen Straße naiv realistischer Wissenschaft.

So kann und wird es wohl auch sein, daß uralte Überlieferungen gar nicht immer aus der Zeit ihrer Geschehnisse, sondern nachträglich auf jenem Weg der Innenschau, der Versenkung, von späteren

Geistern neu gewonnen und dann allerdings nach ihrem Verstehen gestaltet wurden. Es brauchte also etwa die Sintflutsage weder schriftlich, noch mündlich überall, wo sie später auftaucht, überliefert worden zu sein und könnte dennoch objektiv richtig auf natursichtigem Weg von späteren Sehern erst aufgezeichnet worden sein, ebenso wie die Entstehung der Erde selbst und des Menschengeschlechts. Solche Sagen und Erkenntnisse mit natursichtiger Ermittelung des physisch-metaphysischen Tatsachenbestandes werden daher naturhistorische Wahrheit liefern können, mit einer anderen Empirie als der unseren erkundet, obwohl ihre Aufzeichner und Erforscher bei den Ereignissen gewiß nicht „dabei gewesen" waren; ebensowenig übrigens, wie wir Naturforscher, die wir auch aus Indizien und mit einer starken, der „Phantasie" gewiß nicht zu entraten vermögenden Einfühlung die Zustände der Vorwelt erforschen. Wenn wir heute dem wissenschaftlich unentwickelten gewöhnlichen Mann von unseren vorweltgeschichtlichen Forschungen erzählen, so muten ihn diese gewiß nicht weniger mythisch an als uns wissenschaftlich Ausgerüstete die hellsichtig oder natursichtig errungenen Wissenskomplexe urältester Seher.

In dieser Hinsicht ist ein Erlebnis eines in der fachmännischen Welt angesehenen Geologen der ehemaligen Burenstaaten in Südafrika lehrreich, das mir persönlich verbürgt ist, und das zu erzählen hier gestattet sei, weil es überaus sinnig den Seelenzustand beleuchtet, aus dem heraus wir, auf die äußere Verstandesbetätigung allein eingestellten Neuzeitmenschen so hochmütig auf die gleichfalls das Wirkliche wissenden alten Mythen herabsehen. Jener Geologe traf einmal auf seinen einsamen Expeditionen in den Bergen von Natal mit zwei Buren zusammen, die ebenso mit ihren Maultieren das Land durchquerten. Sie machten zusammen Lager und alsbald wurde er gefragt, was er so einsam in dem Lande treibe, wo doch für ihn nichts zu suchen sei; er schien ihnen mindestens eigentümlich, wenn nicht sonstwie verdächtig. Bei dem gemeinsam bereiteten und verzehrten Mahl begann er, ihnen zu erzählen, was er treibe, wie er forsche; er erzählte ihnen zwei lange Stunden davon, wie die Berge da geworden, wie es in früheren, vorweltlichen Zeiten da ausgesehen habe, wie das Erz in die Berge gekommen sei und allerlei mehr. Die Bauern hörten stumm und aufmerksam zu. Nachdem er endlich

ſein Berichten langſam ausklingen ließ und ſie noch nachdenklich waren, ſtieß der eine Bur den anderen an: „Du — der Herr erzählt, als ob er dabei geweſen ſei, wie der Herrgott die Welt erſchaffen hat!“ Sind wir Wiſſenſchaftler nicht ebenſolche Buren, wenn wir uns von den Mythen etwas erzählen laſſen?

Ich glaube daher, daß die auf naturſichtigem Weg und mit anderen als unſeren Verſtandesmitteln erworbenen Kenntniſſe vorzeitlicher Seher uns Wahrheit überliefern, obwohl ihre Aufzeichner bei den Ereigniſſen in Perſon gewiß nicht dabei geweſen waren. Sie ſtiegen ins Totenreich und erfuhren dort, was ſie ſuchten; wie es in der altägyptiſchen Lehre[142]) heißt: Sie „haben den Tag verbracht unter den Großen“; ſie „vollzogen das Öffnen des Geſichtes .. und der Kreis der Finſternis war geöffnet“. Das iſt der Sinn von Odyſſeus' Beſuch in der Unterwelt beim Seher Kalchas; das der Sinn der Fahrt des Gilgameſch zu ſeinem Ahn Utnapiſchtim, der ihm die Geſchichte aus den Tagen der Sintflut erzählt; das auch der Sinn des Hinabſtiegs Fauſtens zu den Müttern. Aus dieſer Innenſchau mögen zurückliegende Erkenntniſſe gewonnen worden ſein auf dem Weg einer Selbſtbeſpiegelung des Naturweſens im Menſchen, wo es eben zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gelangt. Ohnehin, wenn die Natur in ſich eines Weſens iſt, was ja auch die philoſophiſche Überzeugung unſerer Wiſſenſchaft iſt, und wenn die Menſchennatur in der allgemein organiſchen Natur wurzelt, ja potentiell und weſenhaft ſie mit enthält, ſo kann der Menſchengeiſt wohl durch in ſich gekehrte Betrachtung auch die Herkunft, die Entwicklung der organiſchen Natur auf dem Erdſtern naturſichtig oder hellſichtig erkannt haben und dann zu beſtimmten, auch für unſer wiſſenſchaftliches Kalkulieren durchaus nicht unwahrſcheinlichen Ergebniſſen gekommen ſein, wie dem, daß „aus dem Waſſer allein am Anfang der Schöpfung das Lob des Herrn erſcholl“, daß zuerſt auf dem Erdkörper eine Panthalaſſa war, und daß erſt ſpäter die Kontinente auftauchten, die vom Waſſer her durch Tier und Pflanze beſiedelt wurden[143]). Der Geologe und Paläontologe hat hiergegen nichts Weſentliches einzuwenden, wenn er ſich auch begreiflicherweiſe innerhalb des Rahmens ſeiner Wiſſenſchaft von ſolchen, für ihn allerdings nicht von Naturſichtigkeit getragenen, daher rein ſpekulativen Poſtulaten fernhält, die aber ein naturſichtiger Sinn ſchon lange erſchaut haben mag.

Auch in der schon einigemale erwähnten aztekischen Mayahandschrift vermute ich die Überlieferung von Mythen, die sich auf erd- und menschheitsgeschichtliche Zustände und Vorgänge beziehen, ohne daß damit behauptet werden soll, daß die Aufzeichnung der Handschrift selbst irgendwie von Sehern im eben charakterisierten Sinn geschrieben wäre. Indessen scheint hier doch eine wohl uralte derartige Überlieferung aufgezeichnet, die sogar bildhaft an mancherlei erinnert, was auch das Gilgameschepos, dem ich ursprungshaft denselben natursichtigen Charakter zuschreibe, enthält. Insbesondere die in Fig. 13a (S. 88) wiedergegebene Figur, welche in eine Reihe mit den beiden anderen auch im Original gehört, macht gerade den Eindruck, als ob sie die Innenschau dämonisch-naturhistorischer Dinge versinnbildlichen sollte. Das Menschenwesen göttlich lichter Natur erlebt natursichtig visionär seine uralte Schlangennatur, die ja ehedem zur Vertreibung aus dem Paradies führte. Oder es sind Andeutungen der Stadien des körperlichen Menschenwerdens, das dem Seher offenbar wird: aus dem ursprünglich ans Wasser noch gebundenen Urzustand, symbolisiert durch den Fisch, wurde später der des zunächst amphibischen Landtieres, das also sinnbildlich den Fisch verschlingt. All' solches nur natursichtig erschautes Wissen ist im Wesen des Menschen enthalten, weshalb es aus dem Kopf herausgehend dargestellt ist und nicht als Bildwirkung ihm gegenüber, außerhalb seines Körpers. Die Fahrt des vollendeten mit dem dämonischen Menschen macht weiterhin den Eindruck, als ob da die Fahrt des Gilgamesch mit dem Schiffer Utnapischtims ins Totenreich beschrieben wäre, wo er sein Wissen über die Sintflut und die Vorfahren erlangt. Er erfährt dort, daß das alte dämonische Geschlecht mit der Sintflut zugrunde ging; denn das Bildfeld zeigt deutlich das Regnen vom Himmel; und später kommt ja die Ertrinkungsszene, wovon schon im Kapitel über die Datierung der Sintflut die Rede war (S. 178).

Ganz besonderes Interesse bietet unter der Voraussetzung natursichtiger uralter Wahrheitsermittlung auch die nordisch-germanische Weltentstehungssage. Am Anfang der Welt war weder Land noch See, noch Erde, noch Himmel; nur gähnende Kluft. Der wesenlose Urstoff verdichtete sich im Norden und Süden zu finsterem Nebel, zu Wasser und Eis und Feuer. Viele Jahre vor

Erschaffung der Erde war Niflheim entstanden; mitten darin liegt der kesselförmige, rauschende Brunnen Hwergelmir; aus ihm ergießen sich viele Flüsse. Es ward die Weltgegend Muspelheim, hell und heiß. Nun standen sich diese und die kalte Nebelgegend gegenüber — Feuer und Wasser als die Urelemente des Weltbaues. In den zwölf Flüssen, die kalte feuchte Luftschichten mit sich führen, entströmt das Wasser dem Brunnen, dem Urquell, und verdichtet sich zu Eis. Diese Flüsse waren weit von ihrem Ursprung fortgekommen, so daß die darin enthaltene Giftflüssigkeit, die bitterkalte Flut, zu Eis erstarrte, wie die Schlacken in der Esse. Dieses Eis blieb stehen und rückte nicht mehr vor. Es legte sich Reif darauf, das Naß der Giftflut erstarrte auch zu Reif, und Schicht um Schicht schob sich in den gähnenden Schlund hinein. Der Norden des Schlundes füllte sich mit dicken schweren Eis- und Reifmassen, die Sprühregen und Winde hervorbrachten. Der südliche Teil wurde lauer durch die Funken, welche aus Muspelheim hereinflogen; denn dort war es heiß und hell. Die heiße Luft erreichte den Reif, der zu tropfen begann, und es entstand ein Wesen, gestaltet wie ein Mensch — nicht der Mensch. Es war der gewaltig rauschende Riese Ymir, der Stammvater der Reifriesen. Nun entstanden die Riesen, die in den unwirtlichen Gegenden wohnen[144]).

Es ist diese Lehre wie eine vollständige Vorausnahme der glazialkosmogonischen Weltentstehungslehre, wie sie im Abschnitt über die kosmologische Erklärung der Sintflut eingehend steht. Wir staunen über die bis in die Einzelheiten dringende Gleichheit; so beispielsweise das Stehenbleiben des erstarrten Eisringes, als den wir mit der Glazialkosmogonie die weit vorausgeeilte und in den gähnenden Weltraum eingedrungene nebulare Milchstraße ansehen. Also nicht „das Gesamtbild der von Wasser, Nebel und Eis erfüllten Urwelt, deren Nacht von Süden her allmählich Licht und mildere Luft empfängt, ist deutlich genug der nordischen Natur entnommen", wie Golther meint; es ist vielmehr die Weltbildungstheorie selbst, wie wir sie uns mit neuen reifen wissenschaftlichen Gedankenmitteln nicht besser und klarer schaffen können. Hier müssen doch — einerlei, ob es frühe Sage oder späte Wissenschaft ist — große Wahrheiten zutage liegen, die eben darum zu allen Epochen der Menschheit dieselben waren, wenn auch mit

anderem Schauen und darum mit anderen Bildern dargestellt. Und so hat auch hier die Sonne nichts Neues gesehen.

Ein kosmogonisch-erdgeschichtliches Motiv, das uns überraschend in vielen Mythen entgegentritt, handelt vom Wachsen des Erdkörpers. Die ältere, von Kant übernommene wissenschaftliche Lehre glaubt ja, daß die Erde nach ihrer Verselbständigung als planetarische Masse und nach Auffaugung des sie umgebenden Stoffes als abgerundetes Sternindividuum seitdem um die Sonne kreise und, anfänglich glutflüssig, sich allmählich unter Abkühlung mit einer Gesteinskruste umgeben habe. Neuerdings wird eine Theorie erörtert, wonach die Körper unseres Sonnensystems nicht als Ganzes aus einem Ursonnenkörper abgeschleudert, sondern aus zusammenschießenden planetarischen Körpern aufgebaut worden seien. Beachten wir vollends die durch die schon dargelegte Glazialkosmogonie eröffneten Möglichkeiten eines noch späteren Zuwachses, den die Erde erfuhr, so gewinnt eine altiranische Sage Interesse von einem göttlichen Herrscher, unter dessen glücklicher Regierung die Bevölkerung der Erde so wuchs, daß diese ihren Umkreis erweitern mußte; zunächst um ein Drittel, darauf noch einmal um zwei Drittel und endlich noch einmal um ein Drittel.

Vielleicht liegt eine solche natursichtig-astronomische Erkenntnis vom Einfangen und Zusammenballen von Massen an gegebene Kraftzentren den vielen, im Wesen aber immer wieder dasselbe bietenden Sagen von der Erschaffung der Erde zugrunde, die alle darin übereinstimmen, daß zuerst kein „Land" da war, auf dem Menschen und Tiere hätten wohnen können. Da fuhr Gott, und meistens mit ihm der Teufel, auf dem weiten Weltenozean herum und ließ aus dem Grund eine Hand voll Erde heraufbringen. Denn wenn es auch nur ein paar Körner wären, so würde das doch genügen, daraus schließlich eine ganze Erde werden zu lassen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelingt es mit knapper Not, und nun beginnt „das Land" zu wachsen und sich zu vergrößern, so daß es für Mensch und Tier bewohnbar wird. Man braucht die Sage nur in die neuerdings eine größere Wahrscheinlichkeit gewinnende Planetesimaltheorie des Amerikaners Chamberlin zu übersetzen, derzufolge der Erdkörper aus Weltkörpern zusammenströmte, um eine gleichartige moderne Lehre zu haben[145]).

Bei den Algonkins, einem Indianerstamm im südlichen Ostkanada, lautet diese Sage etwa folgendermaßen: Alles war Wasser, ehe die Erde geschaffen wurde. Auf dieser großen Wasserfläche schwamm ein großes Holzfloß; darauf befanden sich alle verschiedenen Tierarten, die es auf der Erde gibt. Der große Hase, ihr Anführer, suchte nach einem festen Ort zum Landen, fand ihn aber nicht. Er ließ den Biber tauchen, um etwas Erde vom Grund des Wassers heraufzuholen; vergeblich. Auch die Fischotter kam vergeblich wieder herauf. Schließlich bot sich die Moschusratte an. Aber sie blieb sehr lange unten, bis sie wie tot heraufkam und auf das Floß gezogen werden mußte. Enttäuscht fanden schließlich die Tiere doch in der vierten Pfote ein kleines Sandkorn zwischen den Krallen. Der große Hase, der sich vorgenommen hatte, eine ungeheuer große Erde zu schaffen, nahm das Sandkorn und ließ es auf das Floß fallen. Da vergrößerte es sich. Davon nahm er wieder ein Teil und säte es aus. Dadurch wuchs die Erde mehr und mehr. Als sie so groß wie ein Berg war, wollte er um ihn herumgehen. Aber je mehr er ging, je mehr wuchs die Erde. Als sie ihm schon ganz groß erschien, befahl er dem Fuchs, sein Werk zu besichtigen und es noch zu vergrößern. Der Fuchs aber erkannte, daß sie geräumig genug sei und berichtete dem Hasen, die Erde könne alle Tiere fassen und erhalten. Da ging der große Hase selber noch um die Erde herum und fuhr fort, sie zu vergrößern. Darum sagen die Wilden, wenn sie es in den Bergen dröhnen hören, daß der große Hase die Welt vergrößere[146]).

Wie ist doch hier, wenn man die erweiterte astronomische Deutung wagt, so klar erzählt, daß die planetesimale erste Zusammenballung der Erde und ihre spätere Vergrößerung von außen durch Zuwachs um sie kreisender Körper zustande kam. Der ständig umlaufende Hase könnte ein planetoider Schwesterkörper gewesen sein, den die Urerde ansaugte und der sich allmählich mit der Erde unter Bebenwirkungen, wenn auch im ganzen unkatastrophal vereinigte — gerade so, wie es die Planetesimaltheorie oder teilweise auch die Hörbigersche Weltentstehungslehre uns darzustellen weiß. Das zeigt sich auch noch an einer Erweiterung derselben Sage, wonach der Fuchs eine Zeitlang um die Erde herumlief und sie erweiterte, aber müde wurde, worauf dann ein anderer, der Michapu, ihm die Arbeit abnahm. Es ist besonders wertvoll

für die Ausdeutung, daß die Algonkins ihrer Sage noch den Schluß anfügen, daß der große Hase die Welt vergrößere, wenn es in den Bergen dröhne; mußten doch große Erdbeben und vulkanische Paroxysmen sich vorbereiten und zum Austrag kommen, wenn solche Umkreisungen und Mengenvermehrungen des Erdkörpers vor sich gingen.

Man hat neuerdings, wie beiläufig schon einmal erwähnt wurde, auch eine von vielen Forschern im Prinzip anerkannte, von anderen noch bekämpfte Theorie, wonach kontinentale Flächen, auf der tieferen plastisch-magmatischen Erdzone ruhend, sich langsam über dieselbe verschieben können. So soll Vorderindien an Asien herangerückt sein. Wenn solche zusammenschiebenden Bewegungen einzelner kontinentaler Krustenteile vielleicht im Zusammenhang mit Polverlagerungen innerhalb eines die Lebensdauer eines Urvolkes nicht übersteigenden erdgeschichtlichen Zeitraumes vor sich gingen, so konnte folgende Sage über die Verkleinerung, statt über die Vergrößerung der Erde entstehen, wie sie aus Bulgarien überliefert ist und die lautet: Als die Erde geschaffen war, paßte sie nicht unter das Himmelsgewölbe. Wo sollte man nun eine so große Scheibe lassen? Da kam der Igel und fragte, was es gäbe. Man müsse die Scheibe etwas zusammendrücken, dann werde es schon gehen. Da drückte Gott die Scheibe zusammen und jetzt ließ sie sich ganz leicht unter den Himmel rücken. Es entstanden aber beim Zusammendrücken hier und da Falten; das sind die jetzigen Berge und Täler[147]). Soweit die Sage. Es ist naturhistorisch besonders bezeichnend, daß man die Bildung alpiner Gebirge mit Sicherheit auf einen faltigen Zusammenschub von Krustenteilen der Erde zurückführt, wobei Horizontalverschiebungen von kontinentalem Ausmaß stattgefunden haben müssen, weil man bei Wiederausglättung der Gebirgsfalten die ehemalige Breite der von ihrem Material eingenommenen Erdfläche auf viele Hunderte von Kilometern rechnerisch dartun kann.

Jene Hellsichtigkeit in bezug auf sehr frühmenschliche oder sogar vormenschliche Welt- und Erdzustände, wie wir sie hier für die Quelle von Kosmogonien annehmen, mag nun ebenso auch für künftige Ereignisse und Entwicklungen gelten. So wäre es im selben Sinne denkbar, daß Weltuntergangsmythen zustandekommen konnten, wie sie uns die nordische Götterdämmerung

oder die orientalische Apokalypse des Johannes bieten, die im Wesen ihres Inhaltes wohl identisch sind und gleichfalls in hellsichtiger Geistesverfassung gründen dürften. Schlechthin astronomisches Wissen und Berechnung können dem gewiß nicht zugrundeliegen; es wurzelt dieses alles eben in ursprünglicher Natursichtigkeit. Ich erinnere auch hier wieder an das oben gegebene Wort Schellings.

Es ist ungeheuer viel, was da im Lauf der Zeit, wenn erst einmal die Forschung ihr Augenmerk dem zuwendet und gründliche wissenschaftliche Methoden gefunden hat, aus den Mythen, insbesondere auch aus unseren nordisch-germanischen, herauszuholen ist. Mir stehen die Methoden gewiß nicht zur Verfügung; hier betätigt sich nur ein Vorausfühlen und es konnten nur skizzenhafte Proben gegeben, Versuche der Ausdeutung gemacht und die allgemeine Richtung gekennzeichnet werden. Die Völuspa und das Ragnarök sind Wissenskomplexe alter Seher, die ungeheuer viel enthalten[148]), was der Erschließung in dem hier verfolgten Sinne harrt. Nur auf einen prinzipiellen Punkt sei noch hingewiesen.

Erkennt man einmal an, daß bei der Entstehung mythischer Überlieferungen aus der Vergangenheit oder bei Vorausschauungen in die Zukunft Geistesanlagen, wie wir sie vorhin zu charakterisieren suchten, wirksam sind, so wird es auch nicht weiter mehr störend empfunden werden können, wenn etwa die Weltuntergangssagen sich inhaltlich vielfach widersprechen. Ein Weltuntergang durch Feuer, wie ihn die nordische Götterdämmerung gibt, oder einer durch Eis, wie er im Fimbulwinter der nordischen Mythologie daneben erscheint und die Vernichtung des Menschengeschlechts herbeiführt, scheinen ja an und für sich in ausschließendem Gegensatz zueinander zu stehen. Indessen ist zu bedenken, daß, ebenso wie das Sintflutereignis, auch eine andere kosmisch oder tellurisch bedingte Erdkatastrophe je nach Ursache und Art ihres Verlaufes in den verschiedenen Zonen ganz verschiedene Erscheinungen zeitigen muß. So wird etwa der Einfang eines kosmischen Körpers in den Tropen, abgesehen von Meeresfluten, auch besonders heftigen Meteoritenfall und damit womöglich verheerende Hitzewirkung mit sich bringen, vielleicht auch unmittelbar ein Sengen und Brennen wie der Wagen des Phaëthon. An anderen Stellen, wo die Erdrinde in starker Spannung zuvor

schon war, werden gewaltige Erdbeben und in Gebirgsgegenden Bergrutsche und Bergstürze von unerhörtem Ausmaß einsetzen; am Rand der Ozeane werden Länder in das Meer sinken; in spaltendurchzogenen labilen Erdkrustengebieten treten große vulkanische Paroxysmen ein, „das gebundene Raubtier" oder „der unterirdische Ochse" treten aus; auf lange Zeit wird durch die feinen und gröberen Aschen und die heftigen Gewitter, von denen der Himmel voll ist, die Sonne verdunkelt; Sonnenfinsternisse werden durch die die Erde umsausenden kosmischen Körper und Splitter für die verschiedensten Gegenden in rascher Folge immerfort geschaffen; „geschwänzte Sterne, böse Sterne, grelle und finstere Sterne" bedrohen die Erde und peinigen alles Leben auf ihr; in den polaren Regionen, bei uns also im Norden, aber auf der Südhalbkugel im Süden, wird durch die Luftabsaugung nach dem Äquator hin das Phänomen dauernder schneeiger Niederschläge, vielleicht einer Eisbedeckung, also des Fimbulwinters auftreten — und so werden alle die mythischen Seher recht behalten trotz der scheinbar widersprechendsten Ergebnisse ihrer Vorausschau, die eben verschieden sein muß, je nach der Weltgegend, auf die sie ihre natursichtigen Blicke richteten oder je nach dem Zeitpunkt, den sie ins Auge faßten. Man lese ein Werk, wie das „Ragnarök" von Axel Olrik, und man wird alle diese grundverschiedenen und doch vielleicht dasselbe bedeutenden Sagen beisammenfinden und ihre Widersprüche teilweise so lösen können.

Wie nun die Welt, die Menschheit als Ganzes, ihre Apokalypse, ihre Götterdämmerung, ihren prophezeiten Untergang hat, so wäre es möglich, daß auch für einzelne Völkerstämme oder Rassen solche zukunftssichtigen Prophezeiungen bestünden, gewonnen in sehr alter Zeit auf natursichtige Weise. Ich möchte für das Germanentum eine derartige, die Zukunft eröffnende Seelenspiegelung im Kern der Nibelungensage finden, wo das lichte deutsche Siegfriedwesen vom Hagen, dem zwar mannestreuen, aber doch eben dämonischen Geist des naturhaften Wirklichkeitssinnes gemordet wird, was zum Untergang des ganzen Nibelungenvolkes führt.

Seelenwanderung, Tod und Erlösung

Die geheimnisvolle Beziehung der Menschenseele zum Tierreich, wie sie der vorletzte Abschnitt kenntlich zu machen suchte, ist genugsam ausgedrückt in der alten vielverbreiteten, ursprünglich wohl von allen Völkern geteilten Vorstellung einer Seelenwanderung der Verstorbenen. Da kultivierte, in Wissenschaften bewanderte Völker, wie die Ägypter und die weisheitsvollen Inder, diese Lehre immer bewahrten, danach handelten und lebten und sie erst mit dem Aufkommen des naiv realistischen und rationalistischen Griechen- und Judentums verlorenging, so wird man auch hier gut daran tun, zu der Frage nicht den blutleeren Standpunkt des neuzeitlich Aufgeklärten unangreifbar einzunehmen, sondern eine ehrfürchtigere, das Problem in der Tiefe packende Lösung zu versuchen. Auch diese wird eine doppelte, eine physisch-metaphysische sein.

Ich erinnere an Fechner. Kein Naturgelehrter wußte so wie er das zu zeigen, was man das Wesen geistiger und seelischer Gemeinsamkeit nennen könnte. Versenke dich, sagt er etwa, in das Werk eines Philosophen, vergiß dich darin und schaue die Dinge um dich herum und die ewigen Ideen mit seinem Sinn. So wirst du teilhaben und leben in seinem Geist, in Gemeinschaft mit ihm. Ebenso trittst du auch in lebendige Gemeinschaft mit den großen Toten, wenn du ihre Gedanken lebendig fassest, ihre Lehre aus dem Herzen heraus lebst. Oder du liebst dein Kind tief und innig. Und alles, womit du es umgibst, deine ganze Sorge und Güte und gütige Strenge tilgt nicht das furchtbare Gefühl, daß ihr getrennt seid, zwei Wesen seid, und du weit weg bist von der Macht, es halten, schützen und gegen alles Elend feien zu können. Da stirbt das Kind. Und nun auf einmal erfährst du, wie innig du es hast, wie es in dir lebt und du in ihm, in ungehemmter, stets vollklingender Wechselwirkung, ungetrennt und mit dem Gefühl, daß sein Wesen in dir gesichert und gegen alles gefeit ist. Und trotz des ungeheueren Schmerzes lebt in dir der verklärte Friede.

Dies ist die lebendige Gemeinschaft der Geister. Wer sie nicht erlebt, weiß nichts davon trotz aller Worte. Wem diese Worte nur Worte sind, leere Vorstellungsbilder, wird dem Folgenden keinen Sinn abgewinnen können. Es ist ein anderes Wissen als das nach außen gerichtete und das von außen genährte. Bei jeder tiefen Wissenschaft muß man erleben, sonst bleiben nur Formeln, Worte, Definitionen übrig.

Eine solche geistige oder seelische Gemeinschaft geht auch der ein, der Gedanken denkt, Gefühlen sich hingibt und ein Wesen treibt mit der niederen Natur, die er dämonisch in sich findet. Es kann affenhafte Sinnlichkeit, katzenhafte Grausamkeit oder schlangenhafte Falschheit sein, um Extreme der Deutlichkeit halber zu nennen, die er verwirklicht. Dieses Wesen hat Teil an dem allgemeinen Naturwesen, das in jenen Wallungen sich ausdrückt, also auch jene schuf und ihnen dieselben Lebensgeister gab. Man nehme diese Ausdrücke so symbolisch als man will — es kann alles Symbolische letzthin immer nur einem Wesentlichen, also wieder Wirklichen und daher Wirksamen entsprechen. Und das Angedeutete ist wirklich und wirksam genug. Wenn aber dieses Wirkliche in Affen, Katzen und Schlangen lebt, sich darin Wirklichkeit verschafft, warum sollte es, wo es in einem menschlichen Individuum lebt und atmet und sich darin seine Wirklichkeit schafft, von dort nicht zurückstrahlen, zurückkehren und sich wiederfinden in der tierischen Natur, sich mit jenen anderen Daseinsformen eins fühlen, dem Individuum freilich unbewußt, und sich dort insbesondere nach dem Körpertod, nicht lebend weiterbetätigen, also wiederverkörpern? Wem das leere Worte sind, soll — ich wiederhole es — nichts davon lesen. Er darf es auch Unsinn nennen, aber bloß nicht Symbol; denn Symbole bedeuten ein Wirkliches, und ihm wäre es ja nicht wirklich.

Auf demselben wirklichen Sinn und Inhalt des Daseins beruht auch die Besessenheit niederer, dämonisch veranlagter Naturen. Und darauf auch deren Heilung durch den Sonnengott, den Gott des Lichtes, den Heiland. Das Licht-Geistige im Menschen überwindet auch diese niedere und fesselnde Naturhaftigkeit, von der jeder wohl das eine oder andere noch in sich spürt, und erlöst ihn vom niedrig Naturhaften.

Wenn nun, wie wir anzunehmen Grund hatten, in früheren

Zeitaltern die Menschennatur im allgemeinen weniger vom lichten Geist durchdrungen und dem dämonisch Naturhaften und wenig Individualisierten noch stärker und unmittelbarer hingegeben war, so waren wohl auch die Kanäle, welche die seelischen Regungen und Wallungen und Gestaltungen mit den Regionen des tier- und pflanzenhaft schaffenden Lebens verbanden, noch nicht so verengert oder gar verschlossen, sondern noch leicht passierbare Straßen. So flutete das Wesen hin und her — Menschenseele zu Tierseele und Tierseele zu Menschenseele; Seelenwanderung im Tod und Besessenheit im Leben, im guten wie im schlimmen Sinn.

Auch Der unter uns, dem es nicht zusagt, in solcher Vorstellungswelt als etwas Wirklichem zu denken und Wirkliches zu sehen, wird sich doch mit uns dahin verständigen können, daß die Entstehung von Individuen bei Tier und Mensch eine sie hervorbringende, lebendig wirksame Ursache hat, eine Unzahl vorausgehender, greifbar wirklicher Bedingungen. Schaffen nun diese Bedingungen, diese Ursachen äußerlich übereinstimmende körperliche Wesen, wie es die Individuen einer Art bei aller Variabilität nun einmal sind, so muß die Quelle jedes einzelnen eine sehr ähnliche oder übereinstimmende gewesen sein; also auch die Ursache, die zum gleichen seelischen und geistigen Habitus, zu Wesen gleicher Seelen- und Geistesart führt. Gleiche Seelenverfassung und gleicher Geist, wenn auch an verschiedene Körper gebunden und vielleicht Ausdruck dessen, was in der Körpernatur lebt und webt, bedeutet und ist aber nichts anderes als: gleichen Wesens sein. Wie nun dieses Wesen in verschiedenen Körpern Eines ist, so kehrt es auch als Dasselbe in neuen Körpern wieder, ganz real und wirklich; und so webt die Seele auch des Menschenindividuums, die in ihm selber zum Bewußtsein kam, als Wesen auch in anderen Körpern, neuen oder schon vorhandenen. Enthielt einmal die geistig unentwickelte und geistig noch undurchdrungene, noch nicht scharf und fest persönlich ausgeprägte menschliche Natur „wesentlich" mehr von der tierischen Natur, so schaffte sie, bei den ehedem ungefestigteren Grenzen zwischen beiden, leichter vom Einen in's Andere hinüber — und daher die alte, in Sagen und religiösen Vorstellungen geheiligte Überlieferung von der Seelenwanderung, die einmal wirklich, nur allzu wirklich war.

War? Nicht mehr ist? Es kann kein Zweifel sein, daß die

Entfaltung des zwischen Tier- und Menschenreich grenzfestigenden lichten Geistes in der Evolution und damit in der Bestimmung des Menschenwesens liegt. Auch wenn wir nicht in die vorher hier aufgetanen Fernen erdgeschichtlicher Vormenschheit blicken, sondern nur an den ideellen Aufstieg vom Steinzeitwesen zum Weisen des klassischen Altertums denken wollen, wird uns die zunehmende Herrschaft des Geistig-Lichten über das Sklavisch-Dämonische klar. Im selben Maße als jenes wuchs und dieses abnahm, verschwand in den Menschen die Naturtüchtigkeit, die Naturdämonie, also das Zaubern, das Naturheilen, das Fernsehen und anderes für jenen Zustand Bezeichnendes. Könnte damit nicht auch das Seelenwandern erloschen und das Menschenwesen fester in seines Menschentums Grenzpfähle verankert worden sein? Es wäre wieder der Weg des Engidu aus den Gebirgsfelsen und aus der Gemeinsamkeit mit der Natur hinunter in die Stadt Gilgameschs, die Entlassung des Tierhaften aus dem Menschenstamm.

Wenn sich der Geist des Menschen und der Generationen ändert, ist auch Welt und Wirklichkeit anders geworden. Nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv naturhaft. Denn er selbst ist Wirklichkeit, und sein Anderswerden liegt im Anderswerden der Natur und umgekehrt. So kommt es, daß Wahrheiten, Erkenntnisse, Wissenschaften, Glaubensarten lange Zeit Wirkliches sehen, wissen, schaffen, und späterhin nur leere Form und damit Aberglauben werden können und geworden sind. Wenn der aufgeklärte Europäer des seelenlosen letzten Jahrhunderts über alle die uralten Überlieferungen solcher Wahrheiten, Erkenntnisse und Glaubensarten hinweggeschritten ist, weil sie ihm gegenstandslos, unlebendig, unwirklich und unwirksam geworden waren, so hatte er insofern ganz recht, als sie für *ihn* Aberglauben sind, weil sie *ihm* nicht mehr lebendig sind und seine eigene Natur wie seine Welt eine andere geworden ist, der andere Gesichte zu Gebote stehen und in der andere Wahrheiten gelten, andere Erkenntnisse fließen, ein anderer Glaube lebt. Aber er hat unrecht, wenn er die Wirklichkeit und Wirksamkeit jener uralten Dinge überhaupt ablehnt. Die Zeiten der Vergangenheit sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.

Aus dieser Überlegung heraus können wir nebenbei auch, glaube ich, einer Antwort auf die Frage nach dem Sinn und der

Berechtigung des Alltagsaberglaubens näherkommen. Wir erleben es ja oft, daß auch intellektuell entwickelte Menschen — Männer nicht weniger wie Frauen — in abergläubischen Vorstellungen befangen sind, ja sogar ihr Handeln in mancherlei danach richten. Vielleicht verlacht man sich selbst oder ärgert sich bei sich selbst darüber — ganz frei davon ist kein besinnlicher Mensch, wenn er es sich ehrlich gesteht. Am wenigsten davon behelligt sind wohl die an ihr persönliches Dasein nicht allzusehr gefesselten, sondern in reinen großen Ideen lebenden und selbstlos über die Erde gehenden Menschen. Wir alle haben gewisse eigene oder aus unseren Familien oder anderen Kreisen überkommene Tatsachen und Erlebnisse kennengelernt, die uns zu einem „Es ist was daran" bringen können. Wenn eine Zigeunerin aus den Linien der Hand oder den Karten den Tod weissagt, so mag schon — das ist ja eine Binsenwahrheit — die abergläubische Angst hinreichen, ihn am festgesetzten Tag herbeizuführen. Und wenn er nicht kommt, so zeigt sich eben, daß der, dem er geweissagt war, sich keine Skrupel damit machte, daß es ihm keine seelische Erschütterung war, die ans Lebensmark griff, sondern daß er mit lichtem, unverquältem Geist und gesunder Natur gleichgültig blieb oder sich bewußt und willensstark darüber hinwegschwang. Darin liegt, schon in unseren, nur noch so wenig naturhaft-dämonisch gebliebenen Tagen, der Schlüssel zur Lösung: der Aberglaube ist eine dämonisch begründete und daher wirksame Gewalt für Seelen, die sich ihm als Einzelne oder als Massen verschreiben; er verliert seine bannende Kraft, wenn ihm gesunder lichter Geist entgegentritt. Aberglaube ist wahr und wirksam oder unwirksam und unwahr, je nach dem Menschenwesen, das mit ihm zu tun hat[148a]). Das gilt ebenso für das umstrittene Erleben von Wundern; es hat eine subjektive und eine objektive Seite. Je nach der Seele des Menschenwesens, je nachdem, in welchem Zusammenhang sie das äußere Geschehen vernimmt, was sie von sich aus daraus macht, gestaltet sich das Wesen der Dinge und Geschehnisse für sie. Insofern ist jeder seines Schicksals Schmied und bestimmt sich selbst den Platz, wo seine Seele steht und was sie als Wesen der Dinge erlebt — mögen die Anderen erleben und tun und reden, was sie nach ihrer Seelenverfassung können. Der Stein der Weisen nützt Keinem, der nicht der Weise

ist; der Weise aber hat ihn, auch wenn die Anderen erklären, es gäbe so was nicht. Nur sieht der Stein anders aus, als die weniger Weisen es sich denken, und seine Wirkungen sind andere als der erwartet, der nicht weise ist.

Das liefert uns den größeren Schlüssel für das größere Tor der Vergangenheit. Es gab Zeiten und Geistesverfassungen, in denen Beschwörung wirkte, in denen Zeichen voraussagten, in denen Wunder geschahen, weil des Menschen Wesen ein anderes, naturhafteres, hellsichtigeres, in das Weben der Elemente verflochteneres war und ihnen geben und von ihnen aufnehmen konnte, und daher in Zusammenhängen stand, die wir nicht bemerken. Wenn man die alten Kulte mit ihrem „Aberglauben" und ihren Offenbarungen ohne den irreleitenden Geist der Negation rein seelenhaft nachzufühlen sucht, soweit man es als Kind unseres Zeitalters noch kann, so wird man auf einmal gewahr, aus wie fürchterlich erdverbundenen Tiefen uns die Weisheit und Liebe großer Geister und Religionen mehr und mehr ans Licht und in die wahre Freiheit geführt hat und noch führen soll, und welch' ein ungeheueres Ereignis etwa ein tief erlebtes Christentum trotz aller neuzeitlichen Leugnung für den nordisch-germanischen Menschen sein mußte, dessen Vorfahren in rasenden Orgien des dämonischen Gottesdienstes sich ekstatisch das Messer in die Kehle stießen[149]).

Doch auch das hatte seinen tiefen metaphysischen Sinn und war von ungeheuerer entsühnender, die Naturdämonen bannender Wirkung. In dem Maß, wie bei uns das Naturhaft-Dämonische aus unserem Seelen- und Sinnesleben ausgeschieden ist, wurde auch bei uns manches harmloser, was in dem sagenhaft naturgebundenen Zustand entsetzlich oder heroisch und beides zugleich werden konnte. So mußten auch die sexualen Triebe und die dabei metaphysisch wirksamen seelischen Bilder und Wallungen von einer für uns ungeahnten und unerreichbaren Dämonie sein, als deren Entspannung nur der Tod selbst, der Tod unter für uns abschreckenden, für das damalige Sein aber durchaus entsprechenden Vorgängen folgen konnte. Es war die dämonisch große Erlösung für das dämonisch große Begehren und Handeln. Wie recht hat Spengler gehabt, als er hinter dem Mythos den Tod stehen sah!

Wenn wir aus der Zeit eines ungeheueren naturverbundenen Heldentums von einem Wollen und einer Hingabe an Ziele

leſen, die uns Spätgeborenen, aber auch Erlöſten, wie die Ausgeburt unheimlicher Phantaſie erſcheinen, ſo vergeſſen wir nur zu leicht, daß unſere Welt nicht die damalige iſt, weder innen noch außen. Helden oder Heldinnen des Dämoniſchen, wie im ſpäten Nachklang noch Triſtan und Iſolde, konnten in den ungeheuerſten Zuſtänden des Außer ſich Seins den Liebestod erleiden — auch hier nicht nur als Erlöſung, auch nicht nur als Entſühnung im einfach ſittlichen Sinn — es war gerade hier nichts „Unſittliches", das nach unſerer Moral hätte geſühnt werden müſſen — ſondern den Tod als einzige Art des Fortführens eben eines urdämoniſchen Lebens, Fühlens, Wollens, weil er allein das Individuum ſprengte und es mit deſſen nicht mehr für ein Einzelweſen tragbaren dämoniſchen Laſt und Wollensluſt hinaushob in das transzendente Reich der Gattung, in den Schoß der Mütter, wo das alles — Wollen und Schweigen, Begehren und Erfüllen, Sichauflöſen und Sichfinden, Leben und Tod — ewig lebendig beſchloſſen liegt.

„Alles, was je geſchieht
Heutigen Tages,
Trauriger Nachklang iſt's
Herrlicher Ahnherrntage."

Leuchtet doch das, was dieſe Urmenſchenweſen heroiſchen Ausmaßes waren und erlebten und erleiden mußten und frei erlitten, ſo wundervoll gerade aus den germaniſchen Helden- und Götterſagen hervor, die ſie in ihrem Geiſt erſchauten und erſchufen. Die dem Tod innig verwandte und in ihm lebende Heldenhaftigkeit, welche wohl aus urälteſter Zeit die Sagen durchdringt und in der von den überkommenen Heldenliedern noch erreichbaren Frühzeit ihren Nachklang findet, kann wohl nicht ſchöner und ernſter umſchrieben werden als mit den Worten eines deutſchen Sagenforſchers[150]), die er, wenn auch nur über die ſpätgermaniſchen Heldengeſtalten, ſagt:

„Die Könige und Krieger der germaniſchen Völkerwanderung, die in unſern Liedern vor uns treten, werden wohl manchen erſchrecken und für ein Zeitalter der Humanität immer ein Abſcheu ſein. Denn ſie ſind hart und unbarmherzig; um ſchöne Rüſtungen zu erbeuten, töten ſie die Feinde; lüſtern begehren ſie nach Ländern und Schätzen, halten nur dem König die Treue, der ihnen

freigebig ist und sie belohnt, wie sie es wollen. Sie nennen ihr oberstes Gebot die Rache und sind verschlagen und tückisch, wenn sie ihre Ziele erreichen wollen. Der gelungene Verrat und der grausame Überfall erfüllt sie mit stolzer Genugtuung, und um ihrer Rache und ihrer Gier und ihrer Kriegslust willen stürzen sie sich einer auf den anderen, Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Vater, Volk gegen Volk. Und doch welche Helden! Überwältigend in ihrem Mut und ihrer unbändigen Kraft; um leben zu können, suchen sie die wildesten Gefahren und Abenteuer auf und lassen nur die schwersten Heldenproben als Proben gelten. Eisern, unbeugsam, unerbittlich, wie die Naturgewalten, sind sie in ihrem Handeln, sobald es die höchsten Gebote des Heldentums gilt, Ehre und Rache, Gastfreundschaft und Treue. Sie opfern dem kategorischen Imperativ ihrer Sitte, ohne zu fragen, ihr Glück, ihre Liebe, ihr ganzes Dasein, sie halten die Treue über Leben und Tod hinaus; diese Kraft, sich zu opfern, gibt ihrem Heldentum die Größe. Die alten Helden sind wortkarg, siegreich über sich im vernichtenden Widerstreit der Gefühle und herrlicher als je, wenn sie den sicheren Tod vor Augen kämpfen, wenn sie ehrerbietig und still dem allmächtigen Geschick gehorchen, das sie alle hinweggerafft hat, und über das doch die Kraft ihres Heldentums sich leuchtend und unvergänglich emporhebt."

Stellen wir solcher ungebändigten späten Heldenhaftigkeit das im Angesicht des ihm innegewordenen Todes geradezu schwächliche Jammern und Verwünschen der beiden babylonischen Helden des Gilgameschepos gegenüber, auch wenn es zuletzt in gesammelter, erhabener Ruhe ausklingt. Hier läßt ein Spätzeitdichter einen uralten Sagenstoff in eine fast sentimental resignierte Stimmung endigen, an sich eine herrliche Dichterstelle, die ich in Ungnads wundervoller Übersetzung[151]) hierher stelle, die aber abfällt gegen das, was die germanischen Recken im Tod erleben:

„Wütend ist der Tod, keine Schonung kennt er.
Bauen wir ein ewig Haus? Siegeln wir ewig?
Teilen Brüder ewig?
Findet ewig Zeugung statt auf Erden?
Steigt der Fluß ewig, die Hochflut dahinführend? ...
Seit je gibt es keine Dauer:
Der Schlafende und der Tote, wie gleichen sie einander!
Nicht kann man wiedergeben des Todes Bild ...

Es versammeln sich .. die großen Götter;
Die Schicksalschaffende bestimmt ihnen die Geschicke.
Sie legen hin Tod und Leben,
Ohne zu bestimmen des Todes Tage!"

So endet die Tragödie des machtvollen Gilgamesch und des Engidu, und so wird die der Völker und der Menschheit enden. Aber dreierlei kann das sein, was des Menschen Seele aus dem unentrinnbaren Verhängnis macht: stilles Sichfügen, laute Verzweiflung, oder Trotz und schaffendes Heldentum! Das Göttliche — liegt jenseits von dem allem.

Es hat jenes Erleben des Todes als höchste Lebensäußerung in der dämonisch geöffneten Welt einen stets wiederkehrenden tiefen, wahrhaftig wirklichen Sinn. Nun verstehen wir auch, warum in den Sagen[152]) zugleich mit dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies, metaphysisch-transzendent gesehen, der Tod in die Natur tritt. War, wie wir es metaphysisch zu fassen suchten, das Hereintreten des Menschenwesens in die physische Natur ein Herabsteigen aus vereinheitlichtem lichtem Zustand, aus einem paradiesischen Dasein, wo er mit der Natur in Frieden lebte, wo er die Sprache der Tiere verstand, wo der Wolf beim Lamm lag, so konnte das nur ein transzendenter Zustand sein, wo der Tod des Individuums nicht bestand, weil es noch völlig in der Gattung aufging — Gattung im Sinn des Metaphysisch-Lebendigen, was die Grundlage aller naturhaften Gestaltungen ist. Sobald für das Menschenwesen der physische Individualzustand mit dem Sündenfall eintrat und damit für die ganze mit ihm wurzelverwandte organische Natur, mußte auch der Individualtod mit eintreten. Denn dieser allein ist diesem Fallen gegenüber die Entsühnung, er allein die Wiederbefreiung, die Wiederzurückführung in das Überindividuelle und daher Reine, in das Vollkommene und Ideenhafte der Gattungsseele. So kam mit der Vertreibung aus dem Paradies der Tod, aber zugleich auch die Verheißung des den Tod überwindenden Erlösers in die Menschenwelt.

Teils ist der Tod in den Mythen und Sagen düster, schmerzvoll, verzweiflungsvoll, tragisch oder eine Entsühnung, ein Aufgehen, in der reinen Gattung; teils ist er hehr und licht, freiheitsvoll und eine gewaltige Übersteigerung der allzu eng gebundenen

Einzelpersönlichkeit; aber dämonisch durch und durch, noch nicht göttlich. Immer und immer wieder wird er so für den dämonisch lebenden und heroischen Menschen eine herrliche Erfüllung, ein Hineindrängen in das wirklich einzige Leben, mag er unserem physisch orientierten spätzeitlichen Diesseitssinn auch noch so düster sich darstellen. Wer ein großes Schicksal trägt oder selber ein großes Schicksal für Andere ist, macht im Innersten keinen Unterschied mehr zwischen Leben und Tod. Er lebt selbst wie im weiten Tod. Sein Geist ist gleicherweise auf Tod und Leben eingestellt, ist ebenbürtig dem Tod, weil der das Leben mit umfaßt. Darum haben Heroen den Tod nicht gescheut und ihn unbedenklich auch über Völker gebracht. Daher das Preisen des Todes im Kampf und der Einzug in Walhall, im Gegensatz zu dem „Tod auf dem Bett"; daher auch das symbolhafte Todesopfer eines eben in vollster Kraft stehenden Jünglings, des Isaak im Alten Testament; oder einer eben erblühten Jungfrau, der Iphigenie vor dem trojanischen Krieg; daher das Opfern von Königen und Besten des Volkes; daher die ganze uralte Dämonie des Menschenopfers überhaupt, das uns, ganz entartet und sinnlos geworden, bei den Semiten als Abirrung von einer reineren höheren Religion im Molochdienst noch in anwidernder Form erscheint, während alle die vorherigen Todesopferungen das ganz und gar nicht an sich haben. Denn beim echten hohen Todesopfer fühlen auch wir Spätzeitmenschen noch das tief Mystische, das Befreiende, das die hohe Kraft einer besten Einzelpersönlichkeit in die ganze Gattung Einführende und daher die Gattung unendlich Erweiternde, das wirklich eines höheren Lebensstromes Teilhaftigmachende, wo das Einzelwesen, die Einzelpersönlichkeit erst ihre Erfüllung und volle Bedeutung findet, weil sie ihre Fesseln sprengt und damit auch für die Anderen zum großen Schicksal, zum Symbol, zum Mythus, zum wirkungsvollen Heros wird. Und während wir das allenfalls uns ausdenken und es bis zu einem höheren oder geringeren Grade nachempfinden können, war es für die Damaligen ein wirkliches Leben, war der Tod ein ungeheueres, unendlich reiches Erleben, ein Seelenwandern im größten Sinn, eine lebendige Seelenumgestaltung.

Schritt um Schritt wird uns immer wieder anderes verständlich, wenn wir den Tod in diesem Lichte einer echt dämonisch heroischen

Zeit aufleuchten sehen. Wie verständlich und durchsichtig wird uns der Gräberkult und der Seelenkult der Uralten. Die Toten waren sichtbar eingegangen in das Gesamtleben der Gattung, in der jedes Einzelindividuum transzendent wurzelt und webt und lebt, was man mit treffenden Gegenständen symbolisiert. Während wir uns nur noch durch philosophische Denkakte oder sittliche Impulse diese Gattungsgemeinsamkeit klarmachen können, haben die uralten natursichtigen, dämonisch lebenden Menschenwesen unmittelbar diesen Zusammenhang ihres Daseins mit dem der Toten in der Gattung gesehen — daher der Toten- und Ahnenkult, die Bestattungsart, die Altäre bei diesen seelenwandernden, natursichtig miteinander und mit ihren Toten lebenden und verkehrenden Zeiten, in denen sie scheu und ehrfürchtig die Gruppenseele verehrten und sahen.

So wird das alles lebendig und wahr und warm und voll Fleisch und Blut. Es war ein Mißgeschick für unser Verständnis dieser Dinge, daß sie uns nur in der verzerrten und selbst schon dem wahren Verständnis abgestorbenen Überlieferung und kultischen Handhabung bei den durch und durch intellektualisierten Menschen des Altertums oder den späthin erst entdeckten Naturvölkern bekannt wurden[153]). Da ist schon der hochdämonische uralte Todesgeist erloschen und nur die traditionellen, oft hohlen Formen sind noch dagewesen. Auch von diesem Standpunkt aus sehe ich in dem Diluvialmenschen schon durch und durch den Spätzeitmenschen mit der fast vollendet intellektuellen Orientierung ins Dasein, wenn er auch von dämonischer Zauberei noch soviel hatte, als es auch in unseren Jahrtausenden Naturvölker noch zu haben pflegten, was aber einen Vergleich mit dem alten, ursprünglich Natursichtig-Dämonischen nicht annähernd mehr aushält. Das einzige düster Dämonische, das wir vom Tod noch erleben, abgesehen von seltenen Fällen im Einzeldasein und stark mit intellektueller Reflexion durchsetzt, ist der Krieg der Staaten gegeneinander oder Revolutionen, wie die französische am Ende des 18. und die russische am Anfang des 20. Jahrhunderts. Auch da wird, neben ungeheuerer Nacht von Blut und Not, Heldentum einzigartiger Größe in Verbänden oder bei Einzelnen sichtbar; aber es ist von eiserner bitterer Selbstüberwindung diktiert, nicht mehr als dämonische Ekstase gesucht und erlebt. Es ist nur ebenso traurig

wie folgenſchwer, daß dieſes Heldentum nirgends heraustrat bei denen, die im Weltkrieg dem Namen nach die Führer der Völker und Heere waren. Keiner von ihnen wußte oder ahnte, daß von ihm, gerade von ihm, ſtatt Flucht Heldentod gefordert war, der ungeheuere dämoniſche Kräfte entfeſſelt hätte, als Völker und Heere in ihrem Heldentum zuſammenbrachen. Wären die Führer zuletzt, an der Spitze Allen voran, heldenhaft gefallen, ſo wäre die uralt lichte Dämonie, die im Opfertod liegt, wieder frei geworden, es wäre ein Alle ergreifender großer Glaube erſtanden, ein Mythus wäre lebendig geworden und hätte in der Volksſeele eine geiſtige und ſeeliſche Wallung erzeugt, die eine deutſche Revolution ganz anderer Art als die im Schmutz verlaufene herbeigeführt hätte. Aber von dieſer Tranſzendenz der Tatſachen und des Lebens haben wir kein Wiſſen mehr; auch unſere Fürſten und Führer ſind Techniker und Wiſſenſchafter geworden.

Das höchſte, hiſtoriſch klarſte, große Wirklichkeit ſchaffende lebendige Symbol des Opfertodes tritt uns in der geſchichtlichen Geſtalt des Jeſus vor Augen. Wenn die Überlieferung durch die Evangelien, wie man neuerdings feſtſtellen will, auch noch ſo ſehr, Bild um Bild, die Symbolik des alten Sonnenmythus verrät[154]), ſo beweiſt das keineswegs, wie man wohl meinte, die Unwirklichkeit und Ungeſchichtlichkeit des Chriſtuslebens in der Perſon Jeſus' von Nazareth, ſondern es beweiſt nur, daß dieſes ganz ungeheuere, entſcheidend in das Tranſzendente hineingreifende und es lebendig in dieſe Welt hineinſtellende geiſtige und geiſtesbefreiende Heldentum jenes Menſchenſohnes mythiſcher Größe — eines im wahrſten Sinne gottgeſandten Weſens — von einem ſolchen Ausmaß und ſolcher Höhe war, daß man gerade nur zu den uralten, dieſelben Rieſenmaße bietenden Sonnenmythen greifen mußte, um jenen ungeheueren Inhalt in ein Gefäß zu gießen, das man mit den eigenen Spätzeitgedanken und der eigenen Spätzeitſprache nicht mehr ſchaffen konnte: den ganzen Menſch, wie er vom Schöpfer geſchaut und gewollt war.

Wie iſt dieſer „Sonnenmythus" doch ſo wahr! Sollte in den älteren Sonnenmythen eine ähnliche oder gleiche Erkenntnis wohnen? Und ſollte dies, neben dem Naturhaften als äußerem Symbol, ihr geiſtig vorausſchauender letzter höchſter Inhalt ſein? Sollte ſchon bei den urälteſten gottbegnadeten Weiſen und Sehern

das im Geiste erschaut worden sein, was als ein Christus spät erst Wirklichkeit wurde und Fleisch und Blut annahm? Sollte es ein uraltes, immer wiederholtes sehnendes Erleben im Geist schon gewesen sein, was die Sonnenmythen reden? Man könnte es glauben; denn schon Adam bei der Vertreibung aus dem Paradies schaut diese Verheißung des Erlösers, des heiligen, gottgeborenen Menschen.

Jesus, so wie er uns in den Evangelien entgegentritt, war eine dem höchsten Naturhaft-Dämonischen ebenbürtige Seele des Lichten, in der, wie die Geschichte vom Versucher lehrt, auch die tiefdüstere Dämonie anfangs mit aufstieg. Er hat es erschaut, wie der Mensch ebenso ein düsterer wie ein heilig-lichter Welteroberer werden kann. Er war mit seiner großen lichten Seele fähig zum geistigen, nicht nur zum physischen Opfertod — und jener hätte dieselbe Riesenkraft nach der dunkeln Seite in der Welt ausgelöst wie später nach der lichten, wenn er damals in der „Wüste" und auf der „Zinne des Tempels" dem Versucher in sich gefolgt wäre wie der erste Mensch. So aber hat er die Wendung zum Lichten gemacht. Es hat sein Opfertod — geistig gesehen — alle Dämonie der Welt, des paradiesvertriebenen Menschenwesens überwunden; er ist das Urbild des Erlösers der Menschenseele geworden.

In allen großen Menschennaturen liegen ja diese beiden Pole. Auch in einem Bismarck — um noch einmal auf diesen Willensmenschen größten Ausmaßes als ein einzigartig uns verständliches Beispiel zurückzugreifen — lebten jene zwei Möglichkeiten nebeneinander her. Das Königswort über ihn, er würde auch als Revolutionär auf die Barrikaden steigen, wenn er damit sein Ziel erreichte, zeigt jene bei Menschen kleinen Formates verbrecherisch oder lächerlich wirkende Doppeltheit seines Wesens, wie es alle übergroßen Menschen in irgend einer Weise haben, die ebenso gut düster-dämonisch, wie licht-heilig werden können — ganz zum Unterschied von den vielen vielen Anderen mit ihrem nie aufgestörten Begriff von Recht und Unrecht, bei denen nicht Natur, nicht Dämonie mit göttlich befreitem Atmen ringt; die nicht ahnen, daß gut und heilig sein kann, wer schuldvoll bitteres Leid über die Anderen bringt; denen Der brav und recht ist, dem man gute Sitte, Glück und Wohlsein verdankt; die nicht ver-

ſtehen wollen, daß der Zöllner dem Herzen Gottes näher ſteht als der Gerechte — die Vielen, Vielen, bei denen der Kampf des Michael mit dem Drachen noch gar nicht begonnen hat und deren Rechtſchaffenheit darum noch diesſeits von Gut und Böſe liegt. Sie fühlen gar nicht das Dunkel im Menſchenweſen, ahnen und wiſſen deshalb nicht, daß jeder Große als Herakles, nicht nur einmal, an den Scheideweg kommt, von wo aus er ſo gut ein dämoniſcher Satansdiener wie ein lichter Bote Gottes werden kann. Und daher iſt der vom Weltanfang kommende Mythus vom gefallenen Engel und der ſpätere vom Chriſtus in der Wüſte und auf der Zinne des Tempels, wo er die Herrlichkeit der Reiche der Welt ſieht, und der vom Herakles, den die Göttin den Weg zur Rechten oder zur Linken wählen läßt, ebenſo oft unverſtanden geblieben wie — das Geheimnis des Todes.

Wenn ein Buddha, ein Chriſtus ſeinen Geiſt in Gott aufgibt, ſich ganz ſeines eigenen Geiſtes entäußert und in Gottes Allheit lebendig eingeht, ſo wird die ungeheuere lichte und heroiſche Kraft, die an ihn gekettet war und in ihm lebte, frei, und gießt ſich in Andere ein, die ſie aufnehmen können. Eine wahre Seelenwanderung, gegründet auf lebendigen Glauben. Darum erſcheint der Erlöſer nachher ſeinen Jüngern; darum kann ein Erlöſer ſagen: ich bin bei euch bis an der Welt Ende. Von ſolchen gewaltigen Geſtalten, deren Daſein und deren geiſtiger Tod ein gewaltiger Mythus iſt, gehen Weltwenden aus. Auch von dem Heldentum Jeſu geht eine Weltwende aus; nicht nur für das Abendland, ſondern auch für das Morgenland, wie der byzantiniſch-arabiſche Kulturkreis zeigt. Das Judentum ſelbſt, aus dem es entſprang, hat dieſen neuen, lichten, befreienden Geiſt nicht mehr ganz in ſich aufnehmen können. Das „Reich“ wurde den Kindern genommen und der Herr ging auf die weite Landſtraße und lud Krüppel und Bettler zum Mahl. Die „magiſche“ Seele war in der alten Welt ſchon einmal eine Erlöſung geworden durch die lebendige Erfaſſung des Monotheismus gegenüber dem uralt lebendigen Dämonenzauber. Dieſes Chaldäertum hob ſich, monotheiſtiſch zuletzt im Judentum ſpezifiziert, auf die Höhe, um dann das Ereignis des Chriſtus aus ſich und gegen ſich ſelbſt zu entlaſſen. Da es, was hier aufbrach, ſich nicht mehr aneignen konnte, ſo ſehen wir im Judentum, wie es heute als Geiſtesraſſe durch alle

Welt geht, noch deutlich die ungelöste Verknüpfung des Uralt-Dämonischen mit dem spätern Licht-Monotheistischen. Alle geistigen Höhen des letzteren und alle seelischen Tiefen des ersteren finden wir in ihm noch miteinander lebendig und von Zeit zu Zeit uns sympathisch oder unheimlich aufleuchten und sich wirksam machen. Man denke an seine zwei jüngeren Gegenpole: den Baalschem[155]) und die politischen Revolutionäre. Ja, hier sind noch die zwei Urwelten, wenn auch intellektualisiert, doch noch in furchtbarer tragischer Verknüpfung uns durch die Jahrhunderte lebendig vor Augen gestellt — und das ist das Elend und Unglück dieses zerrissenen, nicht nur aus seiner irdischen, sondern auch aus seiner ursprünglich erschauten geistigen Heimat vertriebenen Volkes, zu der wohl Wenige nur heimgefunden haben.

Betrachten wir, von da aus unmittelbar den Blick hinwendend, die geistig-seelische Lage des Christentums — ich meine das Christentum als inneres Erlebnis, nicht seine hieratischen Formen — so sehen wir auch hier wieder den Tod als das höchste Symbol, als höchste Idee, als das Eingehen in die höchste Wirklichkeit. Aber was für ein Tod? Welche Form, welchen Inhalt hat er angenommen im Vergleich zu dem ekstatischen Tod dämonischer Zeiten oder zu den Blutopfern?

Christus hat mit dem Körpertod die geistige Umwälzung der „Versöhnung Gottes mit dem Menschen" auch äußerlich besiegelt. Er steht damit noch in der dämonischen Welt des uralten Mythus, wo der Beste, der König den Opfertod erleidet, um den schwer erzürnten Gott zu versöhnen. Von da an war für unsere geistige Welt die Umwälzung vollzogen, ein „neuer Bund" mit dem Gotteswesen geschaffen, der erst mit *ihm* endgültig und entscheidend sich offenbarte, wenn er auch vor ihm und in seiner Mitwelt durch „Propheten" oder „Täufer" vorbereitet und erwartet war und dort schon durchzubrechen suchte. Nun aber stand die lebendige Idee des *geistigen* Opfertodes als neue Wirklichkeitsforderung da. Christus hat diese Forderung und ihre Erfüllung zum entscheidenden Weltereignis für die orientalische und abendländische Menschenseele gemacht, wie die Geschichte beweist. Damit war der „alte Bund gelöst", „der Vorhang im Allerheiligsten zerrissen", das dämonisch-ekstatische Opfer des Körpers als alleiniges gottversöhnendes Tun im Religiösen überwunden, „die Hölle be-

ſiegt", die uralte naturhafte Dämonie geſtürzt. Das iſt das Weltereignis oder, wenn man will: der lebendig wirkſame Mythus des Chriſtentums, auf dem Hintergrund erdgeſchichtlicher Ferne geſehen. Was liegt da dem wirklich Gläubigen, dem wirklich Wiſſenden an der Evangelienkritik! Sie kann ihm nichts, gar nichts geben oder nehmen.

Doch das Chriſtusleben ſelbſt endete nicht mit dem Jubelruf des ſieghaften Überwinders, wie es optimiſtiſche Flachheit neuzeitlicher Religioſität mißverſteht. Chriſtus, als Heros des Sonnenmythus auf dem Waſſer ſtehend, mag allerdings das Bild des triumphierenden Lichtgottes ſein; es iſt ein Symbol von innerer Wahrhaftigkeit. Der Menſch Chriſtus aber in Gethſemane und am Kreuz kennt keine Wunder, ſondern vergeht menſchlich. Sein Leben ſchließt mit dem zur tiefſten geiſtigen Armut hinabgedrungenen: „Mein Gott, mein Gott! Warum haſt du mich verlaſſen?" Das erſt war die Eingangspforte zum göttlichen Leben, war die höchſte Erfüllung des Lebens, war der Sieg des Chriſtusdaſeins. Der Weg in die letzte Erlöſung ward frei: das völlige geiſtige Ausſterben, jenſeits deſſen erſt Gott gefunden iſt. Das, was erlöſt, iſt unendlich arm, aber auch unendlich überwindend — wie der Tod. Dort lebt Gott all-ein. Der Menſchengeiſt erkannte in ſeiner höchſten Spitze dieſes Ziel als ſein beſtes Leben, als ein zur höchſten Befreiung führendes Leben. Nicht der Wille zum Leben wird aufgehoben, wie es Schopenhauer, nur auf die Natur blickend, verſteht oder wie man die indiſche Heilslehre mißverſteht: nur der Wille zum Naturhaften, zum Dämoniſchen, zum Ichſüchtigen wird dem Göttlichen weichen. Dahinter ſteht nicht das Nichts, ſondern die ichfreie Liebe und Schaffensluſt in Gott. Durch Begehren des eigenen Rechts, durch Vergeltung des Gleichen mit Gleichem, wie es menſchliches Geſetz nur iſt, wird das Dämoniſch-Naturhafte nie aufgehoben, nie verklärt; es wird immer wieder nur neu genährt und gehäuft. Aber die entſagende, vergebende Überwindung der Welt mit der ſich ſelbſt nicht kennenden Liebe iſt die Offenbarung des Göttlichen in der Menſchenſeele, iſt die Überwindung der auf Recht und Kampf geſtellten und daraus ſtets ihre erneuten Formen ruhelos prägenden Natur. Wünſchen und Erfüllen oder Verneinen ruft neues Begehren hervor — das iſt die Welt der Kauſalität, der Natur, der Dämonie.

Im Göttlichen aber ſtirbt alles Begehren, alles Gegenüber. Ungöttlich iſt ſelbſt noch das Begehren der eigenen geiſtigen Vollendung, wenn es nicht geſchieht, um in Gott arm zu werden. Das Maß heißt nicht Gut und Böſe, ſondern Liebe zu Gott oder zu ſich.

Doch davon brauchen wir nicht mehr zu reden; man findet es beſſer bei den Myſtikern des Mittelalters. Die vollendetſte Blüte dieſes verklärenden, Gott mit dem paradiesvertriebenen Menſchen verſöhnenden Schauens und Sterbens treibt in der Geiſtesgeſtalt des Meiſters Eckhardt ihre reinſte Frucht. Hier wird der Tod geprieſen als bewußtes Aufgeben des kreatürlichen Weſens und damit nach dem Vorbild des Chriſtus als Eingehen in das Gottesleben, in die nichts mehr begehrende, nicht mehr ſich ſuchende Hingabe, in ein geiſtiges Sterben. Dem phyſiſchen, wie dem kauſalen Denken, der „Welt", iſt dieſe Weisheit unauflösbar, denn dahinter ſteht ihr das Nichts. Das Gottesweſen aber iſt unendlich reich, weil es unendlich arm iſt. Credo quia absurdum! Das tiefſte und vollendetſte Wort Eckhardts verſinnbildlicht es: Groß wie der Tod iſt die Liebe.

Fragt man, ob es in der Menſchheit im ganzen oder innerhalb von Raſſen und Weltzeitaltern einen Aufſtieg, eine Vollendung gibt, ſo kann uns der Weg von der düſteren, ſich ſelbſt begehrenden ekſtatiſchen Dämonie bis hin zur lichten, im ſtillen Schauen ſich ſelber vergeſſenden Madonna, die den vollkommen armen nackten Erlöſer im Schoße trägt, ein Maßſtab ſein; oder, was dem Weſen nach dasſelbe iſt: die Erkenntnis und das Erleben des ‚Todes'. Was der Tod je war und was in den höchſten Geiſtern aus ihm wurde — das gibt vielleicht eine Antwort auf die Frage nach dem Hinſchreiten der Menſchheit zu ihrem verheißenen Ziel.

Anmerkungen

Vorbemerkungen zur 2. bis 6. Auflage

Die Vorrede blieb für alle Auflagen dieselbe; sie behält ihr Ursprungsdatum 1924. Die 2. Auflage ist ein fast unveränderter Abdruck der 1. gewesen; nur einige Wort- und Satzverbesserungen sowie einige Anmerkungen kamen hinzu; außerdem am Ende des Kapitels „Urmensch und Sagentiere" ein Abschnitt über die Frage, inwieweit tierische Urgestalten reine Phantasieprodukte oder generelle Erinnerungen der Menschheit sind. Diese Ergänzung war veranlaßt durch entsprechende, an den Verfasser gelangte Fragen, obwohl in dem metaphysischen Teil eine ausführliche Antwort auf derartige Fragen nach vielen Richtungen bereits gegeben war. Ferner waren die kurzen Ausführungen über die ältesten Stadien von Epiphyse und Paraphyse im Gehirn (im Kapitel über „Das erdgeschichtliche Alter des Menschenstammes") so viel Mißverständnissen ausgesetzt, daß schon bei der 2. Auflage und durchgreifender bei der 3. der Text geändert wurde; der Sinn der Ausführungen ist derselbe geblieben. Das letztere gilt auch für einige Änderungen bei Erläuterung der Stammbaumfigur 1 im Kapitel „Typenkreise und biologischer Zeitcharakter". Dort kam auch die neue Figur 2 dazu. In der 3. und 6. Auflage wurden sodann bei dem Kapitel „Das erdgeschichtliche Alter des Menschenstammes" auch einige Texterweiterungen vorgenommen, weil seit Erscheinen des Buches wichtige Fortschritte in dieser Frage zur Kenntnis des Verfassers kamen, die seine Theorie erfreulich unterstützten, aber ganz unabhängig davon gewonnen wurden. Das kommt auch noch in einem auf Seite 94 beigefügten Zitat über einen vermutlich wassertierhaften Urzustand des Menschenwesens zum Ausdruck.

Von besonderer Bedeutung sind Arbeiten von L. Bolk, „Das Problem der Menschwerdung" (Jena 1926) und O. Schindewolf (mit gleichem Titel) im Jahrb. d. preuß. geolog. Landesanst., Bd. 49 (Berlin 1928). In meinem in Vorbereitung befindlichen Buch über „Abstammungslehre" werden diese Fragen eingehend behandelt werden. Über die geologischen Grundlagen gibt mein inzwischen erschienenes Werk: „Die Erdzeitalter" (München 1930) genauen Aufschluß. Vor allem aber sei auf das grandiose, in Anm. 84a zitierte neue Werk von Wirth verwiesen. Eine kurze Ergänzung erhielt auch der Schluß des Kapitels über die „Datierung und Raumbegrenzung der noachitischen Sintflut".

Schon die 4. Auflage hat vor allem darin eine Änderung erfahren, daß im Abschnitt über „Das erdgeschichtliche Alter des Menschenstammes" die permisch-triassischen Handtierfährten nach den grundlegenden Untersuchungen von W. Soergel in einen anderen Zusammenhang gerückt und auf das noch höhere Alter des opponierbaren ersten Zehengliedes und die daraus sich erst recht ergebenden Folgerungen für ein sehr hohes Alter des Menschtypus hingewiesen wurde. Ebenso wurden die wichtigen Untersuchungen von H. Reich über die Zirbel des Menschen in dem Kapitel über die Naturfichtigkeit hinzugefügt. Im übrigen wurden in allen Auflagen im ganzen Text gelegentliche unklare oder sinnstörende Worte und Satzwendungen verbessert.

Textanmerkungen

A. Allgemeines

Das Gerippe der Erdgeschichte und den äußeren Ablauf der Lebensgeschichte in den geologischen Epochen nach derzeit gültigen Lehren geben etwa folgende Werke in verständlicher Form, worin man sich über alles im Text berührte Erdgeschichtliche unterrichten kann:

Joh. Walther, Entwicklungsgeschichte der Erde und des Lebens. Leipzig 1908.

E. Dacqué, Die Erdzeitalter. 565 S., 396 Textabb., 1 Farbtaf. Lr. München 1930.

Oth. Abel, Lebensbilder aus der Tierwelt der Vorzeit. Jena 1922.

Die geographischen Zustände der Vorwelt gibt in Übersicht und mit paläogeographischen Karten ausgestattet:

Th. Arldt, Handbuch der Paläogeographie. Berlin 1917—1921.

Der fossile diluvialzeitliche Mensch ist ausführlich behandelt in:

E. Werth, Der fossile Mensch. Grundzüge einer Paläoanthropologie. Berlin 1921 ff.

A. Heilborn, Der Mensch der Urzeit. (Aus Natur- und Geisteswelt Nr. 62.) Leipzig, Berlin 1918.

H. Weinert, Menschen der Vorzeit. Ein Überblick über die altsteinzeitlichen Menschenreste. Stuttgart 1930.

Insbesondere jene Momente, welche ein hohes Alter des Menschenstammes fordern, behandelt das posthume Werk von:

H. Klaatsch, Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Herausgeg. v. A. Heilborn. Berlin 1920.

Die allgemeine Paläontologie, sowie die paläobiologischen und stammesgeschichtlichen Grundbegriffe auf der Grundlage des fossilen Tiermaterials sind dargestellt in:

Oth. Abel, Grundzüge der Paläobiologie der Wirbeltiere. Stuttgart 1912.

—, Allgemeine Paläontologie. (Sammlg. Göschen Nr. 460.) Berlin-Leipzig 1914.

E. Dacqué, Biologische Formenkunde der fossilen niederen Tiere. Berlin 1921.

—, Das fossile Lebewesen. Eine Einführung in die Versteinerungskunde. 181 S., 93 Abb., gr. 8°. Berlin 1928.

Kurze Diagnosen und Näheres über die allgemeine Skelettanatomie der im Text vielfach genannten fossilen Tiere findet man in:

K. A. v. Zittel, Grundzüge der Paläontologie. Neuere Auflagen herausg. von F. Broili und M. Schlosser.
1. Teil: Invertebrata. 6. Aufl. München 1924.
2. Teil: Vertebrata. 4. Aufl. München 1923.

Das Paläobotanische in: H. Potonié, Lehrbuch der Paläobotanik. 2. Aufl. von W. Gothan, Berlin 1921.

Als Quellen für die meisten Sagen und Mythen wurden, soweit nicht auch anderes zitiert ist, die bekannteren Sammel- und Nachschlagewerke benützt:

O. Dähnhardt, Natursagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden. 4 Bände. Leipzig, Berlin 1903—1912. (IV. Band auch von A. v. Löwis of Menar.)

A. Pauly, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung von G. Wissowa. Stuttgart 1893ff. Fortgesetzt von W. Kroll und K. Witte.

W. H. Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Leipzig 1884ff.

L. Preller, Griechische Mythologie. 4. Aufl. v. C. Robert. Berlin 1894
Band 2. Die Heroen. Berlin 1920, 1921.
„ 3. Die griechische Heldensage. 1923.

W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig 1895.

R. Andree, Die Flutsagen. Braunschweig 1891.

H. Usener, Die Sintflutsagen. Religionsgeschichtliche Untersuchungen III. Bonn 1899.

J. G. Frazer, The golden bough. A study in Magic and Religion. 3. Edit. 12 Vols. London 1911—1920.

A. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. Leipzig 1913.

B. Spezialnachweise

1) E. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Zweite Reihe. Leipzig 1910. S. 34ff.

2) O. Spengler, Der Untergang des Abendlandes. Bd. II. Welthistorische Perspektiven. München 1922. S. 330.

3) Hier, wie überhaupt im ganzen Buch, ist die Kenntnis der Aufeinanderfolge der einzelnen erdgeschichtlichen Epochen notwendig und ohne sie alles unverständlich. Es ist daher auf S. 42 eine Übersichtstafel mit Angabe des Erscheinens und der Dauer der wichtigsten Tier- und Pflanzentypen in der Erdgeschichte zum jeweiligen Nachschlagen beigefügt. Zum Verständnis der Tabelle wolle Folgendes beachtet werden:

Die zwischen den einzelnen Erdperioden gezogenen Striche bedeuten keine scharfen Grenzen im zeitlichen Ablauf der erdgeschichtlichen Zustände und Vorgänge, als deren Produkt die Formationen, also die gleichalten Gesteinsserien der Erde mit ihren pflanzlichen oder tierischen Fossileinschlüssen, verdeckt

oder offen aus früheren Zeitaltern daliegen. Auch sind die einzelnen Zeitabschnitte und Weltalter unter sich zeitlich nicht gleich lang, wie es nach den regelmäßigen Rubriken auf der Tafel scheinen möchte. Wenn man das Känozoikum = 1 setzt, so darf man nach der durchschnittlichen Gesteinsmächtigkeit seiner Ablagerungen das Mesozoikum = 3, das Paläozoikum = 12 nehmen. Eine absolute Zeitdauer, wonach der Nichtfachmann so gerne fragt, hat sich bisher noch nicht berechnen lassen. Doch mag man schätzungsweise für das Quartär rund 500000 Jahre, für das ganze Känozoikum (mit Einschluß des Quartärs) 5—8 Millionen Jahre rechnen; demnach für das Mesozoikum 15—24 Millionen und für das Paläozoikum 60—100 Millionen. Möglicherweise sind dies Minimalwerte, doch zeigen sie, bis auf welches geringe Maß die vielfach verbreiteten größeren Ziffern zurückzuführen sind. Die vorpaläozoischen großen Zeitalter bis zurück zur Urzeit der Erde mit der hypothetischen ersten Krustenbildung um den glühenden Erdball übertreffen jene drei genannten Weltalter um ein Vielfaches an Zeitdauer. Aus ihnen kennt man jedoch wenig Sicheres und vor allem keine klar definierbaren Tier- und Pflanzenreste wie aus den drei ersteren Weltaltern, die man deshalb auch als geologisch-historische Zeit den früheren Aren des Eozoikums und Azoikums gegenüberstellt.

Die auch im Buchtext beständig gebrauchten Namen der einzelnen Epochen und Perioden sind streng nur als Zeitbezeichnungen zu verstehen. Ausdrücke, wie Kreide- oder Steinkohlenzeit sind zwar ursprünglich abgeleitet von den diesen Zeitaltern entsprechenden Schichtenbildungen der Erdkruste, welche die Bezeichnung Steinkohlen oder Kreide verdienen, und die man früher irrtümlicherweise als allein charakteristisch für jene Altersstufen hielt. Wie sich aber heute hier ein Kalkschlamm, dort ein Tonschlamm, da ein Kies, dort ein Sand niederschlägt zu einem künftigen Marmor oder Mergel oder Sandstein, so war es auch in früheren Epochen; und in der Kreidezeit hat sich nicht nur die europäische weiße Kreide, sondern auch harter Sandstein und grauer Alpenkalk gebildet, um nur eben Herausgegriffenes zu nennen. Die anderen Namen sind teils den Landschaften (Devonshire in England, Perm in Rußland) entnommen, wo die Absätze des betreffenden Erdzeitalters zuerst studiert und das Vorhandensein jener Erdepoche zwischen anderen zuerst nachgewiesen wurden; teils sind es lateinisch-griechische Wortbildungen, wie Tertiärzeit, d. i. das „dritte" große Weltalter, dem man früher eine Sekundär- und Primärzeit voran stellte. Seit man erkannt hat, daß es noch andere, jenen Epochen vorausgehende fast unergründbare Weltalter gab, und seit man die Zeitalter nicht mehr nach den Gesteinen, sondern lediglich nach den streng gesetzmäßig aufeinanderfolgenden fossilen Pflanzen- und Tiergeschlechtern einteilt, hat man jener Tertiärzeit + Quartärzeit (= Känozoikum) ein Meso- und Paläozoikum gegenübergestellt. Diese drei Worte bedeuten: Zeit des jungen (kainòs), des mittleren (mésos) und des alten (palaiós) Lebens. Diluvium und Alluvium sind alte Bezeichnungen, wonach in der Jetztzeit und unmittelbar vorher sich Aufschüttung und Abspülung als vordringlichste geologische Erscheinungen bemerkbar machen sollten. Diluvium ist übrigens auch eine Übersetzung für Sintflut nach älterer Zeitvorstellung, jetzt aber nur als Zeitbezeichnung für die der jetztzeitlichen Alluvialepoche unmittelbar vorausgehende Eiszeit verwendet.

4) J. J. Bachofen, Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. 2. Aufl. Basel 1897. S. VII/VIII u. 24.

5) E. Böklen, Die Sintflutsage. Versuch einer neuen Erklärung. Archiv f. Religionswissensch. Bd. VI. Tübingen u. Leipzig 1903. S. 1—61; S. 97—150.

Das hat sich auch H. Zimmern zu eigen gemacht, wenn er in einer Abhandlung über „Biblische und babylonische Urgeschichte" (Der alte Orient. Gemeinverst. Darstellungen, herausg. v. d. Vorderasiat. Gesellsch. 2. Jahrg. Heft 3. Leipzig 1903. S. 37) schreibt: Der Ursprung der Sintflutsage ist wie der vom Paradies nicht auf der Erde, sondern am Himmel zu suchen. Der Sintflutheros, der im Schiff oder in der Arche fährt, ist ursprünglich ein Gestirngott, vielleicht der Mondgott, der über den Himmelsozean fährt. „Daß diese ursprünglich himmlische Fahrt eines Himmelsgottes später von einem menschlichen Heros und irdischen Gewässern verstanden wurde, entspricht ganz den sonstigen Gepflogenheiten der Sagenentwicklung."

6) E. Mähly, Die Schlange im Mythus und Kultus der klassischen Völker. Festschrift d. Naturforsch. Ges. Basel. Basel 1867, S. 5.

7) Lehrreich in dieser Hinsicht sind eigentlich die meisten Bücher und Abhandlungen, welche sich außer mit Sagendeutungen etwa auch mit Astrologie und ihrer Darstellung im Altertum befassen. Hier finden wir kaum auch nur eine Andeutung, daß den astrologischen Erkenntnissen und dem Sternenkult mehr als abergläubige Zahlenspielerei oder ästhetisierendes Wohlgefallen zugrunde gelegen haben muß, sondern wir erkennen daraus auch, daß schon sehr frühe „geschichtliche" Zeiten selbst nicht mehr recht den Sinn und daher die Wirksamkeit astrologischen Wissens und Könnens erfaßt hatten; daß wir also in sehr viel ältere als die geschichtlich bekannten Kulturkreise werden hinabsteigen müssen, um dereinst dem wahren Sinn jener uns unsinnig oder abergläubig oder unverständlich vorkommenden praktischen Lebensweisheiten auf den Grund zu kommen. Ich verweise auf das kleine, leicht zugängliche Werkchen von F. Boll: Sternglaube und Sterndeutung (Unter Mitwirkung von C. Bezold) 2. Aufl. Leipzig-Berlin 1919 (Aus Natur- und Geisteswelt Nr. 638). Das Äußerste, was den alten Sterndeutungen dort zugestanden wird, ist, daß wirklich Menschen mit Fleisch und Blut auch aus den alten astrologischen Keilinschriften zu uns sprechen, deren „begrenzte Weisheit" von starker Religiosität getragen war, wie alles Forschen und Wissen jener alten Gelehrten, die sich den bleibenden Ruhm erwarben, das Feld urbar gemacht zu haben, auf dem eine der vornehmsten Wissenschaften aller Zeiten, die Astronomie, erwachsen sollte. — Wenn uns nur nicht einmal bei unserer Gottähnlichkeit ebenso bange wird, wie uns schon bei unserer Zivilisation bange geworden ist!

Ebenso erschöpft sich das sachlich sonst so reiches Material bringende Werk von W. Gundel, „Sterne und Sternbilder im Glauben des Altertums und der Neuzeit" (Bonn und Leipzig 1922), in formaler Betrachtung und Herstellung von äußerlichen Beziehungen, ohne daß man die Spur des inneren Lebens und der Wirklichkeit zu ahnen bekommt, die hier verhüllt liegt. Gerade, weil die Wissenschaft sich so ablehnend verhält, von der Form zum Leben vorzudringen, ist das Gebiet der Astrologie neuerdings ebenso sehr ein Tummelplatz für un-

kritiſche Geiſter geworden, wie das der Suggeſtion, der Telepathie und des Hellſehens, ehe man dieſen Dingen ernſtere wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit zugewandt hatte.

Auch in dem Werk von A. Dietrich: „Mutter Erde, Ein Verſuch über Volksreligion“ (2. Aufl. Leipzig-Berlin 1913) wird man als ſuchender Leſer nicht über Gedanken hinausgeführt, wie etwa den, daß der tiefe Glaube an eine göttliche Mutter Erde die antike Menſchheit immer wieder im Innerſten bewegt habe. Aber man fragt doch gerade nach dem Weſen dieſes das Innerſte Bewegenden, das ſich unmöglich in einem bloß äußerlich ſymboliſierenden Aberglauben oder in einer bloßen Bilderſucht erſchöpft haben kann. So vermißt man immer wieder das, was allein wiſſenswert wäre. Und doch iſt gerade im Mythiſchen kein Grund zu dem reſignierten Fauſtwort, daß wir nichts wiſſen können; wir müſſen nur den Mut haben, es aus unſerer eigenen Seele nachzuerleben.

Sehr viel tiefer, dem inneren Zuſammenhang der aſtrologiſchen, alchimiſtiſchen, der Zauber-, Opfer- und Wahrſagegebräuche gerecht werdend, ſtellt Th. W. Danzel die mythiſch-magiſche Weltanſchauung dar, auf deſſen Werk „Magie und Geheimwiſſenſchaft in ihrer Bedeutung für Kultur und Kulturgeſchichte“ (Stuttgart 1924) ich erſt durch Mitteilung des Verfaſſers kurz vor Herausgabe der 3. Auflage aufmerkſam wurde. Abgeſehen davon, daß jenes Buch eine ſachlich-wiſſenſchaftliche Darſtellung nicht überſchreitet und fachmänniſch den Stoff behandelt, die Metaphyſik als ſolche ablehnt und rein individualpſychologiſch vorgeht, kommt es doch zu Sätzen, die ſich oft wie im Wortlaut mit unſeren decken, obwohl bei der Abfaſſung der beiden Werke keiner vom andern wußte. Etwa dieſes: „Aſtronomiſcher und pſychologiſcher Sinn ſind in den Mythen miteinander verwoben. Wollen wir einen Mythos erſchöpfend deuten, ſo müſſen wir gleichzeitig den pſychologiſchen und naturhaften Sinn anzugeben ſuchen ... Erſt die Vereinigung beider Betrachtungsweiſen erſchließt uns den ganzen Gehalt der ſonſt ſo rätſelhaft anmutenden Geſtalten der Sagenwelt und ihrer Taten.“ Man vergleiche damit unſere Sätze auf Seite 225—28. Oder eine andere Stelle: „... von dem Homo divinans werden ſubjektiver (pſychologiſcher) und objektiver (etwa aſtronomiſcher) Bedeutungsgehalt eben tatſächlich als eine Identität erlebt, die ſich nur in unſerer Deutung, in unſerer Auslegung und analytiſchen Ausdrucksweiſe auseinanderſpaltet.“ Vgl. hiezu unſere Seite 228. Das innere Zuſammenſehen der natürlichen und der ſeeliſchen Seite des Geſchehens und das daraus ſich dem Bewußtſein ergebende Symbol nennt Danzel „Bildſichtigkeit“ (S. 83). Auch daß neben der rationalen Wiſſenſchaft ſich nunmehr eine künſtleriſch-divinatoriſche Deutungskunſt entfaltet, welche erſt dem verſtandlichen Wirklichkeitswiſſen Sinn und Geſtalt verleiht, iſt dort mit einer Klarheit und Sicherheit ausgeſprochen, die unſerer Auffaſſung vom kommenden ſymboliſchen Weltbild an Stelle des mechaniſtiſchen (vgl. S. 13 unſeres Textes) nichts nachgibt. Die Völkerkunde und Völkerpſychologie ſcheint heute ſchon turmhoch über unſerer vertrockneten Naturwiſſenſchaft zu ſtehen!

8) E. Bethe, Mythus, Sage, Märchen. Leipzig (ohne Jahreszahl), S. 109.

9) O. Spengler, a. a. O. Bd. II, S. 356 (ſ. Anm. 2).

10) W. Jacobi, Die Stigmatisierten. Beiträge zur Psychologie der Mystik. (In: Grenzfragen d. Nerven- u. Seelenlebens. Heft 114.) München 1923. Hier auch einschlägig eine neue, prinzipielle Aufschlüsse bietende Arbeit von G. R. Heyer in ders. Sammlung (Heft 121, 1925): „Das körperlich-seelische Zusammenwirken in den Lebensvorgängen."

Bei der Ausarbeitung des Buches kannte ich die Werke von K. du Prel noch nicht. Dort ist schon eine methodologische Grundlage geschaffen für das, was uns hier und im metaphysischen Teil beschäftigt.

11) Preller-Robert, Griechische Mythologie, S. 325-27.

12) Über den von der bisherigen Deszendenztheorie in seinem Wesen falsch aufgefaßten Begriff des „Stammbaumes" siehe: Kurt Lewin: „Die Verwandtschaftsbegriffe in Biologie und Physik und die Darstellung vollständiger Stammbäume. (In: Abhandlungen z. theoret. Biologie v. J. Schaxel, Heft 5. Berlin 1920.) Ad. Naef, Idealistische Morphologie u. Phylogenetik. Jena 1919.

Eine methodische Darstellung der Abstammungslehre auf historisch-kritischer Grundlage gibt S. Tschulok, Deszendenzlehre (Entwicklungslehre). Jena 1922.

13) L. Frobenius, Das unbekannte Afrika. Aufhellung der Schicksale eines Erdteils. München 1923, S. 23, 26.

Auf den hypothetischen, unzugehauenen Steinwerkzeugen aus der belgischen Tertiärformation, den Eolithen, baute schon früher Rutot einen entsprechenden Gedanken auf. Es sei anzunehmen, daß der Mensch ursprünglich nicht selbstgeschaffene, und seien es auch nur roh zugehauene Steinwerkzeuge benützt habe, sondern daß er schlechthin zu einem Gegenstand, also etwa zu einem geeigneten, von der Natur geformten Stein gegriffen habe. Dieser Zustand seiner Primitivkultur habe gewiß länger gedauert als der spätere steinzeitliche, und Rutot verlegt ihn nach den Eolithenfunden in die Jungtertiärzeit (Miozän). (A. Rutot, L'état actuel de la question de l'antiquité de l'homme. Bulletin Soc. belge de Géologie, Paléontologie et Hydrologie. Bruxelles 1903. T. XVII. S. 425—438). Allen derartigen Vorstellungen und Postulaten haftet aber der alte Fehler an, den auch die Abstammungslehre der Tiere und Pflanzen immer wieder macht, daß man nach einer formalen Primitivität sucht, die weder in der Natur, noch im Menschenleben als zeitlicher Urzustand bestanden hat und die, wenn irgendwo, dann ebenso gut auch später erst erscheinen kann und gar nicht der historische oder naturhistorische Ausgangspunkt für etwas unserem Auge oder unserem schematisierenden Abstraktionsvermögen kompliziert Erscheinendes zu sein braucht.

14) G. Schwalbe, Die Abstammung des Menschen und die ältesten Menschenformen. In: Die Kultur der Gegenwart. III. Teil, Anthropologie. Leipzig u. Berlin 1923, S. 316 u. 336 (vgl. Anm. 16).

15) H. Klaatsch, Werdegang der Menschheit. S. 17; S. 45ff. (siehe Zitat unter „Allgemeines").

Ferner: Die Stellung des Menschen im Naturganzen. XII. Vortrag in dem Sammelwerk: „Die Abstammungslehre". Jena 1911. S. 332ff.

16) Hier und im Text kann nicht der Beweis geführt werden, welche Theorie den Fossilfunden und sonstigen Tatsachen am angemessensten erscheint. Es seien nur kurz einige von Klaatsch gewählte Argumente erwähnt, aus denen

sich sein Urteil über die Stellung des Menschen zu den Primaten ergibt. Für das Weitere muß auf die zitierten Arbeiten und auf die gegnerische Stellung besonders von Schwalbe, den wir nur als Hauptvertreter der ganzen Gegenrichtung nennen, verwiesen werden.

Vorausnehmend sei zum Argument der *Hand* bemerkt, daß Schwalbe wohl nicht das Entscheidende in Klaatschs Argumentierung trifft, wenn er (a. a. O. S. 307) sagt, Klaatsch habe bei seiner Auffassung der Menschenhand und ihrer Verwertung als Beweisstück für ein hohes erdgeschichtliches Alter des Menschenstammes in erster Linie ihre Ausbildung als Greif- und Kletterorgan im Auge gehabt, wie sie sich im ältesten Tertiärabschnitt (Eozän) bei Halbaffen und früher noch bei Beuteltieren finde; er vergesse, daß bei jenen ältesten Säugetierformen die Hand stets ein Lokomotionsorgan, also gewissermaßen ein Fuß sei.

Klaatsch hat nicht behauptet, daß die Menschenhand wirklich von diesen alten Formen herkomme, und daß diese Formen die Stammeltern des Menschen seien, sondern er sagt, worin ich ihm unbedingt zustimme, daß der Primatenstamm, insbesondere der mit Menschenhandcharakter, schon mindestens im ältesten Tertiärzeitalter neben jenen fünffingerigen Extremitätenträgern bestanden haben muß, eben *weil* seine Hand sich prinzipiell von jener Extremität unterscheidet und jene Formen ohnehin in anderen Richtungen schon ganz und gar spezialisierte Typen waren. Da der Primatenstamm — so ist der Sinnzusammenhang in Klaatschs Beweisketten — aber nicht den Menschen entließ, sondern selbst eher der Abkömmling oder ein älterer, neben dem Menschenweg herlaufender Seitenzweig ist, so müsse auch aus diesem Grund der Mensch mindestens alttertiär, wenn nicht schon mesozoisch sein. Aus welchen Wahrscheinlichkeitsgründen das letztere möglich erscheint, ist im Text teils mit Klaatschs, teils mit eigenen Argumenten ja ausführlich dargelegt.

Klaatschs Beweise für die Selbständigkeit des Menschen gegenüber dem Primatenstamm späterer Zeit, wie auch gegenüber den übrigen tertiärzeitlichen Säugetieren sind u. a. folgende:

1. Die Ursprünglichkeit der Menschenhand besteht in der formalen Annäherung an die fünffingerige Landextremität paläozoischer Amphibien. In ihrer Embryonalentwicklung aber zeigt sie eine rundliche ruderblattartige Form, vergleichbar jener von noch älteren paläozoischen Fischen. Ihre Flossenartigkeit wird noch besonders betont durch die Armabschnitte, die kurz sind und erst mit der Ausbildung zur eigentlichen Hand sich strecken. Die Scheidung von Ober- und Unterarm ist der Ausdruck für den ehemaligen Übergang vom Wasser- zum Landleben. Die Menschenhand läßt in dem Mechanismus ihrer Drehbewegungen noch die alten Ruderbewegungen erkennen, nämlich in der Rollung nach außen und innen, dem die Grundanordnung der Muskeln am Vorderarm noch entspricht.

2. Die Affen haben das auszeichnende Merkmal der Menschenhand, die Opponierbarkeit des Daumens, schon rückgebildet oder ganz verloren. Hierin ist der Mensch primitiver geblieben, kann also nicht von ihnen abgeleitet werden. Die Halbaffen allein haben die menschenartige Hand vollkommen bewahrt. Aber die Halbaffen sind nicht die unmittelbaren Ahnen der höheren Affen,

auch nicht des Menschen, weil sie trotz Bewahrung einiger sehr ursprünglicher Merkmale doch einseitig differenziert sind. Wenn sie also mit den Primaten einschließlich des Menschen in wurzelechtem Zusammenhang stünden, dann könnte die alte Nahtstelle nur im mesozoischen Zeitalter liegen, weil sie schon in der Alttertiärzeit stark spezialisiert, d. i. vom Menschentypus stark verschieden erscheinen. So sind die Halbaffen eine Gruppe, die sich auf eigener Entwicklungsbahn von einem vielleicht mit den Primaten und dem Menschen gemeinsamen sehr alten Formstadium wegentwickelte und selbständig wie der Mensch den opponierbaren Daumen erworben haben kann.

3. Die Menschenhand hat zwei Elemente in sich: das des Greiffußes und das des Gehfußes. Sie hat an der Kleinfingerseite einen Muskelballen, der nicht zur Fingerbewegung dient, sondern ein Polster zum Schutz der Nerven und Gefäße gegen Pressung ist. Dieses Polster und der muskulöse Daumenballen bieten daher eine Sohlenfläche zu einer Art Laufunterstützung der Füße durch die Hände dar, wenn auch in sekundärer Entwicklung. Aber gerade, daß dies sekundär entwickelt ist und nicht primär, beweist, daß das vorhergehende ursprünglichere Stadium der Menschenhand eben nicht der einfache Lauffuß wie bei allen tertiärzeitlichen Säugetieren gewesen war.

4. Daß am Menschenfuß der Charakter einer Greifhand, also nicht einer einfachen Laufextremität wie bei den übrigen Säugetieren, ursprünglich da war, geht aus der Embryonalentwicklung hervor, die den Fuß nach Art der Hand zuerst noch gebaut zeigt, wobei die große Zehe wie ein Daumen absteht. Der jetzige Menschenfuß ist somit rückgebildet aus einem Kletterfuß, nicht aus einem Säugetierschreitfuß. Der Menschenaffentypus aber hat mit seinem Fuß einen so einseitig vorgeschrittenen Zustand schon erreicht, daß er als Seitenzweig des Urmenschentypus, nicht aber als Stammvater des Menschen darin erscheint. Auch die Anordnung der Blutgefäße und Nerven im Menschenfuß ist derart, daß der Raum zwischen 1. und 2. Zehe besonders betont ist, obwohl er äußerlich im fertigen Menschenfuß nicht mehr zum Ausdruck kommt.

Zu entsprechenden Ergebnissen führt die Betrachtung des Gebisses:

1. Affen- und Menschengebiß sind durch ihre ursprüngliche Lückenlosigkeit, die keinem jungtertiärzeitlichen Säugetier mehr zukommt, ausgezeichnet. Aber auch die in den Menschenstammbaum eingereihten Halbaffen haben in der Alttertiärzeit schon zwischen Eck- und Backenzähnen die Lücke. Nur bei einer Form (Necrolemur) aus der Alttertiärzeit erscheint die volle primatenartige Zahnzahl. Aber ihn deshalb in die Stammreihe der Primaten und des Menschen einzurücken, verbietet der starke Eckzahn, der zwar ein pithekoides, aber kein menschliches Merkmal ist, und außerdem hat er statt der Lücke ein an Zahnzahl geringeres Gebiß, ist somit hierin schon einseitig entwickelt.

2. Die jetzigen Menschenaffen haben, zum großen Unterschied auch vom Diluvialmenschen, stark entwickelte Eckzähne (Fig. 4; S. 61). Würde der Mensch von Trägern eines solchen starken Eckzahnes abstammen, so müßte der Entwicklungslauf in einer Reduktion der Eckzahnstärke bestehen, mithin müßten die ältesten gemeinsamen Stammformen von Mensch und Primaten erst recht starke Eckzähne gehabt haben; auch der diluviale Mensch müßte als vermutlicher Vorfahre des Jetztzeitmenschen noch stärkere Eckzähne als dieser besessen haben,

was nicht der Fall ist, obwohl der Schädel durch seine etwas niedrigere Wölbung und seine Augenwülste affenähnlicher war. Da aber auch die Halbaffen wegen ihrer sonstigen Differenzierung in Schädel und Gebiß nicht Stammeltern des Menschen sein können, so ist für den Menschenstamm die Bahn außerhalb der Primaten und der Halbaffen zunächst bis in die Alttertiärstufe hinunter frei.

Auch die Schädelbildung liefert noch einige Anhaltspunkte, die kurz erwähnt seien:

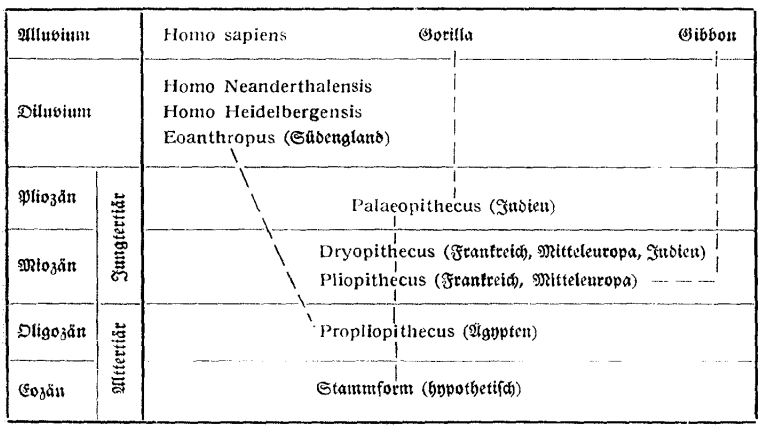
1. Beim menschlichen Embryo verlagern sich die Augen von der Seite nach vorne. Der fertige Mensch ist in der nach vorne gerichteten Stellung seiner Augen das vollkommenste Säugetier. Diese Vollkommenheit ist aber nicht gleich der extremsten Entwicklung in dieser Richtung. Denn die Menschenaffen sind darin übertrieben spezialisiert, über den Menschenzustand noch hinaus. Mit jener Augenverlagerung nach vorne wird die ursprüngliche säugetierhafte Nasenregion verschmälert. Bei den Affen ist diese noch schmäler geworden als beim Menschen, dessen Augenhöhlen noch seitlicher liegen, wenn sie auch im Gegensatz zu den übrigen Säugetieren sehr nach vorne gerückt sind. Die Affen können also auch hierin nicht das Vorstadium zum Menschen sein.

2. Mit der Augenverlagerung hängt auch die Schädelwölbung zusammen. Durch die Verdrängung des Geruchsorganes bei der Vorwärtsverlagerung der Augen, durch die damit eingetretene Erweiterung der Gesichtseindrücke konnte sich die Großhirnhemisphäre beim Menschen so erweitern, daß er darin alle anderen Tiere übertraf. Solange das Schädeldach noch flach war oder nach hinten anstieg, war die vordere Augenregion von der hinteren Schädelregion abgegrenzt. Als sich das Großhirn und damit das Schädeldach durch seine Wölbung über die vordere Region emporhob, blieben als betonter Rest jene Augenwülste übrig, die den Diluvialmensch und den Australier noch auszeichnen. Beim Gorilla setzt sich die besonders starke Kiefermuskulatur an die Augenwülste an und verstärkt sie noch. In dem entwicklungsgeschichtlichen Augenblick, wo die Schädelwölbung in dem beschriebenen Zusammenhang einsetzte, war der Divergenzpunkt einerseits zum heutigen Menschen, andererseits zu den Menschenaffen erreicht. Von da ab mußte theoretisch einerseits der Mensch mit der hochgewölbten Stirn, andererseits der immer menschenaffenartiger werdende Gorillastamm sich abzweigen, dessen Extrem schließlich der Gorillaschädel mit dem Knochenkamm über das Schädeldach herüber wurde. Das Junge des Gorilla hat noch einen sehr menschenähnlichen Schädel im Gegensatz zum erwachsenen Tier. Nachdem der Gorillastamm sich abgezweigt hatte, ging der noch nicht vollendete Menschenstamm seinen Weg weiter zum vollendeten Großhirn mit dem gewölbten Schädel; auf einem dabei erreichten höheren Entwicklungsstadium stellte sich noch einmal eine Spaltung ein, die den übrigen Menschenaffenkomplex schuf. Und damit erst war der vollendete quartärzeitliche Vollmensch da.

Fr. Weidenreich, Der Menschenfuß (Zeitschr. für Morphologie und Anthropologie. Bd. 22. Stuttgart 1921, S. 51—282) kommt bei der anatomischen und statischen Durcharbeitung des Menschenfußes dazu, den Menschen von Formen mit fünffingerigem Kletterfuß theoretisch abzuleiten, worin er sich als primitivste und beweglichste Form gegenüber allen Säugetieren, außer den kletternden

Primaten und Beuteltieren, erweist. Diesen gegenüber ist der Menschenfuß aber durchaus einseitig spezialisiert (S. 262). Der Fuß des Jetztweltmenschen zeigt trotz bemerkenswerter primitiver Merkmale einzelner Rassen keine direkten Beziehungen zu einer bestimmten Primatengruppe (S. 267). Der Hominidenahn muß schon von vorneherein lange untere Extremitäten besessen haben, als er so die terrestrische Lebensweise aufnahm. Die anthropomorphen Affen scheiden aus. Es muß einmal eine Primatenform bestanden haben, die wie die Beuteltiere eine besondere Hautverbindung zwischen zweiter und dritter Zehe (Zygodaktylie) neben einer allgemeinen Schwimmhautbildung besaß. Diese ging teilweise verloren, wurde aber im Hylobatiden- und Hominidenstamm bewahrt und beweist auch die stammesgeschichtliche Selbständigkeit des Sprosses, der zum Menschen führte. Wo er abzweigte, ist schwer zu sagen. Weidenreich nimmt mit Schwalbe an, daß der Sproß „in seiner Selbständigkeit sehr weit herabreicht" (S. 275/76).

17) M. Schlosser (Beiträge zur Kenntnis der oligozänen Landsäugetiere aus dem Fayûm, Ägypten. In: Beiträge z. Paläontologie und Geologie

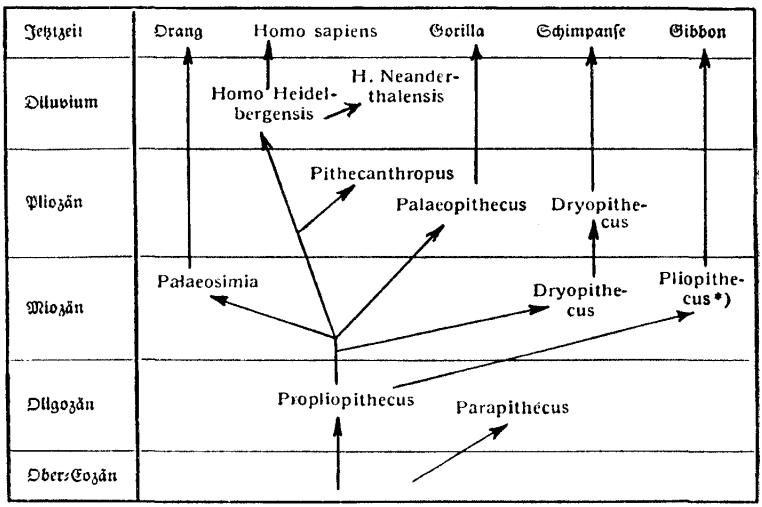


Österr.-Ungarns und des Orients. Bd. 24. Wien-Leipzig 1911, S. 55ff.) verfolgt den „Stammbaum" der Simiiden bis zu diesem Propliopithecus zurück, und danach ergäbe sich umstehende Ahnenreihe, zu der die einzelnen Gattungen in kurzen Definitionen und teilweise mit Abbildung ihrer Reste in dem Lehrbuch von K. A. v. Zittel (Grundzüge der Paläontologie. Bd. II. Wirbeltiere. 4. Aufl. München-Berlin 1923. Säugetiere, bearb. von M. Schlosser) aufgeführt sind.

Die Gattungen dieses Stammbaumes treten auf weite Länder verteilt auf und sind zum Teil nur auf Kieferreste (S. 61, Fig. 4) oder bloß Einzelzähne gegründet, von denen es teilweise überhaupt zweifelhaft ist, ob sie zusammengehören (Eoanthropus). Mit diesem Stammbaum erklärt Schlosser den Tertiärmenschen und seine vermeintlichen Primitivwerkzeuge (Eolithen) für

widerlegt, zumal auch der diluviale Primitivkiefer des Homo Heidelbergensis die Hypothese eines Tertiärmenschen überflüssig gemacht haben soll.

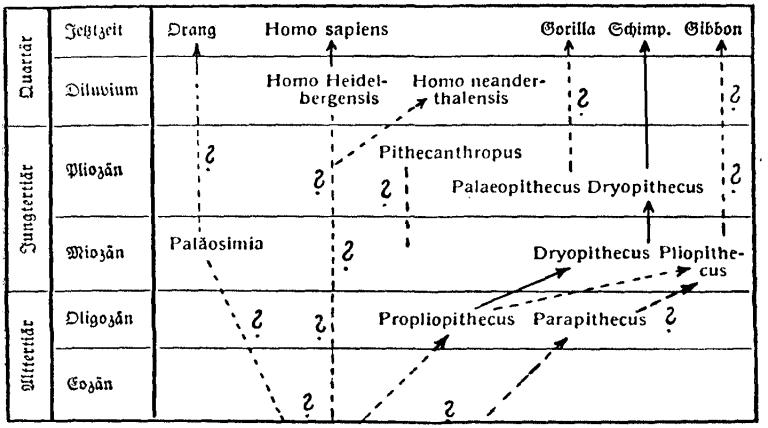
W. K. Gregory, der mit Schlosser an der Bedeutung des alttertiärzeitlichen ägyptischen Propliopithecus als unmittelbarem Menschen- und Menschenaffenahnen festhält, gibt folgenden, hier nur unwesentlich verkürzten Stammbaum (The origin and evolution of the human dentition. Journ. of Dental Research. Vol. II. S. 688. New Haven 1920. Ferner: Studies on the evolution of the Primates. Bullet. Americ. Mus. Nat. Hist. New York 1916, S. 313 ff.):



*) Von Gregory ins Pliozän gesetzt.

Was sofort auch an dieser Tabelle auffällt und gegen die Anordnung einnimmt, ist, daß gerade wieder an der entscheidenden Stelle des angeblichen Menschenwerdens, wo Mensch und Menschenaffe sich trennen sollten, so daß man von einer nachweisbar späten Entstehung des Menschen sprechen dürfte, eine imaginäre Stammform angedeutet werden muß, ein Strichknoten statt eines wirklichen Ahnherrn. Derart ist aber immer das Ergebnis der formalen Deszendenzlehre, man mag es mit welchen Tieren nur immer, hohen oder niederen, zu tun haben: immer dort, wo wir eine wirkliche „Urform", einen wirklichen Stammvater haben sollten, müssen wir uns mit Bindestrichen begnügen; die wirkliche Urform aber — in diesem Falle Propliopithecus — ist ein nicht einmal vollständiger Unterkiefer. Würde zu diesem das ganze Skelett gefunden, so müßte es sich erst noch zeigen, ob die Gattung nicht doch so einseitig entwickelt war, daß sie wiederum aus diesem Stammbaum als Seitenzweig auszuscheiden ist. Man bedenke auch, daß auf der vorstehenden abgekürzten Tabelle sehr zugunsten dieses Stammbaumes noch der Umstand spricht, daß hier einige Zeitstufen im Miozän und Oligozän zusammengenommen sind, so daß in

Wirklichkeit Propliopithecus noch weiter ohne sichere Zwischenglieder vom Menschen abrückt. Entwerfen wir also mit den vorigen Mitteln den Stammbaum ohne petitio principii, dann sieht er wohl so aus, wobei die Strichelung das Hypothetische darstellt:



Jene Art Stammbaumrekonstruktion, wie sie üblich ist, beruht eben auf dem im Text prinzipiell bestrittenen formalistischen Verfahren. Unter seinem Einfluß ist der auch für den Nichtfachmann sehr lesbare Aufsatz von G. Schwalbe geschrieben, der als zusammenfassendes Ergebnis der anatomischen und paläontologischen Forschung des letzten halben Jahrhunderts angesehen werden kann: „Die Abstammung des Menschen und die ältesten Menschenformen. (Kultur der Gegenwart. Teil III. Anthropologie. Leipzig-Berlin 1923, S. 223 bis 338). Schwalbe ist ein Gegner der Lehre von Klaatsch und erkennt weder die Herkunft der Affen aus dem Menschenstamm, noch die Existenz eines tertiär zeitlichen Menschen an. Wenn er darauf hinweist, daß der Mensch viele Eigenschaften enthält, die er mit den niederen Säugetieren teilt (Gaumenfalten-Jacobsohnsches Organ in der Nase, Übereinstimmung der Embryonalformen z. B. in den Kiemenspalten usw.) und ihn damit formal an die niederen Säugetiere anschließt, so wäre die gegebene Ausdrucksweise für diese Tatsachen nicht die, daß der Mensch „deshalb" von niederen Säugetieren „abstamme", sondern die, daß er niedere Säugetierstadien an sich hat; womit er ebensogut deren Ahne sein kann, wie auch beide einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben können. Denn auch die niederen Säugetiere, soweit man zurückgeht, sind so einseitig entwickelt, daß nicht abzusehen ist, wo der Mensch mit seinen vielfach nicht nur sehr primitiven, sondern auch anders gearteten Eigentümlichkeiten später gegen Ende der Tertiärzeit angeknüpft werden könnte. Denn die von Schlosser gegebene Affenreihe — soweit wir nicht nur einzelne Zähne und Kieferreste miteinander vergleichen — ist schon, nach Klaatschs Darlegungen, mit einbegriffen in die ursprüngliche Primitivität insbesondere der Hand, so daß man den

Menſchen als ſolchen nicht erſt kurz vor dem Diluvium aus jener entſtehen laſſen darf. Hierfür ſei auf die ſchon angegebenen Arbeiten von Klaatſch ſelbſt hingewieſen, deren Kritik dann in dem hier genannten Aufſatz von Schwalbe (a. a. O. S. 307 ff.) zu finden iſt. Der wiſſenſchaftliche Streit bekommt ein anderes Geſicht, wenn man die biologiſch unhaltbare alte Stammbaumvorſtellung als eine Fiktion und ein der Natur nicht entſprechendes Abſtraktum aufgibt, ſich das Weſen der Typentheorie und das Geſetz des Zeitcharakters klar macht und daraufhin die natürlich gegebenen Formen betrachtet, ohne ſie in ein Schema zu drängen.

17a) A. Adloff, Einige beſondere Bildungen an den Zähnen des Menſchen und ihre Bedeutung für ſeine Vorgeſchichte. Anatom. Anzeiger v. Eggeling. Bd. 58. Jena 1924, S. 497ff.

18) In dieſem Sinne ſagt ſelbſt Schwalbe (a. a. O. S. 329), es gehe keinesfalls an, die Greifhand des Menſchen auf eine ſolche bei alttertiären Säugetieren zurückzuführen. Beuteltiere kämen wegen ihrer ſonſtigen Differenziertheit nicht in Betracht, es ſei denn, daß man an die anzunehmenden älteren gemeinſamen Ausgangsformen der Plazentalier und Marſupialier anknüpfen wolle. Man ſieht, wie durch die ſachliche Betrachtung auch dieſer, ein höheres Alter des Menſchen ſo von Grund aus ablehnende Forſcher, ohne daß er es bemerkt, ſchon zu einem außerordentlich hohen Alter geführt wird.

19) W. K. Gregory, R. W. Miner, G. K. Noble, The Carpus of Eryops and the Structure of the primitive Chiropterygium. Bullet. Americ. Mus. Nat. Hist. New York 1923, Vol. 48, S. 279.

W. K. Gregory, Present status of the problem of the origin of the Tetrapoda etc. Annals New York Acad. Science. Vol. 26, 1915, S. 317—383.

19a) W. Soergel. Die Fährten der Chirotheria. Eine paläobiologiſche Studie. Jena 1925.

20) Zu unterſcheiden von der gleichmäßigen Streckung der ganzen Extremität iſt deren ſekundäre Verlängerung bei ſpringenden Tieren wie Vögeln und gewiſſen Säugetieren (Springhaſen und -mäuſe) des känozoiſchen Zeitalters. Da werden nicht die Hinterbeine als Ganzes geſtreckt und der Fuß behält ſeine Eigentümlichkeit bei, ſondern die Fußwurzelknochen vor allem werden ſtark verlängert und ſonſtwie noch modifiziert. Nur bei einem gewiſſen Teil von Schreckſauriern aus der Jura- und Kreidezeit tritt dieſelbe Streckung der Fußwurzelknochen ein; das ſind jene Gattungen, welche etwas durchaus Vogelähnliches haben, die wie ein Straußvogel aufrecht gingen und wegen ihrer hohlen Knochen, ſowie einigen anderen Skeletteigentümlichkeiten mit Vögeln in ſtammesgeſchichtlicher Beziehung ſtehen können. Ihre zum Teil gewaltigen Dimenſionen laſſen in ihnen die ſagenhaften Drachen vermuten. Abermals davon zu unterſcheiden iſt die Stelzbeinigkeit, welche nicht nur in den beiden Hinterfüßen, ſondern in allen vier Füßen gleichartig erreicht iſt durch Streckung und Verſchmelzung einzelner Fußwurzelknochen, wie bei Hirſchen und Schafen. Beſonders wichtig zur Feſtſtellung der Hochbeinigkeit als Zeitſignatur iſt ferner, daß auch die, jedenfalls den Typus des mesozoiſchen Säugetieres ausſchließlich ausmachenden Beuteltiere, ſoweit ſie aufrecht gehen und ſtehen, ſtets den in ſeiner Wurzel ſchon etwas verlängerten Fuß, jedoch völlig auf dem Boden

liegend haben, so daß äußerlich durchaus der Habitus des gewöhnlichen mesozoischen Landreptils mit den einfach gestreckten Hinterbeinen gewahrt wird.

21) G. Steinmann, Der Ursprung des Menschen. Die Westmark. Köln-Mülheim 1921, S. 457ff.

21a) M. Westenhöfer, Über die Erhaltung von Vorfahrenmerkmalen beim Menschen usw. Medizinische Klinik. Jahrg. 19. Berlin 1923, Nr. 37.

—, Das menschliche Kinn, seine Entstehung und anthropologische Bedeutung. Archiv f. Frauenkunde u. Konstitutionsforschung. Bd. X. Berlin 1924, S. 239—262.

22) M. J. bin Gorion, Die Sagen der Juden. I. von der Urzeit. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1919, S. 177.

23) Das Gilgamesch-Epos, Neu übersetzt v. A. Ungnad, erklärt v. H. Greßmann. Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments. Heft 14. Göttingen 1911, S. 49/50.

24) Dähnhardt, Natursagen I. S. 226/27.

25) Oth. Abel, Paläontologie und Paläozoologie. In: Kultur der Gegenwart. Teil III. Organ. Naturwissenschaft. IV. Abt. Bd. 4: Abstammungslehre usw. Leipzig und Berlin 1914, S. 303ff.

—, Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglauben. („Wissen und Wirken", Bd. 8.) Karlsruhe 1923.

26) G. Weil, Tausend und Eine Nacht. Bd. II, S. 272. 5. Abdruck. Berlin. (Ohne Jahreszahl.)

27) Märchen der Weltliteratur, herausgeg. v. A. v. der Leyen. Nordische Volksmärchen I. Teil. Übers. v. Kl. Stroebe. Jena 1915, S. 137.

28) Deutsche Volksbücher. (Herausg. v. P. Jerusalem, Ebenhausen-München 1912.) „Die Historie von einer Frau, genannt Melusine" usw. S. 385/86.

29) Literatur über die Zirbeldrüse (Epiphyse):

M. Flesch, Über die Deutung der Zirbel bei den Säugetieren. Anatom. Anzeiger. Bd. III. Jena 1888, S. 173.

R. Wiedersheim, Vergleichende Anatomie der Wirbeltiere. 7. Aufl. Jena 1909, S. 276; 320.

O. Hertwig, Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Wirbeltiere. 9. Aufl. Jena 1910, S. 562ff.

A. Biedl, Die innere Sekretion. 3. Aufl. Berlin und Wien 1919.

29a) E. Gaupp, Zirbel, Parietalorgan und Paraphysis. Ergebnisse der Anatomie u. Entwicklungsgeschichte von Merkel u. Bonnet. Bd. VII 1897. Wiesbaden 1898, S. 208—85.

30) Auch das individuelle Alter der frühnoachitischen Menschen wird stets sehr hoch angegeben, wie aus dem Alten Testament bekannt ist. Noah wurde 950 Jahre, bis er starb (Gorion, Sagen der Juden. „Urzeit", S. 236; „Erzväter", S. 146).

Ohne auf die Frage einzugehen, was man in jenen Überlieferungen unter „Jahren" zu verstehen hat, wie auch unter den „Tagen" der mosaischen Schöpfungsgeschichte, sei nur darauf hingewiesen, daß eine gesetzmäßige Beziehung

zwischen der Körpergröße der Tierformen und dem individuellen Lebensalter ihrer Individuen zu bestehen scheint; es sei an das hohe Individualalter des Elefanten erinnert. Auch die Riesensaurier des mesozoischen Zeitalters mit ihrer oft unheimlichen Körpergröße konnten individuell sehr alt geworden sein und als Einzeltiere vielleicht Menschengenerationen überdauert haben, woraus sich dann wieder einzelne Sagenzüge erklären ließen. Auch der Urmensch, wenn er sehr groß war, könnte ein sehr hohes individuelles Alter erreicht haben, und es wäre dann nicht nötig, an dem Wort „Jahr" allzuviel noch herumzudeuteln.

30a) Von fachmännischer Seite wurde gelegentlich eingewendet, ein „Stirnauge" liege auf der Stirne, ein „Scheitelauge" oben auf dem Schädeldach; man dürfe daher beides nicht gleichsetzen. — Bei den ein Parietalorgan tragenden Tieren liegen aber Stirne und Schädeldach in einer Flucht; deshalb bedeutet „Stirnauge" und „Scheitelauge" dem Sinn nach wohl dasselbe. Ich glaube kaum, daß die Sagenüberlieferer bei der Bezeichnung „Stirnauge" auf anatomisch-nomenklatorische Korrektheit Wert legten oder gar an die Möglichkeit einer Unterscheidung von Parietalknochen und Frontalknochen dachten; sonst hätten sie sich gewiß zunftgemäß ausgedrückt! Ich lasse also für die Gestalt des Urmenschen das Wort „Stirnauge" wechselweise mit „Scheitelauge" stehen und verzichte auf eine so unfruchtbare, den Sinn der Sage verfehlende Haarspalterei, zumal älteste Wirbeltiere auch im streng anatomischen Sinn ein richtiges Stirnloch, nämlich zwischen den Frontal-, nicht zwischen den Parietal-Knochen hatten. Über die paläontologische Entstehung vgl. meinen Aufsatz „Die Ursinnessphäre" in „Die Kreatur", Band II, Heft 3. Berlin 1928.

Von der anderen Seite angesehen, ist es jedoch nicht ausgeschlossen, daß von den ältesten, auf S. 48 u. 74 erwähnten fischartigen Urzuständen aus sich eine Entwicklungsbahn mit richtigem Stirnauge und andererseits die bekannten Saurier mit dem Parietal- oder Scheitelauge sich abzweigten. Der hypothetische Urmenschenstamm könnte zu dem ersteren Typus gehört haben, so daß man bei ihm von einem richtigen Stirnauge im strengsten Sinn reden müßte. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, daß die Frösche (Anuren) einen richtigen Stirnfleck haben, der in den Frontal- nicht Parietalknochen sitzt und damit auf jenen vermuteten uralten und richtigen Stirnaugenzustand hinweist. Dieses periphere Stirnorgan entspricht, wie Goette nachwies, aber auch der Zirbel, und das zeigt, daß ihr Hervortreten nach außen nicht an bestimmte Schädelknochen gebunden ist. Die Frage ist vorläufig nicht zu entscheiden, und ich gebrauche daher den Ausdruck Stirn- und Scheitelauge wechselweise noch in der unverbindlichen Form. (Vgl. hierzu: J. V. Rohon, Über Parietalorgane und Paraphysen. Sitzungsber. k. böhm. Ges. Wiss. [Math. Natw. Kl.]. Prag 1899, S. 1—15).

31) Eine Woche vor der Drucklegung, nachdem über ein halbes Jahr dieser Abschnitt inhaltlich feststand, bekam ich noch die Abhandlung von A. Sichler: „Die Theosophie (Anthroposophie) in psychologischer Beurteilung" (Heft 112 der Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. München und Wiesbaden 1921) in die Hand und finde dort als Gegenstand der Kritik u. a. eine Inhaltsangabe der Hauptgedanken einer Urgeschichte der Menschheit nach H. P. Bla-

vatsky, die sich in einigen Punkten und z. T. identischen Angaben über den Urmenschen mit meinen Schlußfolgerungen berührt. Vgl. auch die Anm. 56 über Scott-Elliots „Lemuria", wo Ähnliches zu finden ist, aber ohne vernünftige Quellenangaben.

32) Die Dresdener Mayahandschrift (Codex Dresdenensis) ist veröffentlicht in: „Antiquities of Mexico" von Lord Kingsborough. 9. Bd. London 1831—48 (Bd. 3, S. 74ff.). Ferner reproduziert von:

E. Förstemann, Die Mayahandschrift usw. Dresden 1892. (Neudruck, Erste Ausgabe: Leipzig 1880. Die Abbildungen in F. Helmolts „Weltgeschichte", 1. Aufl. Bd. I. Leipzig und Wien 1899, S. 230/31 sind ebenbürtige Reproduktionen. Die im Text jeweils wiedergegebenen Abbildungen sind der Ausgabe von 1880 entnommen. Erläuterungen zu den Götter- bzw. Dämonengestalten gibt: P. Schellhas, Die Göttergestalten der Mayahandschrift. Dresden 1897.

33) F. Bumiller, Die Bibel der Quiche-Indianer. Beilage zur Augsburger Abendzeitung, Nr. 56, 1912, S. 6.

34) Andree, Flutsagen, a. a. O., S. 59.

35) Andree, ibid., S. 84.

36) Preller-Robert, Griech. Mythologie, S. 85.

37) Gilgameschepos, S. 8/9 (siehe Anm. 23).

38) Andree, Flutsagen S. 74.

Diese indianische Bildererzählung ist wohl in jedem guten Konversationslexikon zu finden, auch in sonstigen gemeinverständlichen Werken oft abgebildet; ferner in R. Andree, Flutsagen.

39) A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients. Leipzig 1904, S. 5.

40) Dähnhardt, Natursagen, Bd. I, S. 226/27.

41) Dähnhardt, ibid., S. 226.

42) Aber gerade das ist es, von wo aus sich abermals zeigen läßt, daß man sogar in der Zeit der extremsten Deszendenzlehre nichts anderes denken und sich vorstellen konnte als folgende drei Fälle:

1. Der Mensch ist ein eigener persistenter Stamm, wenn auch mit allen möglichen Verwandlungen, bis zur ältesten erdgeschichtlichen Zeit zurück. Das schließt zwei verschiedene Möglichkeiten der Entwicklung ein: Entweder ist dieser selbständige Stamm im Mesozoikum ein primitives Säugetier und im Anfang des Mesozoikums oder im jüngsten Paläozoikum ein Reptil bzw. Amphibium gewesen und hat sich durch diese Stadien zu einem Menschenaffen und zuletzt zum Menschen hindurchentwickelt; oder er war seit jener ältesten Zeit auch äußerlich schon ein eigener Formtypus, wenn auch in allerlei Formverwandlungen erscheinend, also doch eben entelechisch Mensch. Im ersteren Fall hätten wir nichts wesentlich anderes als den alten grotesken Stammbaum Haeckels, worin die Haie und Reptilien unsere Ahnen waren; genau das. Aber eben das glaubt heute doch der das paläontologische Material beherrschende Forscher nicht mehr. Bleibt also nur das zweite noch: der Spätmensch stammt aus seiner eigenen Stammbahn her, nicht von Haien und Molchen.

2. Der Mensch und viele höhere Tiere gehen stammesgeschichtlich auf eine ihnen gemeinsame, sehr alte Urform zurück; der Mensch ist bloß die am weitesten emporgetriebene Spitze und jene gemeinsame Urform ist eben auch seine Urform. Die übrigen aus dieser Urform bald früher bald später abgezweigten, weniger hochentwickelten Gattungen sind dann eben einseitig differenzierte oder stehengebliebene Stadien seines ursprünglichen Werdens selbst.

3. Es stammt alles Tierleben, soweit wir es zurückverfolgen können, von ein und derselben Urform her, die mithin auch der Stammvater des späteren Menschentieres ist. Das wäre das alte Bild des auf das Linnésche System gegründeten Stammbaumes der früheren Deszendenzlehre, das zur Spitze den Menschen hatte. Somit würde sein Wesen auch dem ganzen Stamm bis in den Anfang zurück angehören — es wäre stets *seine* Urform gewesen, aus der alles hervorging. Er würde potentia die ganze Tierwelt in seinem Stamm mitgebracht und mitgeführt haben und stets in eben dem Maß reiner herausgetreten sein, als Tierhaftes sich aus dieser seiner Stammbahn in speziellen Formen abspaltete.

Denn es wird doch nicht mehr gut als letzter Ausweg — um eine Entwicklungslehre ohne Entelechie zu retten — behauptet werden wollen, der Mensch sei aus irgend welchen Tierformen, ohne die innere Potenz zu einem Menschen, rein zufällig geworden? Wo wäre das, was ihn ausmacht, hergekommen? Aus sich selbst? Was wäre dieses Selbst? Oder aus dem Nichts? Oder aus einem Schöpfungsakt? Oder aus dem äußeren Ungefähr? Man mag die Abstammungslehre wenden wie man will: aus den obigen Alternativen wird man nicht herauskommen und ist selbst im darwinistischsten Zeitalter nicht herausgekommen — wenn man nicht gerade den sinnlosen leeren äußeren Zufall als ein höchst mystisches Geschehen an Stelle einer gerichteten Evolution setzen will. Wie man es also auch wendet und formuliert: der Mensch bleibt als wahre Urform der Stamm aller höheren Wesen.

43) E. Robert, Die griechische Heldensage. Bd. I. Berlin 1920, S. 30; S. 565, Anm. 1.

44) J. J. Schmidt, Forschungen im Gebiete der Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens. St. Petersburg 1824, S. 210/13.

45) Golther, German. Mythologie, S. 178/79.

46) O. Abel (s. Anm. 25).

47) P. Fauth, Hörbigers Glazialkosmogonie. Eine neue Entwicklungsgeschichte des Weltalls und des Sonnensystems. Kaiserslautern 1913, S. 513.

48) Dähnhardt, Natursagen, Bd. I, S. 216/18.

49) H. Gunkel, Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit. (Mit Beiträgen von H. Zimmern. Göttingen 1895. Dort ist die Sinndeutung von Behemoth und Leviathan auseinandergesetzt und gezeigt, wie solche Ungeheuer später ihres Charakters ganz entkleidet waren (S. 61/62).

50) H. Welten, Das Märchen vom Vogel Rock. „Kosmos". Stuttgart 1920, S. 39.

51) W. Bölsche, Entwicklungsgeschichte der Natur. Neudamm 1896, Bd. 2. S. 753.

52) B. Laufer, Ethnographiſche Sagen der Chineſen. Feſtſchr. f. Ernſt Kuhn. München 1916, S. 198.

53) W. Paſtor, Lebensgeſchichte der Erde. (Leben und Wiſſen, Bd. I). Leipzig 1903, S. 197/98.

54) Platons Timäos, Kritias, Geſetze X. Ins Deutſche übertragen von O. Kiefer. Jena 1909, S. 9—16; S. 141ff.

55) L. M. Hoſea, Atlantis: A Statement of the Atlantic theory, respecting aboriginal civilization. Cincinn. Quart. Journ. of Science. Vol. II. Cincinnati 1875, S. 193ff.

Ferner: M. Clarke, Examination of the legend of Atlantis in reference to protohistoric communication with America. London 1886.

56) P. Termier, L'Atlantide. Bullet. Instit. Océanographique de Monaco. 1913, Nr. 256.

Die geologiſche Literatur iſt zuſammengefaßt bei: O. Wilckens. Atlantis. Geolog. Rundſchau. Bd. IV. Leipzig und Berlin 1913, S. 441. Eine zuſammenfaſſende Überſicht der naturwiſſenſchaftlichen, der ſagengeſchichtlichen und der okkultiſtiſchen Literatur und Auffaſſungen des Atlantisproblems gibt: J. Peter, „Atlantis. Die verſunkene Welt." Pfullingen 1922. 34 S. Ebenſo. F. Wencker-Wildberg, Atlantis. Der Roman einer untergegangenen Welt. Leipzig (ohne Jahreszahl). Das Buch iſt aber kein „Roman", ſondern eine ſehr ſachliche Zuſammenſtellung aller Überlieferungen.

Von der theoſophiſch-okkultiſtiſchen Literatur, die auch über Atlantis, ſowie über den bei der Sintflutbeſprechung noch näher zu erwähnenden Gondwanakontinent berichtet, wurde hier, wie im ganzen Buch, abgeſehen. Iſt auch gewiß nicht zu leugnen, daß menſchheitsgeſchichtliche Tatſachen nach alter mündlicher oder ſchriftlicher Tradition oder aus genialer Erfaſſung des Vergangenen darin teilweiſe übermittelt werden, ſo hüllt ſie ſich doch, ſoweit ich ſie kenne und deshalb wenig ſchätze, in einen Mantel des primitiv Geheimnisvollen und läßt über ihre Quellen den Leſer gern im Unklaren. Dies gilt ganz beſonders auch für die beiden hier andernfalls einſchlägigen Publikationen:

W. Scott-Elliot, Atlantis nach okkulten Quellen. Überſ. von „F. P." Leipzig (ohne Jahreszahl, vor 1905) und

—, Das untergegangene Lemuria. Überſ. v. A. von Ulrich. Leipzig 1905, deren Autor, ſtatt ehrlicher Quellenangabe, es vorzieht, ſich auf allerlei geheime Aufzeichnungen und „Bibliotheken" zu berufen, die nur beſonders Eingeweihten zugänglich ſeien. Einerlei, ob ſolches bildlich oder ſachlich verſtanden ſein will, auf jeden Fall iſt es eine Täuſchung des ernſten Leſers, der Anſpruch darauf hat, eindeutig die Quelle zu erfahren, woraus ein Schriftſteller ſchöpft, und ſei ſie noch ſo perſönlich intuitiver Art. So iſt es üblich unter ehrlichen Forſchern, die wünſchen, daß ihre Meinung auch für ehrliche Menſchen, nicht nur für Senſationsbedürftige von Wert ſein ſoll; oder man unterlaſſe das öffentliche Bücherſchreiben, wenn man ſein Wiſſen — wie ich es begreiflich fände — für zu gut zum Veröffentlichen hält.

In dem kleinen Werk über Lemuria, das ſich offenbar auf allerlei, vielleicht nur mündlich überlieferte Sagen oder auf ein romanhaftes Ausſpinnen von ſolchen ſtützt, finden ſich Angaben über Urmenſchen und Urtiere, teilweiſe

recht wirr durcheinandergeworfen mit nicht entsprechenden und geologisch falsch datierten fossilen Tiergestalten. Dennoch muß ich einem Teil dieser Ideen die Priorität vor meinen Gedanken zugestehen, da sie mich seinerzeit anregten, über diese Fragen nachzudenken, soweit sie den Menschen selbst betreffen.

Das zweibändige Werk von H. P. Blavatsky: „The Story of Atlantis" kenne ich nur aus dem Buchhändlervorfenster, habe es nie in der Hand gehabt und bin von seinem Inhalt auch nicht durch Auszüge oder Referate unterrichtet, soweit es über das in Anm. 31) Gesagte hinausgeht.

57) Preller-Robert, Griech. Mythologie, S. 464ff. S. 564ff.

57a) In einem umfassenden Werk: „Von rätselhaften Ländern" (München 1925) gibt R. Hennig eine Darstellung der mythischen Geographie des Altertums und auch der Atlantis, die er auf Tartessos und die Guadalquivirmündung deutet. Auch hier kann ich deshalb nicht beipflichten, weil die heutige Geographie nichts für die Ausdeutung alter Überlieferungen beweist, sondern darin nur irreführt. Denn jeder Geologe weiß, daß gerade in den Mediterrangebieten und an den westeuropäischen Küsten große Veränderungen auch in den letzten Jahrtausenden vor sich gegangen sind. So wird die Philologie und die alte Geschichte immer hinken, wenn sie nicht an Ort und Stelle Geologen mitnimmt, die bei der Ausdeutung behilflich sind.

Von befreundeter und gelehrter Seite wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß man genau nachweisen könne, wie Platon zu seinen mythischen Dichtungen gekommen sei und wie es ihm dabei auf ganz andere Dinge ankam, als etwa wirkliche oder vermeintliche Urgeschichte zu überliefern. So sei auch seine Atlantis ein erdichtetes Symbol. Aber auch dagegen ist zu erwidern, daß, ebenso wie beim homerischen Polyphem, die dichterische oder philosophische Auswertung und Gestaltung einer Sage nichts gegen den Kern und die darin versteckte urweltliche Überlieferung selbst beweist, mag jene „entstanden" sein, wie sie will.

58) Ed. Sueß, Das Antlitz der Erde. 3. Aufl. Wien und Leipzig 1908. Bd. I, S. 25—98.

59) Andree, Flutsagen. S. 35/36.

60) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Bd. III. Leipzig 1862, S. 187.

Gesammelt sind die ozeanischen Sintflutsagen bei: A. Réville. Les réligions des peuples non civilisés. Bd. II. Paris 1887. (Nach E. Sueß.)

61) Andree, Flutsagen. S. 55/56.

62) Andree, ibid., S. 80.

62a) Um nicht einer mißverständlichen Kritik ausgesetzt zu sein, sei betont, daß der Abbruch des afrikanischen Kontinentes nicht selbst als Sintfluterklärung herangezogen werden soll, sondern nur als Beispiel dienen soll, welche verschiedenartigen Ergebnisse dieselbe Kontinentalbewegung zeitigen und auf wie große Flächen sie sich ausdehnen kann. Gegend und Name tun hier nichts zur Sache.

63) J. Riem, Die Sündflut. Eine ethnographisch-naturwissenschaftliche Untersuchung. In: Christentum und Zeitgeist. Heft 9. Stuttgart 1906.

64) P. Fauth, Hörbigers Glazialkosmogonie (siehe Anm. 47).

Zur Einführung in den Gedankenbau des sehr weitschweifigen, wenn auch inhaltlich großartigen Werkes ist besser geeignet und hier auch benützt:

H. Voigt, Eis, ein Weltbaustoff. Einführung in Fauth-Hörbigers Glazialkosmogonie (mit Atlas). Berlin-Wilmersdorf 1920.

H. Fischer, Die Wunder des Welteises. Berlin-Wilmersdorf 1922.

Die Lehre ist weder von der astronomischen, noch geologischen Fachwissenschaft bisher besonders geprüft, geschweige denn anerkannt worden; ich selbst habe sie erst nach Durcharbeitung meiner Ideen kennen gelernt und aus ihr übernommen, was im Text steht. Ich bin nicht in der Lage, den Mathematiker und Astronomen zu vertreten; wohl aber sind vom erdgeschichtlichen Standpunkt aus einige Einwände gegen Einzelheiten der Lehre, nicht gegen ihre Gesamtidee, zu erheben. So ist die „Eiszeit" ein Begriff, der sehr mißverstanden wird; die geschilderte ungeheure Eisbedeckung hat nicht existiert. Wenn man eine Erdkarte in flächentreuer, also nicht in der üblichen Merkatorprojektion für die Eiszeit entwirft (vgl. die Karte von F. Levy in E. Dacqué, Grundlagen und Methoden der Paläogeographie, Jena 1915) so bemerkt man, ein wie schwaches, für die südlicheren Länder praktisch gar nicht bemerkbares Phänomen die diluviale Eisdecke war. Katastrophale Überflutungen gab es seit Ende der Tertiärzeit in südlichen Ländern gleichfalls nicht; wir sehen z. B. in Ägypten und der angrenzenden Sahara, wo man gerade die Schichtbildungen der geologischen Vergangenheit seit dem Alttertiär trefflich kennt, keine Spur solcher katastrophaler oder mariner abtragender Wirkung, wie sie die Glazialkosmogonie mit ihrem hypothetischen tertiärdiluvialen Mondeinfang fordert. So einfach ist eben ihre deduktive Anwendung nicht. Weder sind die geologischen Formationsbildungen, außer an beschränkten Stellen, petrographisch oder zeitlich scharf getrennt, also keine durch Unterbrechungen universell zerlegten erdgeschichtlichen Zeitabschnitte; noch sind die vorweltlichen Meeresverlegungen jemals gleichartig auf beiden Hemisphären verlaufen; noch haben sie durchweg etwas Katastrophales; noch sind die Gebirgsbildungen einmalige paroxystische Prozesse, sondern ziehen sich meistens über längere Erdperioden hin, wenngleich sie zeitweise zu ganz besonderer Heftigkeit heranreiften. Auch die Fossilien sind nicht durchweg, sondern nur gelegentlich örtlich durch Zusammenschwemmungen entstanden. Gerade hier macht die Glazialkosmogonie in ihrer bisherigen Fassung den schweren Fehler, die Zeitalter und Tierwelten der Erdgeschichte durcheinander zu werfen, statt sie chronologisch säuberlich getrennt zu halten; das aber wäre doch die unverrückbare, allein sichere Grundlage für jede Vorweltforschung, sei sie erdgeschichtlich oder kosmologisch oder stammesgeschichtlich oder menschen- und sagengeschichtlich. Auch von dem dort behaupteten katastrophalen Aussterben der Tierwelten ist in der Erdgeschichte nichts zu bemerken, außer in eng begrenzten Gebieten. Es ist ferner durchaus unrichtig, daß die einzelnen geologischen Perioden oder Epochen durch eine immer wieder vollständig aussterbende Tierwelt gekennzeichnet wären; im Gegenteil. Es gehen nicht nur die allermeisten Stammtypen, sondern auch viele spezielle Gattungsgestalten von einer Epoche in die andere hinüber, und wo wir die geschlossene Schichtenfolge von einem Zeitalter ins andere unmittelbar beobachten können, ist von einem scharfen faunistisch-floristischen Trennungsstrich nicht durchweg

die Rede. Daß aber die Hörbigersche Lehre ganz ungeahnte astrophysikalische, wie kosmologische und erdgeschichtliche Ausblicke und Erkenntnisse bringt und bringen wird, das wird die nähere Zukunft doch wohl erweisen. Denn die Erdgeschichtsforschung steht in einer Krise, wo sie fühlt, daß mit der älteren katastrophenfreien angelsächsischen Wandlungslehre (Lyell) nicht mehr viel aus der Vergangenheit herauszuholen ist. Ein Ausweg aus dieser Enge wird aber vor allem durch eine Wiederhereinnahme kosmischer Einwirkungen auf den alternden Planeten zu finden sein.

Der Kampf um die neue Lehre, ist mitten im Werden und alle Entscheidung verfrüht. Eine ausführliche Widerlegung durch Fachgelehrte wird in einem vom „Bund der Sternfreunde" herausgegebenen Sammelbändchen „Weltentwicklung und Welteislehre" versucht (Verlag Die Sterne, Potsdam 1925). Es ist, wie bei allen werdenden wissenschaftlichen Theorien unmöglich, zu einem abschließenden Urteil zu gelangen. So verfehlt auch viele Einzelheiten beiderseits dargestellt werden und so berechtigt jede kritische Prüfung neuer Ideen ist, so muß man doch, wie schon in der 1. und 2. Auflage betont wurde, den Wahrheitsgehalt jeder Theorie von ihrer unzureichenden Ausgestaltung zur Lehre wohl unterscheiden. Denn schließlich sind es doch immer die Seher in einer Wissenschaft gewesen, welche die Erkenntnis auf einen neuen Boden stellten, auf dem die Einzelforschung nachher wieder für lange Zeit zu ackern hatte. Würde sich die Glazialkosmogonie nach den jetzigen Übertreibungen darauf beschränken, ihre zentrale Idee der kosmischen Zufuhren in Form von Feineis, Schleiereis, Eisboliden und planetoiden Körpern auszubauen und dies erdgeschichtlich und auch astrophysikalisch zu fundieren, so könnte sie in der Tat eine volle Erklärung für schwerwiegende und ungelöste geologische Probleme, wie die Frage nach der Permanenz der Kontinente und Ozeane, der Eiszeiten und des Klimawechsels, ja vielleicht der Faltengebirgsbildung, der Erdbeben und der Periodizität des Vulkanismus bieten, wie sie uns schon eine allgemeine Erklärung vieler Sagenbilder und vor allem des Sintflutereignisses im Prinzip vermittelt hat.

65) Diese Lehre widerspricht bis zu einem gewissen Grade, jedoch nicht durchweg, einer in der Wissenschaft mehr anerkannten Theorie des englischen Astronomen G. H. Darwin („Ebbe und Flut, sowie verwandte Erscheinungen im Sonnensystem". Übers. v. A. Pockels. 2. Aufl. Berlin und Leipzig 1911), wonach der Mond ehedem die Erde verlassen habe, sie seitdem in immer weiter werdender Spiralbahn umkreise, sich daher von ihr entferne, nicht aber in sie hineingezogen werde. Der Mechanismus besteht nach Darwin darin, daß der vom Mond auf der Erde erzeugte Meeresflutberg durch die rascher als ein Mondumlauf vor sich gehende Rotierung des Erdballs stetig vorausgerissen wird, also nicht dem Monde gegenübersteht, sondern ihm voraneilt, somit den Mond rückwirkend voranzureißen sucht. Hierdurch wird diesem eine Beschleunigung erteilt, die ihn zentrifugal langsam von der Erde abtreibt, so daß sich sein Umlauf um die Erde immer mehr spiralförmig erweitert. Trotz der dem Monde so erteilten Beschleunigung wird seine Umlaufzeit um die Erde immer länger, weil seine Bahnkurve sich erweitert. Anderseits wird aber wechselwirkend der Meeresflutberg vom zurückbleibenden Mond entgegen der Erddrehung zurück-

gezogen und bremst daher andauernd die Rotation der Erde. Beides, die Beschleunigung des Mondes und die Rotationsverringerung der Erde, wächst solange, bis ein Mondumlauf = einem Erdentag geworden ist. Der sehr viel länger gewordene Erdentag beträgt dann = die Zeit eines Mondumlaufes, oder ganz allgemein ausgedrückt: der Monat dauert einen Tag, der Tag einen Monat. Dann aber ist in dem System Erde-Mond Stabilität eingetreten. Denn während es heute noch so ist, als würde der Mond an einem immer mehr sich dehnenden Gummiband von der Erde nachgezogen, verhalten sich nach Darwin im Endzustand beide Weltkörper so, als ob sie durch ein starres unbiegsames Band miteinander verbunden wären und sich stabil wie Außen- und Innenteil eines Rades miteinander drehten.

Nach Fauth-Hörbigers Lehre aber liegt der gemeinsame Schwerpunkt des Systems Erde-Mond noch innerhalb des Erdkörpers, und daher ziehe die Erde den labil außerhalb ihrer stehenden Mond herein. Denn beide Körper fallen sozusagen gegeneinander (A. Prey, C. Mainka, E. Tams, Einführung in die Geophysik. Naturw. Monographien u. Lehrbücher. Bd. 4, Berlin 1922, S. 86ff.), und das müßte die Spiralbahn des Mondes zur Erde hinkehren, zumal die Gezeitenwirkung auf den Mond demgegenüber doch zu gering ist, um das Gegenteil, im Sinne Darwins, zu bewirken.

Dieses Argument ist für die Einfangslehre entscheidend. Jedoch ist weiter zu erwägen, ob nicht bei der allmählichen Annäherung des Mondes die Darwinsche Wirkung wieder einsetzt und immer mächtiger wird, je näher der Mond der Erde kommt. Denn bei einer Annäherung auf $^1/_3$ der jetzigen Entfernung ist die Flut und damit die rotationsverzögernde bzw. mondabtreibende Kraft schon 27mal so stark als jetzt und das steigert sich mit noch größerer Annäherung (bei $^1/_4$ Entfernung = 64mal) so sehr, daß dann das Darwinsche Prinzip das Fallprinzip übertreffen könnte und der Mondkörper tatsächlich wieder abgetrieben würde, wie es bei seinem Einfang wohl der Fall war, als er sich sehr der Erde näherte und dann aus den Darwinschen Gründen wieder zentrifugal abtrieb. Dem entgegnet nun die Fauth-Hörbigersche Auffassung, daß es gar nicht zu einer so großen Mondannäherung kommen werde, weil längst zuvor schon der Trabant zu einem dünnen Spiralring auseinandergezogen und allmählich von der Erde aufgesogen sei. Dieser Prozeß sei schon eingeleitet durch die Eiform, welche der Mondkörper jetzt bereits infolge der beständigen Erdanziehung habe, wobei er die spitzere Seite der Erde zukehrt; denn der Mondkörper selbst rotiert nicht mehr um sich selbst, sondern ist durch die beständige Erdanziehung längst zum Stillstehen seiner Rotation verurteilt und wendet der Erde immer dieselbe Seite zu.

66) Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß auch die Glazialkosmogonisten tief eindringende Sagenerklärungen geben; daß das Originalwerk von Fauth-Hörbiger auch den Menschen bis in das mesozoische Zeitalter zurückführt (a. a. O. S. 510ff., sowie H. Fischer, Weltwenden. Leipzig 1924), wenn auch mit anderen erdgeschichtlichen Datierungen der Sagen und von ganz anderen Voraussetzungen ausgehend als unsere Darlegungen. So kommen auch hier zur selben Zeit auf ganz verschiedenen Wegen die gleichen Ideen zum Vorschein. Soweit wir sachlich zusammentreffen, gebührt der Glazialkosmogonie

nach außen die Priorität. Das ist im Text auch klar gekennzeichnet; andere habe ich aus ihr nicht geschöpft.

67) Andree, Flutsagen S. 82.

68) Gorion, Sagen der Juden I (siehe Anm. 22), S. 195/96.

69) Für diese und die folgende Sage: Gorion, ibid., S. 197; S. 176/77.

70) Jeremias, a. a. O., S. 134 ff.

71) Andree, Flutsagen, S. 88/89.

72) Vgl. A. Wegener, Entstehung der Kontinente, S. 114 (s. Anm. 74).

73) Andree, Flutsagen, S. 29.

74) A. Wegener, Die Entstehung der Kontinente und Ozeane (Sammlg. „Die Wissenschaft", Bd. 66.) Braunschweig 1922. 3. Aufl.

Die Theorie lehrt, daß die Kontinente als spezifisch leichtere Gesteinsblöcke in dem spezifisch schwereren, an den Böden der Ozeane freiliegenden, mehr basaltischen Material der Erdrinde stecken und darin bei gleichbleibendem einseitigen Druck in horizontaler Richtung sich verschieben können. Auf solche Weise könnten ehemalige Kontinentalzusammenhänge zwischen Europa, Afrika und Amerika oder zwischen Afrika, Indien und Australien durch horizontales Auseinandergleiten der Teile sich aufgelöst haben, ohne daß man Niederbrüche zu ozeanischer Tiefe fordern müßte, was den Gleichgewichtsverhältnissen in der Erdkruste widerspräche.

Um die Theorie ist ein starker Kampf in der Fachwissenschaft entbrannt. Sie zu würdigen, setzt eingehende geophysikalische und erdgeschichtliche Kenntnisse voraus, und man muß weit über die gewöhnlichen physikalischen Laboratoriumsvorstellungen hinausgehen, um ihr folgen zu können. Nach dem derzeitigen Stand der Erörterungen scheint es, als ob weite horizontale Verfrachtungen kontinentaler Teile in der Erdgeschichte stattfanden, ohne daß deshalb das Niedersinken zu ozeanischen Tiefen ausgeschlossen werden darf. Wahrscheinlich treten beide Bewegungen im Steinmantel der Erde auf, sobald das planetarische Gleichgewicht im Erdkörper durch kosmische oder intratellurische Vorgänge gestört wird.

Auch die Wegenersche Theorie ist vor allem als geniale Ideenschau zu werten und ist von der größten Fruchtbarkeit für die Vorweltforschung jetzt schon geworden. Sie entstand durch die Betrachtung der auffallenden Umrißgleichheit beider Ufer des Atlantischen Ozeans, die sich spiegelbildlich fast vollkommen zur Deckung bringen lassen, wenn man die beiden Amerika mit Grönland an Europa und Afrika herangeschoben denkt.

75) Jeremias, a. a. O., S. 118 u. 139.

76) Dazu sei, um Mißverständnisse auszuschließen, bemerkt, daß natürlich auch unter den Babyloniern selbst die Sagenungläubigkeit herrschte und dieselbe flach naturwissenschaftliche Erklärung versucht worden ist, wie bei uns. Berossos, der babylonische Priester zur Zeit Alexanders des Großen, hat fast denselben Gedankengang wie Ed. Sueß. Die Flut hat nach ihm nicht irgendwann in früher Urzeit sich abgespielt, sondern ist ein babylonisch-geschichtliches Ereignis. (Ungnad-Greßmann, Gilgameschepos a. a. O. S. 213.)

77) L. Frobenius, Volksmärchen der Kabylen III. „Atlantis". Bd. III. Jena 1921, S. 267.

78) Gorion, Sagen der Juden, a. a. O., S. 185.

78a) Näher begründet in der Abhandlung „Tiefsee und Faltengebirge" von E. Dacqué, in den Berichten der Senckenberg. Naturf. Ges. Frankfurt a. M., Heft 9 und 10, 1925.

79) Golther, German. Mythologie, S. 516/17.

80) Andree, Flutsagen, S. 32.

81) Preller-Robert, Griech. Mythologie, S. 31.

82) F. Frech, Kleinasien. Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde. Berlin 1913, S. 424ff.

83) Andree, Flutsagen, S. 84.

84) „Thule", Bd. 13. Grönländer und Färinger Geschichten. Jena 1912. S. 10 u. 32.

84a) Von größter Bedeutung für das hohe Alter der Menschheit sind auch die — natürlich von der Fachwissenschaft wiederum kurzweg abgelehnten — Erkenntnisse von Herm. Wirth, Aufgang der Menschheit. Jena 1928. Wenn die uralten heiligen Zeichen und Bilderschriften der Germanen unverkennbar polare kosmische Himmelskörperstellungen verraten, die erlebte Urheimat dieser Rasse also in der Polarregion lag, so kann das nur auf die Tertiärzeit deuten. Denn weder nach der Eiszeit und noch weniger während der Eiszeit konnten dort oben Kulturmenschen gesessen haben. Es ist nicht notwendig, zur Bekräftigung dieser Gedanken und Beweisführungen, wie Wirth es tut, noch die Wegener'sche Kontinentalverschiebungslehre mit heranzuziehen, um etwa den ehemaligen Kontinent zu bekommen, der zu diesen Ergebnissen gehört; der Kontinent bestand ohnehin, auch wenn die Wegenersche Theorie, die lediglich eine Erklärung seines Verschwindens sein will, hinfällig würde. Es würde für Wirths Lehre genügen, sich schlechthin auf die Erdgeschichtsforschung zu berufen, die noch zu tertiärer Zeit einen nordatlantisch-polaren Kontinent kennt. Die Wirthsche Lehre ist wohl das Entscheidendste, was bisher über den Tertiärmenschen beigebracht wurde und eine erneute Bekräftigung unserer Ansichten, mögen auch Einzelheiten der Zeichendeutung — was ich nicht beurteilen kann — vom Standpunkt des Spezialkenners aus nicht schlüssig sein. Es ist übrigens in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß man auch viele tertiärzeitliche Säugetierformen aus der gleichen Heimat ableitet.

85) Fauth-Hörbiger, Glazialkosmogonie, S. 395 (siehe Anm. 47).

86) M. Dunker, Geschichte des Altertums, Bd. III. Berlin 1856, S. 39.

87) G. H. Darwin, Ebbe und Flut, S. 260 ff. (siehe Anm. 65).

88) Gorion, Sagen der Juden, a. a. O., S. 211/12.

Eine Anspielung auf die späte Herkunft des Mondes als solchen bringt auch noch ein astrologisches Sammelwerk aus der Bibliothek Asurbanipals, das auf fast 3000 Jahre v. Chr. zurückgeht. Dort heißt es: Als die großen Götter die Gesetze Himmels und der Erde dem glänzenden Mond anvertrauten, ließen sie die Neumondsichel strahlend hervortreten, schufen den Monat und setzten die Omina Himmels und der Erde fest, damit er am Himmel strahlend aufleuchte und inmitten des Himmels strahlend hervortrete. (A. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. Leipzig 1913, S. 131.)

89) Dähnhardt, Naturſagen I. S. 132/33.
90) Dähnhardt, ibid., S. 145/46.
91) H. Voigt, Eis ein Weltbauſtoff, S. 253 ff. (ſiehe Anm. 64).
92) Preller-Robert, Griech. Mythologie, S. 438/39.
93) Dähnhardt, Naturſagen I. S. 136ff u. 224.
94) Jac. Grimm, Deutſche Mythologie, 4. Ausg. v. E. H. Meyer, Berlin 1876, S. 603 u. 611.
95) Golther, Germaniſche Mythologie, S. 268ff.
96) Das Gilgameſchepos. In: Die Religion der Babylonier und Aſſyrer Von A. Ungnad (Bd. III der „Religiöſen Stimmen der Völker"). Jena 1921, S. 83.

Hier alſo iſt Engidu zweifellos nicht der einfache Urmenſch, als welcher er im früheren Teil des Epos erſcheint, ſondern ein Stern, der dem irrenden Weltkörper begegnet; womit ſich die Uneinheitlichkeit der Stoffe des Epos und ſeiner Geſtalten erweiſt.

97) Dähnhard, Naturſagen II. Berlin 1909, S. 83 u. 275.
98) Dähnhardt, Naturſagen I. S. 289.
99) Preller-Robert. Griechiſche Mythologie, S. 448 ff.
100) Gorion, Sagen der Juden. I. S. 205/06.
101) Jac. Grimm (ſiehe Anm. 94).
102) Gorion, Sagen der Juden. I. S. 205.
103) Andree, Flutſagen, S. 14.
104) Preller-Robert, Griechiſche Mythologie, S. 544ff.
105) Dähnhard, Naturſagen I. S. 224.
106) L. v. Schroeder, Die Arier und ihre Eigenart. (In: „Vorträge über wiſſenſchaftliche und kulturelle Probleme der Gegenwart.") Riga 1913. S. 26.
107) Siehe Anm. 154.
108) A. Harnack, Über wiſſenſchaftliche Erkenntnis. (In: „Vorträge über wiſſenſchaftliche und kulturelle Probleme der Gegenwart".) Riga 1913. S. 9.
109) L. Frobenius, Das unbekannte Afrika. München 1921, S. 34.
110) Ed. v. Hartmann, Philoſophie des Unbewußten. 10. Aufl. Leipzig 1890, S. 68ff.
111) H. Bergſon, Schöpferiſche Entwicklung. Deutſch v. G. Kantorowicz. Jena 1912, S. 177 ff.

Dort heißt es im Auszug: „Dabei richten ſich die verſchiedenen Hymenopteren-Arten durchaus nach den verſchiedenen Arten von Beute, mit denen ſie es zu tun haben. Die Stechweſpe, die eine Goldkäferlarve angreift, ſticht ſie nur an einem einzigen Punkte; einem Punkt aber, in dem die motoriſchen Ganglienzellen, und nur dieſe, konzentriert ſind: der Stich in andere Ganglien könnte Tod und Fäulnis, die es zu vermeiden gilt, herbeiführen. Die gelbflügelige Grabweſpe, die ſich die Grille als Opfer erſieht, weiß, daß die Grille drei Nervenzentren beſitzt, die ihre drei Paar Beine in Bewegung ſetzen; oder wenigſtens ſie geht ſo vor, als ob ſie dieſes wüßte.... Freilich fehlt viel daran, daß die Ausführung der Operation immer vollkommen ſei.... Daraus aber, daß der Inſtinkt fehlbar iſt wie der Intellekt, daß er individuellen Abweichungen ausgeſetzt iſt wie der Intellekt, folgt keineswegs, daß der Inſtinkt der Weſpe

durch intelligentes Abtasten erworben sei. Denn gesetzt selbst, die Wespe sei durch Abtasten ihres Opfers im Lauf der Zeit Stück für Stück zur Kenntnis der Punkte gelangt, die man stechen muß, um es reglos zu machen, zur Spezialbehandlung, die man dem Gehirn angedeihen lassen muß, damit Lähmung ohne Tod eintrete — wie annehmen, daß so spezifische Bestandteile einer so präzisen Erkenntnis sich regelmäßig vererbt hätten? Gäbe es innerhalb unserer gesamten bisherigen Erfahrung eine einzige zweifellose derartige Übertragung, kein Mensch würde die Erblichkeit erworbener Eigenschaften leugnen. In Wirklichkeit aber vollzieht sich die erbliche Übertragung angenommener Gewohnheiten in unpräziser und unregelmäßiger Form — vorausgesetzt nämlich, daß sie sich jemals vollzieht.

Nur aber daher stammt diese ganze Schwierigkeit, daß wir das Wissen der Hymenopteren in Verstandesbegriffe übersetzen wollen... Danach müßte die Grabwespe, genau wie der Entomologe, die Lage der Nervenzentren ihrer Raupe, eine um die andere, kennenlernen, müßte zum mindesten die praktische Kenntnis dieser Lagen durch Experiment über den Erfolg ihres Stiches erwerben. Ganz anders dagegen, wenn man zwischen der Grabwespe und ihrem Opfer eine Sympathie — im etymologischen Wortsinne — annimmt; eine Sympathie, die sie gewissermaßen von innen her über die Verletzbarkeit der Raupe unterrichtet. Der äußeren Wahrnehmung braucht dieses Gefühl der Verletzbarkeit nichts zu verdanken, es ergäbe sich einfach aus dem Zusammentreffen von Wespe und Raupe — beide nicht länger mehr als zwei Organismen, sondern als zwei Aktivitäten angesehen. Und dieses Gefühl würde nur der konkrete Ausdruck für beider Beziehungen sein. Wissenschaftliche Theorien können sich freilich auf Erwägungen solcher Art nicht berufen. Sie dürfen die Handlung nicht vor das Organ, die Sympathie nicht vor Wahrnehmung und Erkenntnis setzen. Aber, um es wieder und wieder zu sagen: entweder die Philosophie hat hier überhaupt nichts zu suchen, oder aber ihre Aufgabe beginnt da, wo die Wissenschaft endet. Denn gleichviel, ob die Wissenschaft aus dem Instinkt einen „zusammengesetzten Reflex" macht, oder eine intelligent erworbene und automatisch gewordene Gewohnheit, oder auch eine Summe kleiner, zufällig durch Auslese aufgeschichteter und fest gewordener Vorteile — immer behauptet sie die lückenlose Reduktion des Instinktes, sei es nun auf intelligente Verhaltungsweisen, sei es auf Stück für Stück konstruierte Mechanismen, denen gleich, die unser Verstand zusammensetzt. Und daß die Wissenschaft ihrer Rolle so genügt, bestreite ich nicht. Statt der wahren Analyse eines Gegenstandes wird sie uns immer nur seine Übersetzung in Verstandesbegriffe bieten. Wie aber dann nicht erkennen, daß die Naturwissenschaft selbst die Philosophie dazu einlädt, die Dinge aus anderem Gesichtswinkel zu betrachten?"

112) R. Tischner, Über Telepathie und Hellsehen. Experimentell-theoretische Untersuchungen. Heft 106 der „Grenzfragen des Nerven und Seelenlebens". München 1920. Insbesondere der Abschnitt III (S. 87—125) über die Theorie der Telepathie und des Hellsehens eröffnet dem Nichtfachmann eine Möglichkeit, die verschiedenen, wirklich das Problem erfassenden ernsthaften Theorien sich anzueignen. Man ist als Nichtwissender erstaunt, zu sehen, wie viel experimentelle und theoretische Arbeit hier schon geleistet ist, von der man kaum

eine Ahnung hat. War man doch durch den Mißbrauch des markschreierischen spiritistisch-okkultistischen Zirkels nur allzusehr abgeschreckt, sich ernstlich mit diesen Fragen zu befassen, die so viel Bedeutendes zur Klärung und zum Verstehen ältester Philosophien, wie auch Sagen und Mythen, und Menschheitszustände herbeibringen und uns wohl noch so die Augen öffnen werden, daß wir allmählich von unserem Stolz auf die mechanistische Weltanschauung auch dadurch zurückzukommen lernen.

113) A. Schopenhauer, Gesammelte Werke, Bd. III. Herausgeg. v. A. Griesebach. Leipzig 1891 (Reclam.) S. 319.

114) Dähnhardt, Natursagen I. S. 334/35.

115) Den Gedanken, daß die Zirbeldrüse der Sitz der hellseherischen Funktionen sei, fand ich zum erstenmal bei A. Besant, Die uralte Weisheit. Deutsch v. L. Deinhard. Leipzig 1898. Doch ist der Gedanke auch hier keineswegs originell, sondern nur der Ausdruck einer alten Überzeugung; denn auch Carteſius nennt schon das Corpus pineale die Werkstätte der Seele.

115a) H. Reich, Über die anatomische Lage der Zirbeldrüse nebst einer Bemerkung zu ihrer Funktion. Zeitschrift für gesamte Neurologie und Psychiatrie. Bd. 104, S. 818, Berlin 1925.

115b) Schon Görres sagt in seiner „Mythengeschichte der Asiatischen Welt" (Bd. I, Hinterasiat. Mythen. Heidelberg 1810) über den mythenschaffenden Urmensch: „Der Mensch in dieser Periode ist somnambül, wie im magnetischen Schlafe wandelt er, seines Bewußtseins unbewußt, im tieferen Bewußtsein der Welt einher; sein Denken ist Träumen in den tieferen Nervenzügen; aber diese Träume sind wahr, denn sie sind Offenbarungen der Natur". Diese höchst wertvolle Stelle entdeckte ich erst nach Erscheinen der 2. Auflage.

116) O. Spengler, Der Untergang des Abendlandes. Bd. I, Kap. 2. Bd. II, Kap. 4. München 1922.

117) L. Frobenius, Paideuma. Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre. München 1921, S. 77/78; 59ff.; 66; 110ff.; 115ff.

118) Die Fähigkeit der Schlangen, Tiere zu bannen, wird von allen ohne Voreingenommenheit die Natur beobachtenden Reisenden dargetan. Auch in Brehms Tierleben (Lurche und Kriechtiere, Bd. 2, 4. Aufl. Leipzig und Wien 1913, S. 266/67) gibt O. zur Straßen eine anschauliche Schilderung, ohne sich jedoch über das Wesen der Bannfähigkeit irgendwie zu äußern. Dagegen schreibt Doflein (Hesse-Doflein, Tierbau und Tierleben. Bd. II. Leipzig und Berlin 1914, S. 147): „Daß viele Schlangen... sich von Vögeln ernähren... hat zu einer interessanten wissenschaftlichen Fabel geführt, deren tatsächlicher Hintergrund erst neuerdings seine Deutung erfahren hat. Es ist oft beobachtet worden, daß Vögel bei der Annäherung der Schlange, statt wegzufliegen, wie gebannt sitzen bleiben... Man führte dies auf eine Art hypnotisierenden Einfluß zurück, der von dem schimmernden Auge der Schlange, von dem Glanz ihrer Haut, von den gleichmäßig wiegenden Bewegungen ihres Kopfes und Vorderkörpers ausgehen sollten. Wieviel ist über diese ‚magische Fähigkeit' der Schlangen geschrieben und geheimnißt worden. Der Anblick der Schlange sollte

nach Anderen den Vogel vor Schrecken erstarren machen. Untersuchungen, welche neuerdings im Londoner Zoologischen Garten ausgeführt worden sind, haben zu einem ganz anderen Resultat geführt. Keine Tierart, mit Ausnahme der Affen, erkennt die Schlange als etwas zu Fürchtendes und gibt Zeichen des Schreckens bei ihrem Anblick. Sehr viele Tiere, vor allem kleine Säugetiere und Vögel zeigen aber beim Herannahen eines auffallenden Gegenstandes Aufmerksamkeit, selbst etwas, was man Neugier nennen könnte. Bewegt sich der Gegenstand langsam, bedächtig und leise, so beobachten sie ihn mit gespannter Aufmerksamkeit, aber ohne sich zu bewegen. Erfolgt eine plötzliche schnelle Bewegung, so fliehen sie sofort. Sie benehmen sich so, einerlei ob sich der Kopf einer Schlange, ein Band oder ein menschlicher Finger langsam vor ihnen hin und her wiegt. Stürzt sich nun die Schlange im richtigen Moment rasch auf ihr Opfer, so hat sie es gefangen. Sie braucht dazu keine Zauberei, sondern sie verfährt nach den natürlichen Fähigkeiten ihres Körperbaues und ihrer Instinkte."

Es ist das ein Beispiel moderner Naturlehre. Wie unnatürlich sind schon die Bedingungen im „Zoologischen Garten", wo die Tiere schon bei Beginn des Experimentes an eine ganz andere Umgebung gewöhnt und in der Entfaltung ihrer Instinkte völlig beengt sind. Abgesehen davon, daß der natürliche Ablauf der Vorgänge nach den vielen Schilderungen der mit dem Phänomen doch wesentlich vertrauteren Naturbeobachter keineswegs so einfach und nichtssagend ist, wie es hier dargestellt wird, und daß auch viele andere Tiere dem Bannblick der Schlange unterliegen, ist diese Auseinandersetzung und Beweisführung nur ein typisches Beispiel dafür, wie man der Natur ihre Seele nehmen kann; hat dann die Teile in der Hand, fehlt, leider, nur das geistig' Band!

Diese Bannfähigkeit mit allen näheren Umständen hat mir inzwischen auch ein im Ausland sich aufhaltender und durchaus kritischer Fachgenosse in einer ausführlichen schriftlichen Darlegung als eigenes Erlebnis geschildert.

119) A. Weismann, Vorträge über Deszendenztheorie. 3. Aufl. Jena 1913. S. 184.

120) O. Spengler, Untergang des Abendlandes. II. S. 22ff.

121) Daß er Salomo heißt, hat keine andere Bedeutung als die einer Namensübertragung, wenn auch in des wirklichen König Salomo Wesen mancherlei Anlaß gelegen haben könnte, was später uralte Magiervorstellungen auf ihn übertragen ließ. So galt ja auch Vergil im Mittelalter als der große Zauberer, und so figuriert sogar Petrus als Teufel neben Gott in einer Welterschaffungssage der Ukrainer (vgl. Dähnhardt, Natursagen I. S. 59). Der König David, dann Roland und Dieterich von Bern, auch Gilgamesch, spielen eine ganz ähnliche Rolle. Und wie sehr Frühes auf Spätes übertragen wird, zeigt der Psalm Sal. 2, wo die alte Drachensage auf den jüdischen Feldzug nach Ägypten mit den Römern und auf das Ende des Pompejus umgedichtet ist. (Schürer, Geschichte des Jüdischen Volkes II. S. 589. Zitiert nach H. Gunkel, Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit. Göttingen 1895, S. 79.) In letzterem noch mehr dergleichen (S. 73-74). Trotzdem vermischen

sich auch hier die uralten Sageninhalte nur äußerlich; aber im Wesen sind und bleiben sie uralt, wie die Welt, der sie entstammen.

122) Golther, Germanische Mythologie, S. 514.

123) Für diese und die folgenden Sagen: Dähnhardt, Natursagen I. S. 220—229.

124) F. Delitzsch, Wo lag das Paradies? Eine biblisch-assyriologische Studie. Leipzig 1881.

125) J. G. Frazer, The belief in immortality and worship of the dead. Vol. I. London 1913, S. 69, 74.

126) Das Gilgameschepos, S. 73 (siehe Anm. 151).

127) Es ist merkwürdig, daß in einem neueren, mir erst nachträglich bekanntgewordenen Werk über die Herkunft des Menschen (P. Alsberg, Das Menschheitsrätsel. Versuch einer prinzipiellen Lösung. Dresden 1922) der Verfasser einerseits die absolute tierische Herkunft des Menschen im üblichen deszendenztheoretischen Vorstellungsgang übernimmt, aber doch betont, daß vom Augenblick ab, wo jenes Stamm-Menschentier (Pithek-anthropo-goneus) in die menschliche Entwicklung einerseits und in die tierisch-äffische andererseits einlenkte, ein besonderes Entwicklungsprinzip eintrat. „Der erste Mensch war körperlich und geistig ein völlig getreues Abbild seines tierischen Vorläufers. Nicht durch irgendeine besondere Organbildung oder durch irgendeine Steigerung seines Intellekts unterschied er sich von diesem, sondern einzig und allein durch sein besonderes Entwicklungsprinzip, welches erst sekundär körperliche und auch geistige Änderungen herbeiführte" (S. 377). Was aber ist das anderes als nur die prinzipiell andere Bestimmtheit des Menschenwesens gegenüber dem Tierwesen? Auch hier kann der den Boden der Deszendenzlehre nicht verlassende Forscher nicht anders, als den Menschen für etwas „im Prinzip" anderes als das Tier zu erklären. Ich wüßte nicht inwiefern sich das von allen religiösen Mythen unterschiede, außer in der Ausdrucksweise?

128) Dähnhardt, Natursagen. I. S. 128; 215.

129) Dähnhardt, ibid. S. 166. Daß der Löwe eine unvollendete Züchtung des Tertiärmenschen sei, berichtet auch die theosophische Literatur über Atlantis (s. Anm. 56).

130) Gorion, Sagen der Juden. I. S. 197/98.

131) Dähnhardt, Natursagen. I. S. 212. Ähnliches bei Gorion, S. 189/90.

132) Preller-Robert, Griechische Mythologie. 4. Aufl. S. 103/04.

133) Gorion, Sagen der Juden. I. S. 193.

134) Dähnhardt, Natursagen. I. S. 68.

135) Schopenhauer, a. a. O. Bd. II. S. 196 Anm. (s. Anm. 113).

136) Gorion, Sagen der Juden. I. S. 191/92.

137) H. Holzinger, Genesis. (Kurzer Handkommentar zum Alten Testament. Herausgeg. v. K. Marti. Abt. I.) Freiburg, Leipzig, Tübingen 1898, S. 5; 29. „Das ‚Nennen' im Genesisbericht ist keine müßige Dreingabe, sondern der alte Ausdruck für ins Dasein rufen." Und: „Der Name soll zugleich die Bedeutung des betr. Wesens und seine Stellung zum Menschen ausdrücken."

138) Vgl. Anm. 136.

139) F. W. J. Schelling, Sämtliche Werke 1805—1810. I. Abt. Bd. VII. Stuttgart und Augsburg 1860, S. 246/47.

140) R. Tischner, a. a. O. S. 37 (s. Anm. 112).

141) M. B. Weinstein, Entstehung der Welt und Erde nach Sage und Wissenschaft. 2. Aufl. Leipzig und Berlin 1913 (Nr. 223 „Aus Natur und Geisteswelt").

142) Urkunden zur Religion des alten Ägypten. Herausgeg. v. Günth. Roeder. Jena 1915, S. 273.

143) Gorion, Sagen der Juden. I. S. 199-200. Ebenso: Dähnhardt, Natursagen I. S. 13.

144) Golther, Germanische Mythologie, S. 511-14.

145) Th. C. Chamberlin u. R. D. Salisbury. Geology. Vol. II. Earth History. New York 1906, S. 1—81.

146) Dähnhardt, Natursagen I. S. 82.

147) Dähnhardt, ibid., S. 128.

148) Ar. Olrik, Ragnarök. Die Sagen vom Weltuntergang. Übertragen von W. Ranisch. Berlin u. Leipzig 1922.

148a) Auch hierüber geben die psychologisch so tiefdringenden Anschauungen Danzels (Zitat s. Anm. 7) mittelbar Aufschluß, wenn er zeigt, wie etwa die Beschwörungen oder Zeichendeutungen im Glaubenszustand des Subjekts verankert sind.

149. Übrigens tritt die Verwundung als Mittel zur Ekstase sogar noch bei den alttestamentlichen Propheten gelegentlich hervor, wenn auch nicht bei den größten, echt gottbegabten, sondern nur bei denen geringeren Grades, und führt dort zu Visionen, welche bei den reinen hohen Naturen, wie einem Jesaias, ganz und gar aus der Offenbarung eines göttlich künstlerischen Schauens selbst fließen. Über das Wesen der ekstatischen Visionen beider Art belehrt W. Jacobi, „Die Ekstase der alttestamentlichen Propheten". (In Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Nr. 108.) München-Wiesbaden 1920.

150) Fr. von der Leyen, Deutsches Sagenbuch. Die Götter und Göttersagen der Germanen. München 1909.

151) A. Ungnad, Die Religion der Babylonier und Assyrer. Gilgamesch-Epos und Sintflutsage, S. 101. (In: Religiöse Stimmen der Völker, Bd. III. Jena 1921.)

152) Viele derartige Sagen sind zusammengestellt in J. G. Frazer, The belief in immortality (s. Anm. 125).

153) Vgl. die Darstellung in Preller-Robert (Griech. Mythologie III, S. 1095ff.), wo geradezu Musterbeispiele zusammengetragen scheinen für die rationalistische Art, womit schon im Griechentum ein mythischer Stoff in flachen Alltagsbildern erstickt wurde. Man meint gerade, im Zeitalter unserer pseudowissenschaftlichen Aufklärungsbemühungen zu stehen, wenn man liest, wie eine plumpe Liebesaffäre Agamemnons zur Erläuterung jener Opfersage dient.

154) P. Jensen, Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur. I. Band. Straßburg 1906, S. 811ff.

155) M. Buber, Die Legende des Baalschem. Frankfurt a. M. 1918.

